

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE

13/2005

Rombach Verlag Freiburg

Hofmannsthal
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne
13/2005

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 13/2005

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

Das Hofmannsthal-Jahrbuch wird seit 1999 kontinuierlich
von der Hofmannsthal-Stiftung gefördert.

Die Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft und
die Herausgeber des Jahrbuches danken herzlich für
diese großzügige Unterstützung.

© 2005, Rombach Verlag KG,
Freiburg im Breisgau
1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten
Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach
Herstellung: Stiehler Druck & media GmbH, Denzlingen
Printed in Germany
ISBN 3-7930-9436-7

Inhalt

Zum Gedenken an Rudolf Hirsch (1905–1996)

7

Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel
Briefe

*Mitgeteilt und kommentiert
von Riccardo Concetti*

11

Hugo von Hofmannsthal
Vier Briefe an Paul Kahn aus dem Jahre 1905

*Herausgegeben und kommentiert
von Ernst Schulin*

169

Nilpferde in den Gärten der Semiramis.
Hofmannsthals »Cristinas Heimreise« im
Licht zeitgenössischer Rezeption
(1910–1930)

Herausgegeben von Mathias Mayer

179

Peter Michael Braunwarth

Minutenlang ausgerutscht oder ununterbrochen ausgeglitten?
Anmerkungen zu einer neuen Schnitzler-Edition

295

Ludwig Dietz

Kafka und Beilis

Marginalien zu einer vernichteten »Erzählung« und dem nicht
überlieferten ersten Vertrag mit dem Verlag Die Schmiede

301

Hofmannsthal-Bibliographie 1.9.2004 bis 31.8.2005

Zusammengestellt von G. Bärbel Schmid

331

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e. V.	
Mitteilungen	355
Siglen- und Abkürzungsverzeichnis	360
Anschriften der Mitarbeiter	369
Register	371

Zum Gedenken an Rudolf Hirsch (1905–1996)

für den der erste Vers des »Reiseliedes«
zu den »unerhörten« Zeilen deutscher Lyrik gehörte

Mitgeteilt von Konrad Heumann
für den Vorstand der Hofmannsthal-Gesellschaft und
die Herausgeber des Hofmannsthal-Jahrbuches

Am 19. August 1898 schob Hofmannsthal über fünf Stunden lang sein Fahrrad vom schweizerischen Brieg auf die Paßhöhe des Simplon, wo sich ihm ein Szenario »von einer unbeschreiblichen Großartigkeit« eröffnete: »Abgründe, in die man ganze Bergketten hineinwerfen könnte, Gletscher bis an die Straße herab, Schutzdächer, über die das Wasser herunterschäumt und nach rückwärts riesige Bergketten und sich kreuzende mit Schatten erfüllte Täler«. Angesichts dieser unwiderstehlichen Kraft und Größe kamen ihm vier Zeilen in den Sinn, die er genau ein Jahr zuvor in Verona niedergeschrieben hatte: »Wasser steht, uns zu verschlingen / rollt der Fels uns zu erschlagen, / kommen schon auf starken Schwingen / Vögel her uns fortzutragen«. Die Zeilen waren als Teil eines Versgesprächs entstanden. Eingebettet in eine allgemeine Reflexion über die Existenz des Menschen hatten sie damals einen eher abstrakten Sinn. Nun, unter dem Eindruck des Erlebnisses am Simplonpaß, füllten sie sich mit neuem Leben. Nachdem Hofmannsthal am folgenden Tag durch die Gondoschlucht an den Lago Maggiore und dann mit der Eisenbahn weiter nach Lugano gefahren war, schrieb er mit flüchtiger Hand die erinnerten Verse leicht abgewandelt auf und fügte ihnen ein zweites Quartett hinzu, das den sich überstürzenden Ereignissen der ersten vier Zeilen den ruhigen Blick auf ein verheißungsvolles Land gegenüberstellt. Auf demselben Blatt, in erstaunlicher Ökonomie des Arbeitsprozesses, entstanden aus dieser neuen Strophe zwei Terzette, indem die zwei in der ersten Fassung gestrichenen Verse zunächst verändert und dann nach unten verschoben wurden. Der erwogene Titel evoziert die Situation, der seine Entstehung geschuldet war: »Alpenstrasse und Italien«. Dieser konkrete Bezug wird in der Reinschrift, die auf den 22. August datiert ist, wieder getilgt. Nun heißt das Gedicht »Reiselied«.

21 VIII 98

Aber immer

Wasser stürzt uns zu verschlingen
 Rollt der Berg uns zu verschlingen
 Kommen schon auf starke Schlingen
 Vögel her uns wegzutragen

Aber unten liegt ein Land
 Früchte spiegeln sich ohne Ende
~~Marmorstein und Marmorwand~~
~~steigt~~ ^{aus} ~~heraus~~ aus der Mauer ^{am} ~~her~~
 in den altlosen Seen
 und die letzten Hüde sehen

~~Aber~~ ^{immer} und ~~immer~~

Wasser stürzt uns zu verschlingen
 Rollt der Fels uns zu verschlingen
 Kommen schon auf starke Schlingen
 Vögel her uns fortzutragen —

Aber unten liegt ein Land
 Früchte spiegeln sich ohne Ende
 in den altlosen Seen
 Marmorstein und Marmorwand
 steigt aus flachen Gelände
 und die letzten Hüde sehen

ED

(115)

20008

Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt am Main
 (E II 115 - FDH 20008)

Alpenübergang

Wasser stürzt uns zu verschlingen
 Rollt der Berg uns zu erschlagen
 Kommen schon auf starken Schwingen
 Vögel her uns wegzutragen

Aber unten liegt ein Land
 Früchte spiegeln ohne ende
^{Brunnenrand}
~~Marmorstirn und Marmorhand~~
^{steigt} ~~hebt sich aus den Blumenwiesen~~ ^{außen}
 in den alterslosen Seen
 und die leichten Winde wehn.

Alpen^{strasse} und Italien.

Wasser stürzt uns zu verschlingen
 Rollt der Fels uns zu erschlagen
 Kommen schon auf starken Schwingen
 Vögel her uns fortzutragen –

Aber unten liegt ein Land
 Früchte spiegelnd ohne Ende
 in den alterslosen Seen

Marmorstirn und Brunnenrand
 steigt aus Blumigem Gelände
 und die leichten Winde weh'n.

Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel

Briefe

Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Concetti

Einleitung

I.

»Abgesehen von George, erkannte Hofmannsthal sehr wenige unter den Autoren seiner Zeit, insbesondere deutscher Zunge, als seinesgleichen an«.¹ Mit dieser Behauptung leitet Leopold von Andrian, ganz in dem für ihn charakteristischen Stil der apodiktischen Urteile, den Abschnitt seiner »Erinnerungen an meinen Freund« ein, in denen er das Verhältnis Hofmannsthals zu seinen Zeitgenossen erörtert. Weiter heißt es:

Dagegen schätzte er unter den Dichtern etwas kleineren Formats als er selbst, die nicht zum Vergleich mit ihm in Betracht kamen, solche, die sicher in ihrem Handwerk und echt in ihrer Inspiration, mit einem Wort, die wirkliche Künstler waren. Mit Max Mell zum Beispiel und mit Rudolf Alexander Schröder und nicht minder mit Robert Michel verband ihn künstlerisches und auch freundliches Interesse.²

Beiläufig formuliert Andrian hier einen Kanon, dem – wiewohl im Einzelnen zu hinterfragen – große Bedeutung zukommt. Es wäre durchaus interessant, einmal ausführlich der Frage nachzugehen, ob in Hofmannsthals Netzwerk des literarischen Patronats eine Systematik erkennbar ist: Der vorliegende Beitrag vermag indes das Thema nur in einem Teilaspekt zu streifen, denn er ist Robert Michel gewidmet, demjenigen der oben genannten Trias, den man zu den »Verschollenen«³ der

¹ Leopold von Andrian: Erinnerung an meinen Freund. In: Helmut A. Fiechtner (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. 2., veränderte Aufl. Bern, München 1963, S. 70–81, hier S. 76.

² Ebd., S. 77

³ Hans Heinz Hahnl: Hofräte, Revoluzzer, Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten. Wien 1990, S. 152–57.

österreichischen Literatur zählt. Im Fall dieses Autors, der selbst zu Lebzeiten keine breite Wirkung erreichte, scheint die Forschung übersehen zu haben, daß er Hofmannsthal in jahrzehntelanger freundschaftlicher Beziehung verbunden war, ja, daß seine literarischen Anfänge unter dessen Schutz standen.⁴ Die Herausgabe des Briefwechsels zwischen beiden Autoren bietet nun eine Gelegenheit, dem Vergessen entgegenzuwirken: Neben dem Versuch, die Konturen dieser am Rande der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung gebliebenen Figur zu umreißen, soll aufgezeigt werden, aus welchen Motiven heraus Hofmannsthal Michel unterstützte und ihm eine nicht marginale Rolle bei seinen Kriegspublikationen einräumte, ja, ihn im Laufe der Zeit geradezu als Inbild des österreichischen Dichters ansah. Bevor diesen Fragestellungen nachgegangen werden kann, seien einige Aspekte aus dem Leben und Werk Robert Michels erwähnt.

II.

Robert Michel kam am 23. Februar 1876 im Meierhof von Chabeřice an der Sazava (Bezirk Kuttenberg), in Böhmen, auf die Welt. Väterlicherseits Deutscher, mütterlicherseits Tscheche, fing das Zusammenleben der Nationen für diesen Schriftsteller schon bei seiner Familie an; selbstverständlich, daß er sich später als Mittler zwischen deutscher und slawischer Welt verstand. Der junge Michel besuchte anfangs das deutsche Gymnasium in Prag, das er jedoch 1890 nach dem Tod des Vaters aus finanziellen Gründen verlassen mußte, um seinen Unterricht in der Prager Kadettenschule fortzusetzen. 1894 wurde Michel in sein erstes Regiment nach Fiume eingeteilt, womit die zahlreichen Reisen und Versetzungen ihren Anfang nahmen, die ihn durch die Monarchie führen und sie lieben lehren sollten.

⁴ Die einzig vorliegende Studie ist: Werner Volke: »Auf der Südostbastion unseres Reiches«. Zum 100. Geburtstag von Robert Michel und als Beitrag zur Geschichte von Hofmannsthals »Österreichischer Bibliothek«. In: HB 15 (1976), S. 128–139. Weitere Gesamtstudien zu Michel: Johanna Ortner: Robert Michel. Ein österreichischer Dichteroffizier. Leben und Werk. Wien: Diss., 1945; Ferruccio Delle Cave: Robert Michel. Eine monographische Studie. Innsbruck: Diss., 1978; Andrea Frindt: Übernationale Haltung und Vermittlung slawischer Landschaft und Kultur im Werk Robert Michels (1876–1957). Berlin: Magisterarbeit, 1996.



FDH, Leihgabe Octavian von Hofmannsthal

Ungefähr nach einem halben Jahr ereignete sich ein Glücksfall, der ausschlaggebend werden sollte für Michels spätere literarische Karriere. 1895 wurde er zum Leutnant ernannt und ins bosnisch-herzegowinische Infanterieregiment Nr. 4 nach Wien versetzt. Dort kam es im Herbst 1896 zur Begegnung Michels mit Leopold von Andrian (1875–1951), einem Menschen, der einen kaum ermeßbaren Einfluß auf seine Entwicklung nahm und mit dem er bis zu dessen Tod in engster Freundschaft verbunden war. Michel, der schon in seiner Schulzeit schriftstellerische Interessen gezeigt hatte, traf auf einen Dichter, der sein künstlerisches Bewußtsein zu wecken wußte und ihn in den literarischen Kreis des Jungen Wien einführte, wo Michel neben Hofmannsthal auch mit Hermann Bahr, Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hofmann Umgang pflegen konnte. Die hier geknüpften Kontakte waren von entscheidender Bedeutung, als er selbst zu schreiben begann. Schon im Sommer 1898 regten ihn die Erlebnisse mit den bosnischen Muslimen seines Regiments zu einer Erzählung an, »Osmanbegović«, die er in Andrians Begleitung Bahr zeigte, der sie für seine Wochenschrift »Die Zeit« annahm. Diese erste Novelle erwies sich als wegweisend: Denn gerade die Versetzung (im Herbst 1898) ins Okkupationsgebiet Bosnien-Herzegowina, nach Mostar und dann in die kleine Garnisonsstadt Ljubuški, gab den Ausschlag für Michels weitere schriftstellerische Tätigkeit. Wie wichtig die Begegnung mit diesem Land war, zeigen die auf dieser Erfahrung fußenden Erzählungen, Romane und Theaterstücke, die er in den folgenden Jahrzehnten produzierte.

Im April 1900 erhielt Michel einen Posten als Lehrer für Deutsch, Französisch und Militärgeschäftsstil an der Infanteriekadettenschule in Innsbruck, wo er privat und beruflich gute Jahre verbrachte: Hier heiratete er im Dezember 1903 Eleonore Snížková (in dieser Ehe wurden drei Kinder: Leopold, Adalbert und Agathe, geboren); auch befreundete er sich 1901 mit Ludwig von Ficker, an dessen ab 1910 herausgegebener Zeitschrift »Der Brenner« er in den ersten Jahrgängen mitwirkte.⁵ 1907 kam Michels erster Novellenband »Die Verhüllte« bei S. Fischer heraus. Im selben Verlag folgten 1909 der Roman »Der Steinerner Mann« und

⁵ Vgl. Ferruccio Delle Cave: Robert Michel als Mitarbeiter des »Brenner«. Ein Beitrag zur Entstehung und zu den frühen Jahrgängen der Zeitschrift. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv, 5 (1986), S. 63–72.

das Drama »Mejrima«; 1911 die »Geschichten von Insekten«; 1915 der mit dem Kleist-Preis ausgezeichnete Roman »Die Häuser an der Džamija«; 1916 dann die »Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn«; 1917 das Lustspiel »Der weiße und der schwarze Beg«, »Briefe eines LandsturMLEutnants an Frauen« und zuletzt 1919 das Drama »Der Heilige Candidus« sowie die Novellensammlung »Gott und der Infanterist«.⁶ Erst 1907 kam Michel für einige Monate wieder in die Herzegowina. Dem folgte eine lange Beurlaubung, die er 1909 unterbrach, um in Graz die Korpsoffiziersschule zu absolvieren. Vom Februar 1912 bis 1914 diente er als Bibliothekar im Kriegsarchiv in Wien.

Nach Kriegsausbruch war Michel zunächst als Gruppenführer und Zensor für die ausländischen Journalisten im Kriegspressequartier tätig. Anfang 1915 folgte er Andrian bei dessen Missionen im Dienst des k. u. k. Ministeriums des Äußern als militärischer Berater zuerst nach Krakau, dann bis Anfang 1917 nach Warschau. Danach wurde er in den Aktivdienst eingeteilt und kämpfte bei den Kaiserjägern an der Südfront in Italien. Im November 1915 publizierte Michel im Rahmen der von Hofmannsthal herausgegebenen Reihe »Österreichische Bibliothek« einen Sammelband aus seiner früheren Produktion: »Auf der Südostbastion unseres Reiches«. Im August 1917 kam die Beförderung zum Major und die Versetzung an die galizische Ostfront. Nach Einstellung der Feindseligkeiten im Osten erhielt Michel vom Armeeoberkommando den Auftrag, ein Programm für propagandistische Filme mit bosnisch-herzegowinischem Sujet auszuarbeiten; er beteiligte sich daran sogar soweit, daß er die Aufnahmen selbst leitete und im Sommer 1918, auf einer Filmexpedition in Bosnien, zwei Filme drehte.⁷ Ein weiterer Erfolg stellte sich ein, als Andrian im April 1918 von Kaiser Karl zum Generalintendanten der Hoftheater ernannt wurde und zur vorläufigen Leitung des Burg- und Akademietheaters ein »Dreierkollegium« einsetzte: Hermann Bahr, Max Devrient und Robert Michel; wenige Monate darauf trat Andrian infolge des politischen Umsturzes zurück und das Kollegium wurde aufgelöst.

⁶ Daß Michel viele Jahre bei S. Fischer veröffentlichte, ist ein Indiz für die Anerkennung, die seinem Werk von vielen Seiten gezollt wurde. Doch wäre die Annahme irreführend, dies hätte einem Publikumserfolg entsprochen, denn seine Bücher ließen sich schwer verkaufen.

⁷ Es handelt sich um die Titel: »Die Wila der Narenta« und »Der Schatzgräber von Blagaj«. Vgl. Robert Michel: Mein erster Film. In: Neue Freie Presse 2. 5. 1920, S. 1–3.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie lebte Michel als freier Schriftsteller in Wien. Auf die große Umwälzung scheint er positiv reagiert zu haben: Das Zukunftsvertrauen, ja geradezu die Unternehmungslust jener Jahre hingen hauptsächlich mit seinen vielfältigen Beteiligungen im Kinogeschäft zusammen. Bedauerlicherweise brachten die allerdings nicht den erwarteten Erfolg. Statt dessen erlitt Michel erhebliche finanzielle Verluste.⁸ Hinzu kam 1925 der Tod seines Sohnes Adalbert und die Geisteserkrankung seiner Frau. Er reagierte auf diese Schicksalsschläge mit Flucht in die literarische Arbeit: 1927 kam der Roman »Jesus im Böhmerwald« heraus, für den er den Adalbert-Stifter-Preis erhielt. Eine ähnliche Anerkennung wurde dem Roman »Die Burg der Frauen« (1934) zuteil, in dem Michel die Sage von Libussa und Primislaus bearbeitete. 1937 wurde er dafür mit dem Tschechoslowakischen Staatspreis ausgezeichnet. Seine Einstellung gegenüber dem Nazi-Regime war komplex und bedürfte einer eingehenden Untersuchung. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, daß seine Vergangenheit als k.u.k. Major, die literarische Produktion, die Freundschaft mit dem Legitimisten Andrian sowie andere Faktoren⁹ bezweifeln lassen, daß er Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie war; andere Tatsachen, wie die Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer oder die Beteiligung am 1938 vom Bund deutscher Schriftsteller Österreichs im Wiener Kristall-Verlag veröffentlichten Bekenntnisbuch österreichischer Dichter scheinen jedoch dafür zu sprechen – und doch galt er nach dem Krieg nicht als politisch belastet.

Seine weitere Produktion umfaßt die Romane: »Die Augen des Waldes« 1946, »Die allerhöchste Frau« 1947, »Die Wila« 1948. Nachdem seine erste Frau, Eleonora Michel,¹⁰ die seit mehr als einem Jahrzehnt in einer Salzburger Nervenheilanstalt lag, 1941 Opfer der Euthanasie wurde, heiratete Michel 1948 Hermine Marek-Kolb. In den 50er Jahren

⁸ Vgl. Agathe Michel-Mossetig: Das Bild des Vaters: Erinnerungen an Robert Michel. In: Die Furche 21. 12. 1968, S. 31.

⁹ Schon 1933, nach Hitlers Machtübernahme in Deutschland, gründete Michel einen Feuilletonvertrieb, RO.MI., mit dem er – rein formal – das Geschäft Cäcilie Tandlers, die jüdischer Abstammung war, übernahm, so daß sie durch ihn gedeckt in Deutschland weiter arbeiten konnte. Während des Krieges soll er sie nach eigenen Aussagen als seine Schwester ausgegeben und ihr Unterschlupf gewährt haben.

¹⁰ Siehe unten Anm. 360.

erhielt Michel die feierliche Anerkennung des Staates: 1951 wurde ihm vom Bundesministerium für Unterricht der Professorentitel und die Ehrenmedaille der Stadt Wien verliehen. Nach seinem Tod am 12. Februar 1957 in Wien wurde er auf dem Grinzinger Friedhof beigesetzt.

III.

Herbst 1896, ein Abend bei Leopold Andrian in der Habsburgergasse 5. Ich, ein Zwanzigjähriger, sitze in meiner hellblauen bosnischen Leutnantsuniform da und soll in den nächsten Augenblicken »den größten österreichischen Dichter« kennenlernen. [...] Jede Beklemmung ist sofort gewichen, als ich in Hofmannsthals Augen blickte, die, gütig und beredt, weit rascher eine Verständigung ermöglichen, als es Worte vermögen.¹¹

Mit diesen Worten schildert Michel seine erste Begegnung mit Hofmannsthal: Bemerkenswert ist, wie in dieser Szene alle Erwartungen auf den ersten Augenblick zulaufen, in dem Michel die Zuneigung gewahrt wird, die ihm »der größte Dichter« entgegenbringt, er aber zugleich auch den großen, nie überbrückten Abstand erkennt, der sie trennt, und der in dem nicht vergleichbaren literarischen Wert ihrer Produktionen begründet liegt. In einem Brief vom 1. 2. 1899 gibt Michel eine beinahe körperlich-räumliche Schilderung dieses Verhältnisses, in dem wiederum der gemeinsame Freund Andrian (»Poldi«) eine wichtige Stelle einnimmt: »Dein Brief kam erst in Florenz in meine Hände und zwar den Tag vor Poldis Ankunft. Neben dem Poldi bin ich noch immer der Alte von Wien, der in irgendeiner Zimmerecke ruhig saß und zuhörte während Ihr zusammen sprach [...]«. Michel rückt seine eigene Person bescheiden in den Hintergrund und stellt sich als stillen, unscheinbaren, aber aufmerksamen Zuhörer dar. Daß er aber darauf bedacht ist, diese Beziehungen für sich zu nutzen, ist kaum zu überlesen. De facto spielten Hofmannsthal und Andrian, wenngleich mit verschiedenen Aufgaben und unterschiedlicher Sensibilität, eine tragende Rolle beim Entstehen der Michelschen Werke: Andrian fiel als Erstem die Aufgabe zu, die neuesten Texte des Freundes zu lesen. Dabei fühlte er sich aufgrund

¹¹ Robert Michel. In: Fiechtner (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 1), S. 66.

der großen Vertrautheit mit »Robby« und weil seine größte Sorge dem mitunter ungelenten Stil des Freundes galt, dazu berechtigt, korrigierend in die Texte einzugreifen. Hofmannsthals Beraterrolle war hingegen zum einen wesentlich diskreter. Zum anderen beschränkte sich dieser niemals nur auf das Lesen und Kommentieren, sondern bemühte sich, seine Kontakte zum Verlags- und Zeitungswesen zugunsten des angehenden Schriftstellers einzusetzen, wobei er den meisten Aufwand betrieb, Michel beim Samuel Fischer-Verlag zu etablieren, wo alle Autoren des Jungen Wien gleichsam beheimatet waren.

Die Wahrnehmung dieses praktischen Beistands allein ist jedoch noch nicht ausreichend. Es muß auch den Gründen für die Anteilnahme Hofmannsthals am Schaffen Michels nachgegangen werden. Selbst wenn man von jeglicher psychologischen Vertiefung absieht und die Untersuchung auf streng literarische Belange beschränkt, stellt sich die Frage, aus welchem Verständnis von Literatur heraus Hofmannsthal sich der Produktion Michels annahm? Zahlreiche Stellen aus dem Briefwechsel weisen darauf hin, daß der »ausschweifende«, »rastlose«¹² Leser Hofmannsthal bei Michel genuine literarische Begabung vorfand: »Denn was Du arbeitest, geht aus einem so üppigen feuchtwarmen Weltgefühl hervor, aus einer solchen Lebensatmosphäre, daß Du wohl von Natur davor bewahrt bist, etwas von den trockenen Häßlichkeiten des métier zu empfinden« [Brief Nr. 7]. Diese Überzeugung bringt Hofmannsthal noch deutlicher auf den Punkt in einer Notiz, die bezeichnenderweise mit 1915 datiert ist. Dort heißt es: »ad Michel: es braucht nicht die Sprache gegeben sein sondern das innere Gefühl für die Geschöpfe u Gebilde, ihre Abstufungen und ihre Herzenskämpfe«.¹³ Der Kontext, vor dessen Hintergrund dieser Satz klarer wird, ist jener der kriegspublizistischen Tätigkeit Hofmannsthals, denn die Aufzeichnung gehört zu den Vorbereitungsskizzen zur »Österreichischen Bibliothek«. In diesem Umstand entpuppt sich eine merkwürdige Entsprechung: Indirekt wird hier der Zusammenhang bestätigt, der zwischen Michels »Gefühl für die Geschöpfe« und einer die Zielsetzungen der Staatspropaganda mitverant-

¹² Gert Mattenklott: Hofmannsthals Lektüre französischer Realisten: Stendhal, Balzac, Flaubert. In: HB 34 (1986), S. 58–73, hier S. 58.

¹³ Freies Deutsches Hochstift, Sign. E IVB 110. 6. Ich danke Ellen Ritter für diesen Hinweis.

wortenden Literatur besteht. Wie dies möglich ist, wird deutlich, wenn man einige Werke des Autors kurz Revue passieren läßt.

So prägend sich die Dienstzeit vom Herbst 1898 bis April 1900 in der Herzegowina auch erwies, darf dennoch nicht angenommen werden, daß Michel die Trennung von Wien leicht fiel. Denn im Wiener Kulturleben und nirgendwo sonst hatte er den »geistigen Zusammenschluß mit dem Leben der Gegenwart«¹⁴ gefunden und die moderne österreichische und europäische Literatur kennengelernt. Anhand des Tagebuchs und seiner (z. T. unveröffentlichten) Korrespondenz mit Andrian läßt sich ein Eindruck seiner damaligen Lektüren gewinnen. Die darin vorkommenden Namen (u. a. D'Annunzio, Hamsun, Jacobsen, Loti, Maupassant, France, Maeterlinck) weisen auf eine gewisse Empfänglichkeit für die Instanzen der Moderne hin: Und tatsächlich verarbeiten seine Werke aus dem Beginn des Jahrhunderts, etwa die Romane »Der Jäger«¹⁵ oder »Der steinerne Mann«,¹⁶ Motive und Themen, die um die Jahrhundertwende Hochkonjunktur hatten: Im Mittelpunkt seiner seltsamen »innig-naiv und doch wieder fast abstrus [...] empfunden[en]«¹⁷ Geschichten stehen Schicksale männlicher Hauptfiguren, die, von ihren unaussprechlichen Trieben überfallen, in einen Sog verstörter neurotischer Zustände und Wahrnehmungen gezogen werden, aus denen ihnen die Liebe (zu) einer Frau heraushilft. Die Eigentümlichkeit der poetischen Visionen Michels kommt hier kaum zum Vorschein, wohingegen das Erzählte Gefahr läuft, in ein klischeehaftes Rettungsschema zu verfallen.

Im Gegensatz dazu trat Michels Originalität am deutlichsten in jenen Erzählungen zutage, in denen die psychischen Grenzerfahrungen seiner Figuren an einem Ort spielen, der tatsächlich eine geographische Grenze darstellt: Zum Besten der Michelschen Produktion zählen somit jene Novellen, in denen die Wiener Nervosität aufgeht in der gefährlich-faszinierenden, mit einem Wort: exotischen Landschaft Bosnien-Herzegowinas – wie es etwa in der Novelle »Die Verhüllte« beschrieben wird:

¹⁴ Robert Michel: Aus eigener Werkstatt. Unveröffentlichtes Typoskript. In: Österreichisches Literaturarchiv, 125/W408, S. 7.

¹⁵ Robert Michel: Das letzte Weinen. Wien 1912, S. 7–140.

¹⁶ Robert Michel: Der steinerne Mann. Berlin 1909.

¹⁷ Vgl. Ludwig von Fickers Brief an Michel vom 11.7.1910, in: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909–1914. Hrsg. von Ignaz Zangerle u. a. Salzburg 1986 (Brenner-Studien 4), S. 34.

Die Sonne zeigte eben noch die obere Hälfte, die einer kostbaren Kuppel ähnlich am Horizonte stand. Zu beiden Seiten dieser Kuppel ragten, schlanken Minaretten gleich, hohe Fabrikschlote. Diese Moschee beherrschte mit ihrer Pracht das ganze Bild. Der übrige Horizont zeichnete sich nur in undeutlichen Umrissen, die der Einbildungskraft weiten Spielraum ließen, und die Stadt selbst lag im violetten Dunst, der einem abendlichen Meer zu entsteigen schien. In der Nähe das Neugebäude mit den runden Türmen störte durchaus nicht und noch weniger störten die Soldaten in Fez. Das war ein Stück Orient.¹⁸

Allen Erzählungen aus der Sammlung »Die Verhüllte« – geschrieben zwischen 1898 und 1906 – liegt implizit oder explizit diese Metamorphose der Modernitätserfahrung in die (Selbst-)Projektion des erzählenden Subjekts auf die als orientalistisch empfundene Landschaft Bosnien-Herzegowinas zu Grunde. Diesem Muster entsprechen auch Texte wie »Herzegowinische Hirten«¹⁹ oder »Vom Podvelež«,²⁰ in denen kein Europäer am Geschehen beteiligt ist oder gar vorkommt, wogegen die Handlung von stolzen, schweisgsamen Bosniern, meist Hirten, vorangetrieben wird, deren radikale Triebe zu stets extremen Lösungen der Konflikte führen. Bei der Schilderung dieser Figuren wird auf jeglichen Einblick in ihre Gedankengänge verzichtet. Statt dessen scheint diese konsequent eingenommene Erzählpaltung, »fast nur die Oberfläche der Menschen, Dinge und Vorgänge [zu] berühren«²¹ – ohne freilich naturalistische Objektivität anzustreben: Denn in Wirklichkeit zielen die langen, bisweilen von der Handlung scharf abgetrennten Schilderungen der ungewohnten Orte oder ethnographischen Kuriositäten darauf ab, Faszination und Verwunderung zu erregen. Die strenge Außenperspektive dient nämlich der Heraufbeschwörung einer unberührten Welt, hinter der man freilich die Erwartungen und Vorspiegelungen des Europäers wieder erkennen muß. Besser noch: Novellen wie »Die Verhüllte«, »Die drei Musikanten« oder »Oberleutnant Neviny«²² zeigen deutlich, daß im Mittelpunkt dieser Literatur die Befindlichkeit des Fremden im Fremdland steht, ja des österreichischen Offiziers (die Hauptfiguren der letzterwähnten Texte

¹⁸ Robert Michel: *Die Verhüllte*. Berlin 1907, S. 9–40, hier S. 12.

¹⁹ Ebd. S. 9–40.

²⁰ Ebd. S. 107–136.

²¹ Joseph Mühlberger: Robert Michel. In: *Die Literatur* 32 (1929/30), S. 391.

²² Robert Michel: *Die Verhüllte* (wie Anm. 18), S. 137–234.

sind k.u.k. Offiziere), der okkupiert und seinerseits von der Schönheit des okkupierten Landes in den Bann gezogen wird.

Beachtenswert an diesen Novellen ist darüber hinaus, daß der Autor Töne der Kritik an der impliziten Aggressionslust laut werden läßt, die hinter den (Liebes-)Abenteuern der Hauptfiguren, ihren Irrläufen durch die Mostarer Gassen oder die Bergpfade des Karstes, kurzum, hinter dem inszenierten Fernweh sichtbar wird. Dessen ungeachtet entkommen diese Erzählungen jener Ambivalenz nicht, die der exotischen oder Reiseliteratur der Zeit gleichsam inhärent war. Denn trotz des Versuches, sich von verschrobenem Orientalismus zu distanzieren, unterläßt es Michel letztlich nicht, den Anschluß an die hohe Auflagenzahlen erzielende exotische Belletristik etwa Pierre Lotis zu suchen. Von daher verwundert nicht, daß diejenigen, die sein Schaffen wahrnahmen, ihn schlicht als den Entdecker²³ der literarischen Provinz Bosnien-Herzegowina feierten oder aber ihn mit kaum verhaltener Ironie als den »Kipling dieses österreichischen Orients«²⁴ vorstellten.

Folgt man dieser Tradition, und ordnet Michels Werke in die breite Rubrik der orientalistischen Literatur²⁵ ein, so ist eine zentrale Frage nicht zu umgehen: Wie verhalten sich Michels Geschichten zur historischen Wirklichkeit? Hierzu kann das Nachlaßmaterial wichtige Informationen liefern. Noch in Wien fand Michel für seine künftige Mission in Bosnien eine bezeichnende Formulierung. Er sah sich zum »Friedenslieutenant«²⁶ bestimmt. Denn in der Tat verstand sich die Monarchie, die mit ihrem Heer das Land besetzte, lieber als Friedens- denn als Okkupationsmacht, d. h. als Trägerin und Vermittlerin von Kultur und Fortschritt. Zwar steht dieser Umdeutung der militärischen Okkupation Österreichs als eine Art Kulturmission die noch in Wien geschriebene

²³ »Man kann wohl sagen, daß er dieses Land eigentlich entdeckte und durch seine Schilderungen mit Romantik füllte.« Vgl. Egon Dietrichstein: Robert Michel. Ein Porträt. In: Neues Wiener Journal, 11. 9. 1918, S. 6. Dieser Originalitätsanspruch ist nicht ganz begründet. Zwei Autorinnen hatten sich vor ihm ebenfalls dem südslawischen bzw. bosnischen Stoff gewidmet: Mara (Marie) Cop-Marlet und Milena (Preindlsberger-) Mrazović. Vgl. J. Matl: Südslawische Studien. München 1965, S. 394f. Vgl. dazu auch Frindt: Übernationale Haltung (wie Anm. 4), S. 39.

²⁴ Robert Franz Arnold: [Rezension zu »Der weiße und der schwarze Beg«]. In: Die Literatur 32 (1929/30), S. 596.

²⁵ Zu diesem Thema siehe: Edward W. Said: Orientalism. New York 1978.

²⁶ Vgl. Michels Brief an Andrian vom 9. 8. 1896, in: DLA, A: Andrian.

Erzählung »Osmanbegović«²⁷ gegenüber, in der der junge, noch nicht in den Bann des Märchenlandes gezogene Autor es schafft, Hinweise auf die österreichische Ambivalenz zu geben.²⁸ Aber im Laufe der Zeit und mit den folgenden Werken nehmen die bukolischen Elemente auffällig zu, die Darstellung der fremden Bräuche wird detaillierter: Die Atmosphäre gleicht dabei immer mehr einer Hirten- oder Dorfidylle in einer an der Grenze von Orient und Okzident gelegenen Welt. Der Bogen reicht hier von den ethnographischen Büchern mit Fotografien oder Zeichnungen²⁹ bis zu den Filmen: Es handelt sich insgesamt um Werke, deren erklärte Absicht es war, das vermeintlich ursprüngliche, unverfälschte, weil vom Einbrechen der Modernität noch nicht bedrohte Gesicht des Fremdlandes augenfällig zu machen. Als Höhepunkt dieser Poetik muß der Roman »Die Häuser an der Džamija«³⁰ gelten, an dessen Qualität Hofmannsthal keine Zweifel hegte. In seiner Besprechung vom 14. Juni 1913 schreibt er ohne Umschweife: »sie [d. h. die herzegowinische Dorfgeschichte] ist Dein Meisterstück« [Brief Nr. 74]. Insbesondere »die sinnliche Anschaulichkeit« wird gelobt, die gekonnte Handhabung des spannungsgeladenen Stoffes der konfessionellen Konflikte in Bosnien-Herzegowina, aus der ein Text resultiere, in dem jedwede gesellschaftlichen Spannungen zu »kleinen Katastrophen der äußeren Welt« [ebd.] sublimiert würden. Indirekt erkennt hier Hofmannsthal ein wichtiges Merkmal der Michelschen Produktion, dessen er sich wenige Jahre später entsann, als es galt, Österreichs Kriegseintritt ideologisch zu untermauern. Gemeint ist die Tatsache, daß »das Naturhafte dieser Menschenwelt«, die Michel in den »Häusern an der Džamija« zeigt, als Fortschreibung der mit oder ohne Waffen geführten Kulturmission des österreichischen »Friedensleutnants« im Osten verstanden werden kann und will. Denn so weltenfern auch die Monarchie in diesem Roman zu sein scheint, wo weder Beamte noch Offiziere das geschlossene Bild

²⁷ Robert Michel: *Die Verhüllte* (wie Anm. 18), S. 63–74.

²⁸ Vgl. Riccardo Concetti: *Der gerettete Orient. Zu Robert Michels Novellensammlung »Die Verhüllte«*. In: Wolfgang Müller-Funk, Birgit Wagner (Hrsg.): »Postkoloniale« Konflikte im europäischen Kontext. Wien 2005. Erscheint demnächst.

²⁹ Robert Michel: *Mostar. Mit photographischen Aufnahmen von Wilhelm Wiener*. Prag 1909. Robert Michel: *Fahrten in den Reichslanden. Bilder und Skizzen aus Bosnien und der Hercegovina. Mit 25 Zeichnungen von Max Bucherer*. Wien-Leipzig 1912.

³⁰ Robert Michel: *Die Häuser an der Džamija*. Berlin 1915. Neudruck: Graz 2004.

herzegowinischen Lebens und das Lokalkolorit mehr stören, so liest man doch mühelos zwischen den Zeilen, daß Österreich mit seinem Heer und seiner Verwaltung die Instanz ist, die die Beilegung der Konflikte ermöglicht und den Fortbestand der Idylle garantiert.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges macht diese Verschmelzung von Exotismus und Patriotismus besonders gut kenntlich. Damals, als es galt, Autoren für die Propaganda einzusetzen, konnte sich Michel erst recht als »Dichter in Kaisers Rock«³¹ darstellen und zum ersten Mal »zu einer ganz innigen Vereinigung der beiden Berufe kommen.«³² Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang vor allem, wie Hofmannsthal ihm auf diesem Weg die Hand reichte.

Hofmannsthals wohl umfassendstes Projekt der Kriegsjahre ist die Herausgabe des patriotischen Reihenwerkes »A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich«, später in »Österreichische Bibliothek« umbenannt.³³ Erklärtes Ziel der Publikation war es, ein »kulturhistorische[s] Archiv«³⁴ in Form einer patriotischen Buchreihe zu gründen, welche den deutschsprachigen Lesern den Traditionsreichtum der Monarchie vor Augen führt. Österreich-Ungarn wird hier als ein immer neu zusammenzufügender, in seinem Wesen einheitlicher Ideenkomplex betrachtet, welcher der Gefahr ausgesetzt ist, daß die Gründe für den Zusammenhalt vergessen werden: »Nicht so gedächtnislos sollte Österreich sein«,³⁵ predigt der sich immer entschlossener als »Bewahrer des Erbes«³⁶ Gebärdende im Feuilleton »Österreichische Bibliothek«. Die Bedeutung dieser Schrift liegt darin, daß nun der Kritik zum Sinnverlust und der kulturellen Zersplitterung der Moderne eine für Hofmannsthal neue, geographische Sensibilität zugrunde gelegt und zum zentralen Interpretationsverfahren auserkoren wird, mit dessen Hilfe die kulturellen Schwingungen in

³¹ Otto Zoff: Drei Dichter in Kaisers Rock. In: Der Merker 2 (1910/11), S. 418.

³² Michel: Aus eigener Werkstatt (wie Anm. 14), S. 14.

³³ Vgl. dazu u. a. Werner Volke: »Wir haben nicht wie die Franzosen einen Kanon ...« Herausgeben als Aufgabe des Dichters. In: HJb 6 (1998), S. 177–205, hier S. 187–193.

³⁴ Gerhard Schuster (Hrsg.): Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Inselverlag 1901–1929. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 25 (1984), Sp. 1–1090, hier Sp. 59.

³⁵ Hugo von Hofmannsthal: Österreichische Bibliothek. GW RA II, S. 432–439, hier S. 432.

³⁶ Konrad Burdach: Der Bewahrer des Erbes. In: Fiechtner: Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 1), S. 270.

einem kriegsentflammten Europa gedeutet werden: »Die Geographie ist mir eine Möglichkeit von Schicksalen: zu diesen rechne ich die Nachbarschaft, die Feindseligkeiten, die Verdunkelungen, aber auch die Belehrungen und die Bereicherungen«, schreibt Hofmannsthal am 4. März 1918 an das Ehepaar Fischer.³⁷ Konsequenterweise verlangt die Wiederherstellung einer einheitlichen »österreichischen Idee« zunächst, daß der ethnischen und geschichtlichen Vielfalt der Monarchie Rechnung getragen wird. Kulturell muß Österreich zuerst geschichtlich und räumlich in Einzelteile zerlegt werden, um dann wieder (aus freiem Willen?) zusammengeschweißt zu werden: »Es ist als wollte jeder Teil mit Gewalt vergessen, daß er gesendet ist, ein Teil zu sein«,³⁸ klagt Hofmannsthal, indem er das Ineinandergehen der Gedächtnis- und Landschaftsmetaphorik vorbereitet. Ähnlich wie es Jahrzehnte zuvor mit dem sogenannten Kronprinzenwerk des Erzherzogs Rudolf versucht wurde, stellt hier die Völker- und Landeskunde das hermeneutische Prinzip dar, mithilfe dessen – in unmittelbarer Konkurrenz zum nationalistischen Gedankengut – die Komplexität des Vielvölkerstaates entwirrt werden soll. In Hofmannsthals Feuilletons schlägt sich dies in einer Boden-Metapher nieder (»Uralter europäischer Boden ist uns zum Erbe gegeben« [434]), die sich zu einer Territorialisierung der Kultur fortentwickelt,³⁹ bis sogar der unbelebten Natur die Aufgabe zukommt, kulturstiftend zu werden (»in einer echten ›Österreichischen Bibliothek‹ müßte der Berg redend werden und das Wasser und der Wald« [438]).

Auf diese Art ist Hofmannsthal bestrebt, »die Stimme Österreichs« [439] erklingen zu lassen, und die österreichische Landkarte literarisch möglichst vollständig zu reproduzieren: Bereits in der ersten »Ankündigung A.E.I.O.V.« (Ende 1914) steht z. B. fest, daß »unter der Beratung und Mitwirkung slawischer Österreicher kostbare Besitztümer des nord- oder südslawischen Patrimoniums in liebevollen Übertragungen«⁴⁰ geboten werden sollen. Und eben hier tritt Michel auf den Plan. Am 1. November 1914 schreibt Hofmannsthal an Max Mell, der mit Felix Braun

³⁷ In: Martin Stern, Hofmannsthal und Böhmen (4). In HB 4 (1970), S. 273 f.

³⁸ Hugo von Hofmannsthal: Österreichische Bibliothek. In: GW RA II, S. 433.

³⁹ In »Aufbauen nicht Einreißen« heißt es: »Nie war die Schönheit Österreichs gewaltiger hervortretend als im August 1914 [...]. Dies war nicht Landschaft neben Landschaft, Tal in Tal übergehend: es war ein lebendig Ganzes: das Vaterland.« In: GW RA II, S. 384.

⁴⁰ Hugo von Hofmannsthal: Ankündigung A.E.I.O.V. In: GW RA II, S. 430.

einen Teil der redaktionellen Arbeit übernommen hatte: »Und von Michel etwas über *unsere* Moslim? Oder eine seiner Novellen? Er vertritt allein dies Element.«⁴¹ Denn unleugbar war der vertraute deutsch-tschechische Offizier der Richtige, dem man ans Herz legen konnte, lesbar zu machen, wie eng das erst 1908 annektierte »Element« Bosnien-Herzegowina mit dem Kaiserreich nunmehr verbunden war. Dieser Anforderung entsprach Michel 1915 mit seinem Bändchen »Auf der Südostbastion unseres Reiches«, das eine knappe Auswahl seiner dramatischen, novelistischen und ethnographischen Produktion bietet.⁴² Was Hofmannsthal im übrigen erwartete, bringt er am 24. Januar 1915 Michel gegenüber direkt zur Sprache: »Vielleicht hast Du die Möglichkeit Dir für Vorrede oder Nachwort Deines Bändchens etliche Daten über besonders schönes Verhalten *unserer* Moslim, nicht nur als Soldaten sondern auch sonst als loyale Untertanen zu verschaffen« [Brief Nr. 83, Hervorhebung von mir]. Hier bringt das Possessivum, das der Erwähnung der Muslime Bosniens immer vorangeht, Hofmannsthals imperialistisches Bewußtsein unverhohlen ans Licht: Es scheint, als wäre Bosnien-Herzegowina von Interesse, solange es als Eigentum Österreichs auftritt; als gälte es, die Vorstellung einer glücklichen Annexion zu verbreiten, um Österreichs Machtpolitik auf dem Balkan zu rechtfertigen. Wohin zielt denn sonst das von ihm verlangte »schöne Verhalten *unserer* Moslim«, wenn nicht darauf, dieses Land als Beispiel für die mögliche Integration des »stets chaotisch bewegten Völkergemeinge[s] Halb-Europa, Halb-Asien«⁴³ in die überlegene Einheit der Monarchie zu statuieren? Genauso deutlich tritt dieser Machtdiskurs in den »Ehrenstätten Österreichs«⁴⁴ zum Vorschein. In einer Vorbereitungsnotiz dazu liest man: »Mostar: (Schonung des Islam) Schlachtfelder«.⁴⁵ Bei einer solchen Formulierung verwundert einen

⁴¹ BW Mell, S. 94. Meine Herv.

⁴² Zur tatkräftigen Mitarbeit Michels an der Herausgabe der »Österreichischen Bibliothek« vgl. Volke: »Auf der Südostbastion unseres Reiches« (wie Anm. 4).

⁴³ Hugo von Hofmannsthal: Die österreichische Idee. In: GW RA II, S. 454–458, hier: 456.

⁴⁴ Siehe dazu u. a. Martin Stern: Hofmannsthal und Böhmen (1). In: HB 1 (1968), S. 3–30, hier S. 5f.

⁴⁵ Martin Stern: Nachtrag. Aus Hofmannsthals Notizen zum Projekt der »Ehrenstätten Österreichs«. In: HB 4 (1970), S. 285. Bei den »Schlachtfeldern« handelt es sich, nach dem Kontext zu schließen, um Orte der Mostarer Gegend, an denen es 1878 zu Gefechten zwischen den österreichischen Okkupationstruppen und bosnischen Widerstandskämpfern

nicht, daß sich der Rekurs auf die alte politische Schablone der »schonenden«⁴⁶ Behandlung der Muslime zu Bildern von »Schlachtfeldern« gesellt, ist es doch Hofmannsthals Absicht zu zeigen, daß Österreichs milde und mütterliche Haltung die Gewähr für sein Imperium ist.

Von bosnisch-herzegowinischen Schlachtfeldern ist nun in der Produktion Michels zwar kaum die Rede, aber die Funktion der Literatur als Konsolidierung bestehender hegemonialer Verhältnisse trifft, wie bereits argumentiert wurde, auf die Poetik der »Häuser an der Džamija« und der weiteren Werke des Autors vorbehaltlos zu. Der scheinbare Widerspruch eines literarischen Diskurses, der, von den konkreten sozial-politischen Bedingungen abstrahierend, sich in Wirklichkeit in den Dienst einer staatstragenden Ideologie stellt, zeigt sich am greifbarsten im Begriff der Naivität, in dem Hofmannsthal die Chiffre der Michelschen Poetik und Stilistik erkennen wollte: »Hier ruht fast alles auf dem Zauber des Volkstümlichen, auf einer absoluten Naivetät, die durch ihre Echtheit bezaubert«, schreibt er am 10. Dezember 1913 über das Stück »Der weiße und der schwarze Beg«.⁴⁷ Hofmannsthals feste Überzeugung rührt daher, daß ihm der gefällige, alle geschichtlichen Spannungen unter der tröstenden Patina des »Naturhaften« [Brief Nr. 74] entschärfende Erzählgestus Michels der Bestimmung der österreichischen Dichtung gerecht zu werden schien: Für Hofmannsthal galt die »Naivetät« als eines der Merkmale des Heimischen und Eigenen, d. h. des Österreichischen schlechthin. So behauptet er in seiner Warschauer Rede vom Juli 1916 »Österreich im Spiegel seiner Dichtung«:⁴⁸ »Österreich ist zuerst Geist

kam. Die Chroniken nennen z. B. Kämpfe bei Čitlik und Ljubuški (1. 8. 1878) oder bei Kremenac (21. 8. 1878) und Trebinje (7. 9. 1878). Vgl. Ernest Bauer: Zwischen Halbmond und Doppeladler. 40 Jahre österreichische Verwaltung in Bosnien-Herzegowina. Wien, München 1971, S. 51.

⁴⁶ Vgl. dazu: »[...] da gilt in den officiellen Kreisen noch heute die Hauptmaxime, man müsse den Türken »schonen«, seinen Stolz respectiren, sein Interesse schützen, kurz ihn auf alle Weise mit dem neuen Stande der Dinge »aussöhnen«, damit sein Geld und seine Person dem Lande erhalten bleibe.« In: [Anonym]: Bosniens Gegenwart und nächste Zukunft. Leipzig 1886, S. 7f.

⁴⁷ Vgl. Robert Michel: Der weiße und der schwarze Beg (Lustspiel in 4 Akten). Berlin 1917.

⁴⁸ GW RA II, S. 13–25. Der Vortrag wurde im Juli 1916 während Hofmannsthals zweiter »Kulturmission« im besetzten Warschau gehalten und von Andrian und Michel angeregt, die selbstverständlich unter den Zuhörern waren.

geworden in seiner Musik«, wobei er in Haydn das Musterbild für die »lieblichste Heiterkeit, Seligkeit ohne Ekstase, [...] Freudigkeit [...]«, für den »Zug tiefster naturhafter Ingenuität« sieht, in der die österreichische Literatur »erwacht« [13] sei. »Naivetät« legt also Hofmannsthal als das Ursprüngliche, Natürliche, ja als jene »Mitgift des Volkes« [15] aus, der die österreichischen Klassiker – Raimund und Nestroy, Grillparzer und Stifter sowie Anzenberger und Rosegger – stets die Treue bewahrten. »Naivetät« – ein Wort, das in dieser orthographischen Variante seinen fremdsprachigen Ursprung ins Bewußtsein rückt – umfaßt aber genauso das Schwankende, Unbestimmte und Unbestimmbare der österreichischen Identität: Denn die Konstruktion eines »rein geistigen oder sittlichen Begriffe[s] der Nation« [21] bedarf vor allen Dingen des »Bildungshaften« [15] nicht (das Wort gemahnt an Nietzsches »Unzeitgemäße Betrachtungen«), das sich im Prozeß der Herausbildung des nationalen Bewußtseins als unerträgliche Begrenzungen, Abschottungen oder Selbstbestimmungen herauskristallisiert.

Nach Kriegsende wird Hofmannsthal eine literarische Anwendung dieses Paradigmas der »Naivetät« in Michels Sammelband »Gott und der Infanterist«⁴⁹ wiederfinden, in dem der Autor Geschichten aus Zeiten des Krieges erzählt, die merkwürdigerweise jede scharfe Kontrastierung zu vermeiden und zugleich ein tröstliches Gesamtbild der (mittlerweile verlorenen) Nation rückblickend zu garantieren wissen. Denn auch für Michel gilt, was Hofmannsthal sich 1917, während seines wichtigen Prager Aufenthaltes und angesichts der Autonomiewünsche seiner tschechischen Gesprächspartner, notierte:

Naivetät hätte durchschlagen müssen. Naivetät ist Charakter. Naivetät ist das unerläßliche Ingrediens der Würde. Kein Equilibre ohne Naivetät. Naivetät beinhaltet auch das Gefühl der Kraft; zugleich der Nicht-achtung des Mes-
 kinen. In der Sphäre der Naivetät gibt es das Mesquine nicht.⁵⁰

Nun beschäftigt sich »Gott und der Infanterist« mit dieser mit dem Krieg verlorenen und dann im Krieg wiedergefundenen »Naivetät«. Aber lange

⁴⁹ Robert Michel: Gott und der Infanterist. Berlin 1919.

⁵⁰ Martin Stern: Hofmannsthal und Böhmen (2). In: HB 2 (1969), S. 102–35, hier S. 115.

vor diesem Buch fragt Hofmannsthal sich nach Sinn und Unsinn des Krieges. Noch bedrückt von den schweren Verlusten in den Karpaten,⁵¹ veröffentlicht er im April 1915 »Die Taten und der Ruhm«.⁵² Hinter dem hochtrabenden Titel verbirgt sich in Wirklichkeit die bittere Erkenntnis über die Unaussprechbarkeit des modernen Krieges: Mit dem »Chaos« [397] konfrontiert, sind Dichter unfähig, die Kriegseignisse »auseinander[zu]bringen« [398], sie in »Tat« umzuwandeln und für die kommenden Generationen als »Ruhm« zu retten. Dagegen scheinen Michels »naive« Kurzgeschichten diesem Krieg gewachsen zu sein: »Es ist ein ausgezeichnet schönes Buch«, schreibt Hofmannsthal am 21. April 1919, »und vielleicht das einzige *schöne* unverzerrte Buch, das, mindestens auf dieser Seite, aus den Begebenheiten dieses Krieges entstanden ist« [Br-Nr. 107]. Tatsächlich kennen die Erzählungen aus »Gott und der Infanterist«, in dem – anders als in den früheren Kriegspublikationen⁵³ – eine Kehrtwendung zu einer besinnlichen Haltung und innigen Religiosität vollzogen wird, keine ruhmvollen Taten. Dagegen bieten sie inspirierte Augenblicke, in denen sich mitten im Kriegsgeschehen das Numinose kundtut – wie etwa dem Protagonisten der Erzählung »Der Herzegowze und der Fuchs«, Ibro Arslanagić. Von ihm und seinem unbesiegbaren Mannesmut wird die rührende Legende erzählt, wie er, von seinen Kameraden verspottet, sich zu einer Greuelthat überlisten läßt, um dann aus Reue sein Leben für den wehrlosen Fuchs aufzuopfern, wofür ihn Allah, dem Bericht eines muslimischen Soldaten zufolge, ins Paradies aufnimmt. Mit derlei Geschichten bietet Michel – die Erlebniswelt seiner eigentümlichen, den Charakter des steinigten Karstes in sich tragenden bosnisch-herzegowinischen Figuren an die Kampffront versetzend – das geschlossene (Wunsch-)Bild eines österreichischen Heeres, das nicht so sehr auf dem Schlachtfeld seinen Sinn und seine Bestimmung findet, sondern darin, daß es die vielen Völker der Monarchie, allen Widersprüchen zum Trotz, zusammenhält, ja ihre Eigenart und überdies noch ihre Religion respektiert. Auch hier wird die moderne Erfahrung des gleichzeitigen Verlusts des Ich und des Wir – der »Nation«, wie in

⁵¹ Vgl. auch Brief Nr. 87.

⁵² GW RA II, S. 397–404.

⁵³ Erwähnenswert ist vor allem: Robert Michel: Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn. Berlin 1916.

Hofmannsthals Kriegsaufsätzen zu lesen ist – vor die Kontrastfolie des Exotismus gestellt und damit neutralisiert.

Darauf, daß Hofmannsthal und Michel in ihrem gemeinsamen Engagement für einen idealen Fortbestand der »österreichischen Idee« miteinander einig waren, beruhen die literarischen Konvergenzen, von denen bisher die Rede gewesen ist und die in ihrem Briefwechsel zum Ausdruck kommen. Michels eigener Beitrag liegt insbesondere darin, daß seine Prosa die Ebenen der historischen Gegebenheiten und die literarische Heraufbeschwörung einer naturnah heilen, orientalisch pittoresken Welt ineinander und somit in die Legende übergehen läßt. Damit vermochte er Hofmannsthal das vorzuführen, was jener in seiner Beschäftigung mit dem Österreichertum lange vermißte, weil es spätestens bei der unglücklichen Kriegsführung abhanden gekommen war. Die Rede ist von jener Konflikte ausbalancierenden, Kulturen integrierenden Bereitswilligkeit des österreichischen Staatsgedankens: »Da sagen die Leute [...] es gäbe kein oesterreichisches Wesen, [...] aber dies eine Buch schlägt ja all solches Geschrei nieder. Nirgend anders auf der Welt konnte dieses Buch entstehen und aus dem Furchtbaren u. Gräßlichen das Milde und Gute hervortreten lassen« [Brief Nr. 107], liest man über »Gott und der Infanterist«. Denn Hofmannsthal schätzte die Michelsche Prosa derart hoch, weil sie ihm zeigte, daß es noch Bereiche des »Geistes« gab, in denen der habsburgische Mythos⁵⁴ weiter erzählt und tradiert werden kann – ein Mythos, den Michel nunmehr in ein zwischen Heimischem und Exotischem schwingendes bosnisch-herzegowinisches Märchen umgewandelt hat.

⁵⁴ Claudio Magris: *Il mito asburgico nella letteratura austriaca moderna*. Torino 1963.

Die vorliegende Edition stellt eine Kurzfassung der historisch-kritischen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel dar, die im September 2003 als Dissertation an der Universität Wien eingereicht wurde. Sie schließt alle ermittelten Dokumente ein, die der Korrespondenz beider Autoren zuzuordnen sind: Briefe ebenso wie Korrespondenz-, Post-, Rohrpost-, Feldpost-, Ansichts-, Visitenkarten oder Telegramme (im Folgenden zusammenfassend als ›Brief‹ bezeichnet). Mit aufgenommen wurden darüber hinaus die zwischen Gerty von Hofmannsthal und Robert Michel gewechselten Mitteilungen. Den Kern des vorgestellten Textkorpus bilden die 85 Briefe Hofmannsthals und die sechs Gertys an Michel, die im Original zusammen mit dem Nachlaß Michels vom Österreichischen Literaturarchiv in Wien erworben wurden, sowie die 41 Gegenbriefe Michels an Hofmannsthal und die einzige Postkarte an Gerty, die im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main als Dauerleihgabe der Stiftung Volkswagenwerk verwahrt werden. Zu beachten ist hierbei, daß die Überlieferung der Briefe nicht vollständig ist. Vor allem der Teil der Korrespondenz, der aus den Briefen Michels an Hofmannsthal besteht, weist Lücken auf.

Die Briefe werden chronologisch nach dem vorhandenen bzw. erschlossenen Datum geordnet und durchlaufend mit arabischen Ziffern nummeriert. Jedem Brief ist eine kursiv gesetzte Kopfleiste vorangestellt, die, der Reihe nach, folgende Angaben enthält: Briefabsender und -empfänger, Typologie des Textträgers, Abfassungsort, vollständiges Datum. Im Falle von Mitteilungen, die sich in Briefen Dritter befinden, ist dies ebenfalls in der Kopfleiste angegeben; dabei wird selbstverständlich auch der Brief des dritten Schreibers zitiert und mittels Kursivschrift kenntlich gemacht. In der Kopfleiste finden darüber hinaus Anlagen zu den Briefen Erwähnung, falls vorhanden. Der Kopfleiste folgt unmittelbar der edierte Brief, es sei denn, der Brief wurde auf einem mit gedruckten Briefkopf versehenen Papier geschrieben; in solchen Fällen wird der Briefkopf kurzgefaßt wiedergegeben und in eckige Klammern sowie kursiv gesetzt.

Dem edierten Text liegen in allen Fällen die Originale in diplomatischer Transkribierung zugrunde. Unter dem Begriff der diplomatischen Umschrift ist hier zu verstehen, daß die originale Orthographie (z. B.

»bischen«, »woltuend«, »dass« usw.) und Zeichensetzung beibehalten werden, während äußere Merkmale des Briefes – wie etwa die Zeilenlänge oder Seitenwechsel – einem Standardisierungsprozeß unterliegen. Als Abweichung von der streng diplomatischen Praxis verstehen sich darüber hinaus die Normalisierung der Unterstreichungen oder Randanstreichungen, die kursiv gesetzt wurden, sowie die Emendationen, die an manchen Stellen geboten zu sein schienen (allen Emendationen wurde im kritischen Apparat der historisch-kritischen Ausgabe Rechnung getragen).

Die Erläuterung der in den Briefen erwähnten Sachverhalte, sofern ermittelt, erfolgt durch Fußnoten, die eine stark gekürzte Fassung des für die historisch-kritische Ausgabe zusammengestellten Briefkommentars darstellen. Bei den in gebotener Knappheit beigegebenen Erklärungen galt das Augenmerk insbesondere den für das Verständnis der Briefe relevanten Lebensumständen beider Autoren, Informationen zu Drucken bzw. Aufführungen der erwähnten Werke, Angaben zu den vorkommenden Persönlichkeiten, Zeitschriften, Theatern usw. Nicht übernommen wurden hingegen jene Archivalien aus dem Michel-Nachlaß sowie weiteren Beständen, Briefstellen aus unveröffentlichten Korrespondenzen Michels mit dritten Autoren, Entstehungszeugnisse der Michelschen Werke, Lebenszeugnisse, Berichte über die gesichteten Werkmanuskripte und -typoskripte usw., die den Großteil des historisch-kritischen Kommentars ausmachen.

Schließlich wurde bei der vorliegenden Edition auf ein gesondertes Personen- und Werk-Gesamtverzeichnis verzichtet, das indessen in der historisch-kritischen Ausgabe zu finden ist. Hier erfüllt das allgemeine Register des Jahrbuches diesen Zweck der Orientierung.

1. Hofmannsthal an Michel, Rohrpostkarte – Wien, 7.5.1898

Westbahn konnte nicht wegen Seminar;⁵⁵ war um 10^h Robbys Wohnung die versperrt war; werde heute 5–7 zuhause sein, 2–4 aber nicht wegen Dissertationseinreichung;⁵⁶ falls mich nicht besuchen kannst, schreibe auf, ob morgen 4–6 abends Wattmannstrasse zu treffen, ich reise Montag Berlin.⁵⁷

Hugo

für *Andrian*⁵⁸

2. Michel an Hofmannsthal, Brief – Mostar, 25.11.1898

Mostar,⁵⁹ am 25. November 1898.

Liebster Hugo!

Wie die letzte »Zeit«⁶⁰ mit dem Brief von Ganghofer⁶¹ kam, hatte ich eine große Freude; nicht Deines »Erfolges« wegen. (Eigentlich kann ich das schwer sagen.) Dass dieser klare Brunnen, zu dem wir schon durch Jahre gepilgert sind, jetzt überquillt und ins Land geht auch zu denen, die nicht kommen wollten – diese Demütigung ihrer selbst, die in der verspäteten Bewunderung liegt! und dennoch Freude, die man ihrer willen haben muss.

⁵⁵ Es handelt es sich um das Seminar »Französische Metrik« von Professor Adolf Mußafia, das freitags und samstags von 11 bis 12 Uhr stattfand.

⁵⁶ »Über den Sprachgebrauch bei den Dichtern der Pléjade«. Zu Hofmannsthals nur bruchstückhaft erhaltener Dissertation vgl. Christoph König: Hofmannsthal: Ein moderner Dichter unter den Philologen. Göttingen 2001, S. 43–46.

⁵⁷ Zur Uraufführung der »Frau im Fenster«, die am 15.5.1898 in einer Matinee der Freien Bühne des Deutschen Theaters in Berlin durch Otto Brahm stattfand.

⁵⁸ Leopold von Andrian (1875–1951).

⁵⁹ Nach seiner Dienstzeit in Wien (Mai 1895 bis September 1898) wurde Michel nach Mostar versetzt, wo er von ca. Anfang Oktober bis Februar 1899 blieb.

⁶⁰ »Die Zeit. Wiener Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst« erschien von Oktober 1894 bis Oktober 1904.

⁶¹ Gemeint ist Ludwig Ganghofers (1855–1920) Besprechung des Dramas »Der Thor und der Tod« in: Die Zeit 19.11.1898, S. 122f.

Das kam so erquickend in den verdrießlichen Gang des militärischen Lebens und in meine eigene Armut.

Ich fahre im nächsten Monat auf 4 Wochen nach Rom.⁶² Mit Ausnahme [sic] der Sprache, hatte ich wegen der Rekruten gar keine Zeit mich anderweitig auch nur einigermaßen vorzubereiten, und so fahr ich wie ein Bettler.

Mit Poldi bin ich auch nicht im Klaren; auf meine Briefe antwortet er nur mit Karten und verspricht immer nur Briefe; ich schließe daraus auf nichts Gutes.

Es thut mir leid, dass ich vor meiner Abreise nicht Abschied von Dir nehmen konnte

Robbi

3. Michel an Hofmannsthal, Brief – Mostar, 1.2.1899

Mostar, 1. Feber.

Liebster Hugo

Dein Brief kam erst in Florenz in meine Hände und zwar den Tag vor Poldis Ankunft. Neben dem Poldi bin ich noch immer der Alte von Wien, der in irgendeiner Zimmerecke ruhig saß und zuhörte während Ihr zusammen spracht, und Poldi schrieb Dir und so verschob ich meine Antwort für Mostar. Ob nun Deine liebe Hilfeanbietung dem Freunde Poldis oder dem hilflosen Lieutenant in Mostar, oder dem, dem Du einigemal in Wien begegnetest – gilt, gleichviel, ich bin Dir vom ganzen Herzen dafür dankbar gewesen, umsomehr, da mir Dein freundliches Entgegenkommen die Zuversicht gab, dass ich in Zukunft, wenn ich etwas brauche, mich an Dich wenden kann. Diese Unbescheidenheit ist ganz ernst, denn ich komme gleich heute mit einer Bitte. Ich erinnere mich der Osternummer Saltens⁶³ und würde heuer gerne auch darin

⁶² Zu einer Bildungsreise nach Italien, die Michel zwischen Dezember 1898 und Januar 1899 teilweise alleine, teilweise gemeinsam mit Andrian unternahm.

⁶³ Gemeint ist die Osterbeilage der »Wiener Allgemeinen Zeitung« vom 5.4.1898, zu deren Mitarbeitern Felix Salten (1869–1945) zählte. Hier ließ Hofmannsthal die Gedichte »Gespräch«, »Verse auf ein kleines Kind«, »Gesellschaft« und »Der Kaiser von China spricht« veröffentlichen, vgl. SW I Gedichte 1, S. 324 und passim.

stehn. Da ich nicht sicher bin, ob bis zu der Zeit eine neue Arbeit von mir fertig wird, habe ich in meinen alten Sachen nachgesucht, und will Dir bei nächster Gelegenheit die Geschichte »Jod in der Schlacht« schicken. Da die Wichtigkeit für mich aber nicht sehr groß ist, überlasse ich es *vollkommen* Deiner Einsicht, ob es hineinkommen soll oder nicht. Oder vielleicht gefiele Dir besser »Der Degradirte«, welches noch vom Sommer her in der Redaktion der Zeit liegen muss.

Du dürftest wissen, dass ich gleich nach Poldis Ankunft ein ärztliches Zeugnis einschickte um länger bleiben zu können. Ich hatte schon fast alles gesehn, es war mir aber doppelt angenehm und gewinnbringend, als ich es mit Poldi nochmals durchgieng. Wir verstanden uns diesmal besser als je. Er geht jetzt nur auf Positives und Sicheres aus, was es ihm nicht ist, nimmt er nicht an. Beim Lesen eines Buches z.B. kommt er bei seiner Genauigkeit nicht über eine Seite. Soviel Gutes das Militärsjahr für ihn hat, fürchte ich doch, dass die zweimonatliche Versäumnis seinerseits und der mittlerweileige Fortschritt der übrigen Freiwilligen ihn nicht nachtheilig bedrücken.⁶⁴ Im übrigen hege ich was ihn betrifft wie Du weit mehr Hoffnung für seine Zukunft wie früher.

Ich bin hier sehr schlecht empfangen worden und der Major sagte, er werde mich nie mehr auf Urlaub lassen.

Mit herzlichem Gruße

Robbi

4. Michel an Hofmannsthal, *Télégramm* – Ljubuški,⁶⁵ 18.3.1899

lebe deinen abend⁶⁶ von ganzem herzen mit = robbi =

⁶⁴ Andrian hatte im November 1898 den Wehrdienst als Einjährigfreiwilliger beim 5. Dragonerregiment in Steinamanger/Szombathely begonnen. Aus gesundheitlichen Gründen brach er ihn vorzeitig ab.

⁶⁵ Nach Ljubuški wurde Michel offiziell am 1.2.1899 versetzt. Hier blieb er bis zum 1.7.1899. Vom 1.7.1899 bis zum 1.3.1900 befand er sich wieder in Mostar.

⁶⁶ Am 18.3.1899 fand gleichzeitig am Deutschen Theater in Berlin und im Wiener Burgtheater die Premiere der Stücke »Die Hochzeit der Sobeïde« und »Der Abenteurer und die Sängerin« statt.

5. Hofmannsthal an Michel, Rohrpostkarte – Wien, 23.6.1899

Ich reise schon morgen ab.⁶⁷ Werde morgen früh 10¼ zu Dir kommen. Wenn es Dir nicht passt, telegraphire bitte heute noch ab.

Dein
Hugo.

6. Hofmannsthal an Michel, Brief – Wien, 11.2.1901

Wien 11.II.

lieber Robby

Du mußt nicht böse sein, dass ich Dich so lange Zeit ohne Nachricht gelassen habe. Ich habe manchmal wirklich viel zu thun, und vielerlei, und oft eine Liste von ungeschriebenen Briefen vor mir, die mir Angst macht. Auch war ich eine zeitlang recht unwohl und nachher sehr deprimiert und da ist alles ins Stocken gekommen.

Auch im Augenblick bin ich recht gehetzt; an der Burg sind Proben zu einem kl. Stück das ich aus dem französ. übersetzt habe⁶⁸ und inzwischen muss ich heute abend für einige Tage nach München fahren; es wird dort als Todtenfeier für Böcklin der »Tod des Tizian« aufgeführt,⁶⁹ hoffentlich anders als das, was Du in Wien gesehen hast.⁷⁰

Du musst nur Geduld haben und Dich nicht im Producieren stören lassen. Innerhalb nicht zu kurzer Zeit hoffe ich die 3 größeren Geschichten⁷¹ schon ordentlich anzubringen.

⁶⁷ Es geht um den gemeinsam mit den Eltern verbrachten Ferienaufenthalt in Marienbad.

⁶⁸ Gemeint ist »Fuchs«, Hofmannsthals Übertragung des Einakters »Poil de carotte« von Jules Renard. Die Aufführung fand am 16.2.1901 statt.

⁶⁹ Bei der Trauerfeier für den am 16.1.1901 verstorbenen Arnold Böcklin, die am 14.2.1901 im Münchner Künstlerhaus stattfand, wurde eine Bearbeitung vom »Tod des Tizian« unter der Regie von Paul Brann aufgeführt. Bei dieser Gelegenheit wurde vom neugegründeten Verlag der »Insel« (bei Schuster & Loeffler, Berlin) eine selbständige Veröffentlichung des erweiterten Textes in 1000 Exemplaren aufgelegt, wovon Michel eines erhielt mit der Widmung: »meinem Freund Robby. | H. Wien, März. 1901.«

⁷⁰ Es handelt sich vermutlich um eine der Wiener Aufführungen von »Der Abenteurer und die Sängerin« (18.3. 1899 bis 30.3.1900).

⁷¹ Gemeint sind die Erzählungen »Die drei Musikanten«, »Herzegowinische Hirten« und »Vom Podvelež«, in: Michel: Die Verhüllte (wie Anm. 18), S. 41–62, 75–88, 107–136.

»Oberst Günzl«⁷² und den »Deserteur«⁷³ schick ich Dir zurück. Sie erscheinen mir trockener, ärmer, studienhafter und ich möchte das Schiff⁷⁴ nicht mit ihnen belasten.

An der schönen Geschichte von den Hercegov. Hirten gefällt mir der Schluss noch immer nicht ganz. Ich meine den äußersten Schluss, von Seite 15 unten an. Du hast zwar das erkältende Einschiebsel »ich entnehme das weitere der bosnischen Post« weggelassen, aber Du hast dem Schluss die Kahlheit einer Zeitungsnotiz gelassen. Er bedarf aber eines anderen; er bedarf freilich nicht der Ausführlichkeit, oder des Wortreichthums, aber er bedarf eines Tones, der knapp und doch voll Wärme und Licht auf dem Niveau der sehr schönen früheren Seiten sich erhält und nicht abfällt.

Du musst mir zu lieb das thun und versuchen, die Geschichte ohne irgend welches procédé, ohne stilistische Pointierung, ohne Wechsel im Ton ganz einheitlich zu Ende zu erzählen. Nicht breiter aber auch nicht knapper, nicht weicher und nicht straffer ganz so wie die vorhergegangenen Seiten. Bitte thue das und schicke mir das Manuscript gleich wieder.

Dein Hugo

Man muss den Todschatz und das Daliegen so spüren wie auf den früheren Seiten das Wandern und Plaudern.

7. Hofmannsthal an Michel, Brief – Wien, 20.2.1901

Wien 20 II.

mein lieber Robbi

ich danke Dir vielmals für Deinen lieben Brief und das Bild,⁷⁵ das mir große Freude macht.

⁷² Michel: Das letzte Weinen (wie Anm. 15), S. 141–153.

⁷³ Michel: Die Verhüllte (wie Anm. 18), S. 89–106.

⁷⁴ Gemeint ist die von Rudolf Alexander Schröder, Otto Julius Bierbaum und Alfred Walter Heymel herausgegebene Zeitschrift »Die Insel«.

⁷⁵ Vgl. Abbildung S. 13.

Die »Hercegovinischen Hirten« finde ich nun ganz einheitlich und freue mich darauf, es gedruckt zu sehen.

Eine von den Geschichten schicke ich jedenfalls an die »Neue Deutsche Rundschau« um für Dich die Verbindung mit dem Fischer'schen Verlag anzuknüpfen.⁷⁶ Im Ganzen musst Du nun noch für ein paar Jahre dem materiellen und auch dem äußern litterarischen Erfolg ganz ohne Ungeduld entgegensehen. Es giebt nichts ungesunderes und unsinnigeres, als wenn man darauf zu stark sein Interesse wendet. Allmählich stellt sich ja beides bis zu einem gewissen Grad ein.

Aber wenn ich Dein Wesen recht verstehe, so brauche ich Dir das gar nicht zu sagen. Denn was Du arbeitest, geht aus einem so üppigen feuchtwarmen Weltgefühl hervor, aus einer solchen Lebensatmosphäre, dass Du wohl von Natur davor bewahrt bist, etwas von den trockenen Hässlichkeiten des métier zu empfinden.

Ich würde mich sehr freuen, zu seiner Zeit das Theaterstück⁷⁷ lesen zu können.

Leb wohl.

Dein Hugo.

8. Hofmannsthal an Michel, Brief – Wien, 22.3.1901

Wien 22 III.

lieber Robby

das was Du in Deinem vorigen Brief von gewissen hässlichen Dingen sagst, die Du in Dir fühlst, habe ich nicht ganz verstanden. In Deinen Arbeiten wenigstens habe ich nie das Hässliche bemerkt, ich meine das Gemeine, Niedrige und Stumpfe, das in litterarischen Producten so häufig ist, den widerwärtigen Mangel an Ahnung, Ehrfurcht und Weltgefühl.

⁷⁶ Die »Neue Deutsche Rundschau« war die Hauszeitschrift des Samuel Fischer-Verlages: Sie hieß zuerst »Freie Bühne für modernes Leben« (1890–1891), dann »Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit« (1892–1893), erst von 1894 bis 1903 »Neue Deutsche Rundschau«, später, bis 1944, »Die Neue Rundschau«.

⁷⁷ Titel nicht eruiert. Hofmannsthal bespricht es in Brief Nr. 8.

Das kleine Theaterstück hat mich nicht so stark berührt wie Deine Erzählungen. Man hat schon die Empfindung, dass es Menschen sind in denen etwas vorgeht, auch dass Dir das Besondere ihres Wesens vertraut ist, aber der dargestellte Vorgang ist so sehr die abgesägte Spitze eines Ganzen von unbekannten Dimensionen, dass man sich mehr intriguiert, als ergriffen fühlt und sich selbst das Fehlende – mit dem Bewußtsein willkürlicher Spielerei – zu construieren sucht, ähnlich wie man manchmal in der Tramway oder in einem Gasthaus Theile eines erregten Gesprächs auffängt, einen ganz bestimmten Eindruck von den redenden Personen empfängt und doch keine Einsicht in ihren Charakter und ihr Schicksal.

Die Leute von der »Insel« waren wegen der Oper »Lobetanz« in Wien.⁷⁸ Sie haben mir nun versprochen, sich in wenigen Tagen zu entscheiden, ob sie eine oder zwei von den Novellen behalten wollen. Nachher schicke ich dann gleich eine an die »Neue Deutsche Rundschau«. Die »Insectengeschichten«⁷⁹ von Dir kenne ich gar nicht. Möchtest Du mir nicht etwas davon schicken?

Alles gute für Ostern und den Anfang der schönen Zeit.

Herzlich Dein

Hugo

9. Hofmannsthal an Michel, Brief – Wien, 8.4.1901

Wien, Ostermontag,

4^h n.m.

mein lieber Robbi

ich danke Dir schön für die »Insecten«, und auch dass Du so lieb warst, an meinen Namenstag zu denken.

⁷⁸ Otto Julius Bierbaums Singspiel »Lobetanz« wurde im 18.3.1901 in Wien aufgeführt. Aus München kamen neben dem Autor Heymel und Schröder.

⁷⁹ Es handelt sich um »Die Fliege«, »Noch eine Fliege«, »Libellen«, »Die Gelsen«, »Der Floh«, in: Robert Michel: Geschichten von Insekten. Berlin 1911, S. 44–46; 75–80; 182–188; 209–215; 140–143.

Die »Insel« bringt wahrscheinlich 2 von den Geschichten, *ganz bestimmt* aber eine, was des anständigen Druckes und Honorars wegen angenehm ist. Die übrigen schicke ich nächstens an die Fischer'sche Rundschau.

Gerty⁸⁰ hat Scharlach und ich hab sie seit 5 Wochen nicht gesehen; in etwa 10 Tagen wird sie auf sein und dann werden wir für 14 Tage nach dem Süden gehen, wohin weiß ich noch nicht.⁸¹

Es ist sehr schön daß Du den Hansl⁸² besuchen willst.

Vom Poldy höre ich wenig, aber lauter ziemlich gutes.

Ich schicke Dir gelegentlich ein (gedrucktes) Gedicht, das der Verfasser mir in mehreren Exemplaren zugesandt hat und das ich ungewöhnlich schön finde.⁸³

Ich freue mich sehr darauf, die Insectengeschichten zu lesen, und bin
Dein Aufrichtiger

Hugo.

10. Hofmannsthal an Michel, Brief – Wien, 31.5.1901

31. V. in großer Eile.

lieber Robby,

ich will Dir bloß sagen, dass Gerty und ich am 8^{ten} Juni, ganz in der Stille, heiraten und dass wir dann von Ende Juni an in Rodaun sein werden und uns sehr freuen werden, wenn Du, hoffentlich bald, zu uns kommst. Die Adresse ist Badgasse 5, es ist das Haus neben dem Gasthaus Stelzer.

Ich habe so vielerlei im Kopf, dass ich nicht einmal weiß ob ich Dir für die »Insecten« schon gedankt habe. Ich fand einige von den Geschichten schwach, einige nicht ganz herausgebracht, aber gut, eine (die Libellen) ausgezeichnet, vielleicht Deine stärkste, packendste Arbeit.

⁸⁰ Gertrude von Hofmannsthal, geb. Schlesinger (1880–1959). Zur Hochzeit vgl. Brief Nr. 10.

⁸¹ Der gewünschte Urlaub wurde einige Wochen hinausgezögert und fiel mit der Hochzeitsreise zusammen (von 9. bis 30. Juni 1901 in Venedig).

⁸² Hannibal Karg von Bebenburg (1874–1940).

⁸³ Gemeint ist wohl Rudolf Alexander Schröders »Empedocles« (München 1901). Ich danke Konrad Heumann für den Hinweis.

Ich habe sie alle an die »Neue Deutsche Rundschau« nach Berlin geschickt (schon lange) und hoffe bald Antwort.⁸⁴

Ich bin von Herzen,
Dein aufrichtiger Freund

Hugo.

11. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 28.7.1901

In Eile Sonntag

lieber,

es geht alles gut aus, Poldy tritt auch erst am 10^{ten} August seinen Urlaub an, dürfte um diese Zeit sich hier ein paar Tage aufhalten.

Auf baldiges Wiedersehen,

Dein Hugo

12. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 29.10.1901

Rodaun 29 X. 1901.

mein lieber Robby

Du wirst mein Stillschweigen schon ziemlich unbegreiflich finden, denn ich hätte Dir für mehr als einen Brief zu danken. Der Hauptgrund meines Schweigens war eine gewisse Unruhe und Sorge, die ich in betreff Deiner bei der »Insel« befindlichen Manuscripte hatte. Es schien hier einen Moment alles in Chaos und Auflösung,⁸⁵ ich hielt die Manuscripte und manches andere für verloren, schrieb mehrmals sehr dringlich und erhielt endlich von Bierbaum die beiliegende relativ beruhigende Auskunft. Ich werde jetzt weiter darauf dringen, dass er eine der Geschich-

⁸⁴ Vgl. Hofmannsthals Empfehlungsbrief vom 20.9.1901 an Oskar Bie, in: B II, S. 84.

⁸⁵ Bereits seit dem März 1901 war Schröders Ausscheiden aus der Redaktion der Zeitschrift beschlossene Sache. Im Oktober übersiedelte er nach Paris, um Mitarbeiter Julius Meier-Graefes zu werden. Zur selben Zeit hatte Heymel sein Einjährigfreiwilligenjahr angetreten. Bierbaum war allein mit der Redaktion des dritten Jahrgangs betraut worden, wobei ihm jedoch Franz Blei behilflich war.

ten in kürzester Zeit abdruckt, die beiden anderen mir aber umgehend zurückschickt. Ich werde die zwei Geschichten anderswo anzubringen gar keine große Mühe haben. Hoffentlich sehe ich bald etwas neues von Dir. Den Dr. Bie⁸⁶ werde ich auch veranlassen, die »Insecten« nun schon endlich zu bringen. Mein Trauerspiel⁸⁷ ist nicht um eine Zeile weiter als damals im August. Die Zeit im September war innerlich verworren, die in Italien ganz leer und stumpf.⁸⁸ Nach der Rückkehr habe ich etwas anderes Dramatisches⁸⁹ angefangen.

Leb wohl. Viele Grüße von Gerty. Dein,

Hugo.

13. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck,⁹⁰ 31.10.1901

Annichgasse 25, 31. X. 1901.

Liebster Hugo,

Besten Dank für Deinen lieben Brief; ich muss mich mit der Antwort sehr beeilen, um Dir eventuell ein Schreiben an eine der Redactionen zu ersparen. Auf Poldis Drängen erkundigte ich mich bei beiden, wann sie meine Sachen bringen würden. Von der »Insel« bekam ich die Antwort, dass sie baldigst eine Novelle⁹¹ erscheinen lassen und mir mit der Correctur gleichzeitig die nichtacceptierten Sachen zurückschicken werden. Viel freundlicher war die Antwort der »N.D.R.« Bie schreibt, dass er »Die

⁸⁶ Oskar Bie (1864–1938) war von 1894 bis 1921 Chefredakteur der »Neuen Deutschen Rundschau«.

⁸⁷ Gemeint ist das Fragment gebliebene Drama »Die Gräfin Pompilia oder das Leben«, eine Dramatisierung von Robert Brownings Verserzählung »The Ring and the Book«, vgl. SW VIII Dramen 6, S. 484.

⁸⁸ Zu Hofmannsthals Aufenthalt am Gardasee vgl. BW Beer-Hofmann, S. 111.

⁸⁹ Gemeint ist »Das Leben ein Traum«, die gegen Oktober 1901 begonnene Bearbeitung von Calderóns »La vida es sueño«, vgl. SW XV Dramen 13, S. 255.

⁹⁰ Am 24.2.1900 wurde Michel aufgrund seiner schriftstellerischen Tätigkeit in die Infanteriekadettenschule in Innsbruck als Lehrer für Deutsch und Französisch eingeteilt. Er blieb hier bis zum Oktober/November 1907, als er wieder ins Regiment in Mostar einrücken mußte.

⁹¹ »Hercegovinische Hirten«, vgl. Anm. 71.

Insekten« und (zu meinem großen Erstaunen) »Die Musikanten«⁹² angenommen habe, könne aber beides erst im nächsten Jahrgang bringen, Monat noch nicht bestimmt. Ich bin sehr froh dass die »Musikanten« gefunden sind, denn ich habe das Manuscript nur in der allerersten Fassung ohne die Correcturen, die ich später daran vornahm. Dass die Insel nur eine Novelle bringt, macht mich nicht böse, denn in der neuen Form ist sie mir nicht mehr so sympathisch wie früher. Sie hat doch stark an ihren guten Eigenschaften eingebüßt, während sie ihre schlechte Eigenschaft, wenig gelesen zu werden, wohl leider behalten wird.

Der Poldi war auf seiner Rückreise einige Tage bei mir und hat mir gesagt, dass Du in Italien bist. Ich glaubte, dass Du dem Winteranfang in Rodaun ausweichen wolltest, um Dein Stück in Italien in einem Zug zuende zu schreiben. Das wäre schön gewesen, doch glaub ich, dass die Wirklichkeit nicht deshalb sorgenregend ist, denn bei Arbeiten solchen Umfangs mag eine längere Unterbrechung etwas sehr normales sein.

Ich habe dem Poldi meine italienische Novelle⁹³ vorgelesen, die damals eben fertig geworden war. Ihm hat die Einleitung sehr gut gefallen, das Weitere aber mehr nur in den Einzelheiten und sein Endurtheil bestätigte meine Befürchtungen, dass sie nicht gut herausgebracht sei. Er meinte, dass schwerlich mehr eine günstige Änderung möglich sein wird (es könne nach meinem Tode als interessantes Fragment gedruckt werden). Vorige Woche zog ich die Arbeit wieder hervor und machte viele Änderungen daran. Wie mir scheint, sind die Änderungen günstig ausgefallen. Wie weit die Arbeit dadurch besser geworden ist, ist mir nicht klar.

Augenblicklich schreibe ich gar nichts und dürfte vor Neujahr kaum etwas Neues anfangen. Ist Deine Pantomime fertig?⁹⁴ Ich hätte gerne Deine Gedichte von Kainz gehört.⁹⁵

Einen Handkuss Deiner Frau.

Herzlichst der Deine

Robbi

⁹² Vgl. ebenso Anm. 71.

⁹³ Gemeint ist »Leuchtende Fliegen«. In: Michel: Geschichten von Insekten (wie Anm. 79), S. 81–116.

⁹⁴ Gemeint ist »Der Schüler«, Anm. 99.

⁹⁵ Der Schauspieler Josef Kainz hielt am 5. 11. 1901 im großen Musikvereinssaal einen Vortragsabend, bei dem er u. a. Hofmannsthals Gedichte las. Vgl. dazu Arthur Schnitzler: Tagebuch. 1893–1902. Hrsg. von Werner Welzig. Wien 1989, S. 359.

23 XI.

lieber Robby

ich glaube wirklich auch, dass diese Geschichte⁹⁶ nur als eine Skizze zu betrachten ist. Das Ganze ist eigenartig, wie alle Deine Sachen, aber es ist als Ganzes eher schwach, nicht auf der Höhe Deiner besseren Sachen, weder der langen, noch der knappen. Das wichtige Symbol: die Veränderung seiner Art, zu rudern, empfindet man als absichtlich und das sinnlich merkwürdige Detail mit der Taube erscheint mir wieder zu spitz, um die Krone des ganzen, das doch breiter angelegt scheint, zu bilden. Es ist also offenbar nicht jenes innere Gleichgewicht vorhanden, das glücklich concipierte und glücklich ausgeführte Arbeiten kennzeichnet.

Heb es also auf, denn das Wegwerfen verdient es keineswegs und mach bald etwas neues. – Ich glaub ich hab Dir schon gesagt, dass ich mein Trauerspiel vorläufig weggelegt habe. Dagegen bin ich mitten in dieser sonst gefürchteten Jahreszeit ziemlich lebhaft in eine andere Arbeit hineingekommen: die Bearbeitung eines Stückes von Calderon, worin ich nun im 3^{ten} Aufzug halte. Leb wohl, lass bald von Dir hören.

Dein Hugo

Viele Grüße von Gerty. Beer Hofmann zieht in einigen Tagen mit Kind u. Kegel heraus.⁹⁷

28. XI. 1901.

Liebster Hugo

Ich danke Dir vielmals für den ausführlichen Brief über »Angelo«.⁹⁸ Ich bin dabei erst darauf recht aufmerksam geworden, wie sehr ich durch die Änderungen die Geschichte als Ganzes geschwächt hatte. Gerade

⁹⁶ »Leuchtende Fliegen«, vgl. Anm. 93.

⁹⁷ Im Dezember 1901 zog Richard Beer-Hofmann (1866–1945) nach Rodaun um, wo er bis Ende 1906 blieb.

⁹⁸ Arbeitstitel für »Leuchtende Fliegen«, vgl. Anm. 93.

die Stellen, die dem Poldi so unangenehm waren und die mir auch sehr misslungen erschienen, hätten die Geschichte tragen sollen, durch ihre Änderung ist eben nichts als nebeneinanderstehendes Detail geblieben. Das Gute hat die Arbeit doch gehabt, dass sie mich nach langer Pause wieder aufgerüttelt hat.

Ich habe in der N.D.R. Deine Pantomime gelesen⁹⁹ und hab bewundert wie einfach und gut Du gerade den Punkt gelöst hast, der Dir am unklarsten war. Leider gibt es wohl nicht so gute Mimiker, die das anständig darstellen können – oder soll es wo gespielt werden? – Jetzt legst Du Honig in alte Waben.

Ich bin seit dem Urlaub in einem eigenthümlichen Zustand. Noch in Chrudim überkam mich die Erinnerung der Liebe zu einem jungen Mädchen,¹⁰⁰ das ich fast zu gleicher Zeit wie den Poldi kennen gelernt hatte. Schuld daran war vor allem der Ort, dann ein Brief von ihr an eine dritte Person und ein Bild von ihr, das ich zu sehn bekam.

Ich widerstand dem, umsomehr da ich mich gebunden fühlte. Ich glaubte die Abreise würde wieder alles gut machen. Es wirkte aber immer weiter, sodass ich mich bewogen sah, alle andern Beziehungen abubrechen. Ich erzählte alles dem Poldi, der war aber unbedingt dagegen, dass ich wiederanknüpfe obzwar er mir vor drei Jahren zu dieser Verbindung rieth. Er hält mich jetzt offenbar nicht für competent (nicht richtiges Wort), eine für das ganze Leben wichtige Entscheidung zu treffen. Er mag vielleicht recht haben, aber wenn sogar ich selbst diese Erkenntnis hätte, würde es kaum an der Sache viel ändern. Ich habe das Mädchen mehr als drei Jahre nicht gesehn und damals war sie fast noch ein Kind – hier ist der Knotenpunkt der Verwicklung. Seit dieser Zeit hat sie verschiednes Unglück erfahren: den Tod ihrer Mutter, die Wiederheirat des Vaters. Die drei Jahre können sie verändert haben. Vor vierzehn Tagen erfuhr ich durch Zufall, ohne mein Zuthun, auf Umwegen, dass sie seit jener Zeit vollkommen abweisend ist und

⁹⁹ Hugo von Hofmannsthal: »Der Schüler«. In: Neue Deutsche Rundschau 12 (1901), H. 3, S. 1204–1211.

¹⁰⁰ Eleonora (Eleonore) Snížková (1878–1941), genannt Lola, zukünftige Frau Robert Michels. In Chrudim lebten Michels Mutter, Karoline, geb. Štastný, und seine beiden Schwestern, Helene und Marie. Sein Vater, Adalbert Michel, kaiserlicher Rentverwalter, war bereits 1890 gestorben.

nur mit meinen Briefen lebt und mit den Büchern, die sie von mir hat. – Das klingt hier alles halb dumm und halb unwahr und ist durchaus nicht geeignet, Dir einen klaren Einblick zu ermöglichen. Ich schreibe Dir trotzdem darüber, weil der Poldi sagte: »Schade, dass Du darüber nicht mit dem Hugo sprechen kannst; der könnte Dir in so etwas besser rathen«. Ich kann natürlich einen endgiltigen Rath von Dir nicht verlangen, dazu wäre gründliche mündliche Aufklärung nothwendig. Der eigentliche Grund, warum ich Dir jetzt darüber schreibe, ist, weil ich weiß, dass eine Dich vollständig überraschende Entscheidung meinerseits, in diesem Falle, nicht angethan wäre unsere Freundschaft zu festigen. Ich hab bis jetzt noch gar nichts gethan. Indessen hab ich das Gefühl, dass mir ein einmaliges Sehn (auch ohne ihr Wissen) Klarheit geben würde darüber, was ich zu thun hab. Ein Zusammentreffen mit mir wäre nur dann möglich, wenn ich mich entschieden hätte, da ich ihr offenbar schon genug Leid zugefügt habe. Mein Plan ist vorläufig der, dass ich zu Weihnachten hinfahre und (womöglich verkleidet) sie sehe, ohne dass sie es weiß.

Das ist unter den gegebenen Verhältnissen eine schwierige Sache, weil sie auf dem Schloss ihrer Stiefmama (bei Klattau)¹⁰¹ lebt. Nun, ich hab noch einen Monat zum Überlegen. —

Ich schreibe an einem Einacter, den ich bei mir schon ganz fertig hab. Ich weiß auch im vorhinein die Fehler, die er haben wird, schreibe ihn aber doch. Für später hab ich dann einen zweiten Einacter vor, der den Titel haben soll »Die Invaliden«, dessen Personen ich schon ganz gut kenne; nur die Handlung ist mir noch nicht ganz klar.¹⁰²

Die Druckerei der Insel hat mir die Correctur geschickt und mich um die Umschreibung der slawischen Laute ersucht; ich gieng aber darauf nicht ein und hab schon eine befriedigende Antwort.

Was soll ich mit der langen Novelle »Vom Podvelež« machen, die mir die Insel zurückgeschickt hat? Soll ich sie an eine Redaktion schicken? Ich dachte auch an die Weihnachtsbeilagen der Freien Presse oder des

¹⁰¹ In Klenau/Klenová bei Klattau/Klatovy befindet sich eine mittelalterliche Burgruine, an die im XIX. Jahrhundert ein Schloß angebaut wurde. Dieses Schloß war bis 1945 Familienbesitz der Michels. Heute ist beides Museum.

¹⁰² Möglicherweise handelt es sich um den unveröffentlichten Einacter, dessen im Michel-Nachlaß überlieferte Manuskripte jedoch den Titel »Der Psychologe in Uniform« tragen. Zu Hofmannsthals Urtheil vgl. Brief Nr. 20.

Neuen Wiener,¹⁰³ die werden wahrscheinlich sehr viel gelesen; doch nehmen sie wohl nur Berühmte.

Einen Handkuss an Deine Frau.

Mit herzlichen Grüßen der

Deine Robbi

(bitte wenden)

Ich bin Dir dankbar, dass Du mich auf Dostojewskys »Brüder Karamasow« aufmerksam gemacht hast. Abgesehen von den Schönheiten, die das Buch für mich hat, wirkt das langsame Lesen eines so breit angelegten Werkes disciplinierend auf mich ein, da ich seit lange nichts Umfassendes gelesen hab.

16. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 4.1.1902

Samstag

Sehr herzlichen Dank, nur in Eile, mein Lieber, für Deinen neuen lieben Brief. Natürlich war ich durch den ersten keineswegs verletzt – inwiefern auch? vielmehr sehr lebhaft berührt von Deinem freundschaftlichen Zutraun. Nur fand ich nichts darauf zu antworten.

Es hat mir eine große Freude gemacht, die »Herc. Hirten« im Druck wiederum 2mal zu lesen.¹⁰⁴ Die Geschichte hat nun noch mehr Relief, und hat mir aufs neue überaus gefallen. Auch verschiedenen anderen Leuten, die mir spontan mit Freude darüber sprachen z.B. Clemens Franckenstein.

Jetzt während ich schreibe ist in Berlin die Premiere von 4 Einactern von Schnitzler,¹⁰⁵ darunter einer, den ich für seine – überhaupt – bedeutendste schönste Arbeit halte. Ich hoffe sie Dir bald schicken zu können.

¹⁰³ Die »Neue Freie Presse« wurde 1864 gegründet, erschien bis Ende 1939, als sie mit dem »Neuen Wiener Tagblatt« zusammengelegt wurde. Das »Neue Wiener Tagblatt« wurde 1867 gegründet, 1945 eingestellt.

¹⁰⁴ Erstdruck in: Die Insel 3 (1901), Nr. 3, S. 201–210.

¹⁰⁵ Der Einakter-Zyklus »Lebendige Stunden« wurde am 4. 1. 1902 im Deutschen Theater uraufgeführt.

Du erwähnst gar nichts von Deiner Arbeit. Meine hatte gestockt, scheint nun wieder in Fluss zu kommen.

Von Herzen Dein

Hugo.

17. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 18.1.1902

lieber, Einsendung an »Zeit«¹⁰⁶ werde besorgen, direct an Burckhard; auf den Einacter freue ich mich sehr.

Herzlich Dein

Hugo.

Rodaun 18 I. 1902.

18. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 6. März 1902

Ich vermuthe Dich immer noch abwesend von Innsbruck; bitte schreib mir sobald Du zurück bist und ich das Manuscript mit der Sicherheit, dass es nicht verloren geht, an Dich zurückschicken kann.

Herzlich Dein

Hugo

Rodaun. 6.III.

19. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 6. März 1902

Innsbruck, 6.III. 1902

Liebster Hugo,

Zuerst muss ich Dir nochmals herzlich danken für die Verwendung bei der »Zeit«. Ich habe vorgestern den ersten Correcturbogen bekommen.

Ich bin seit 14 Tagen von meiner Reise nach Böhmen zurück. Ich war in Klattau unter falschem Namen abgestiegen; die Details, wie es mir dann gelang einigemal mit der Lola zusammenzukommen, zu der von

¹⁰⁶ Es handelt sich um die Novelle »Vom Podvelež«, vgl. Anm. 71.

Klattau aus noch ein recht weiter Weg führt, sind wohl nicht interessant genug, dass ich Dir sie schreiben sollte. Die langen Stunden öden Wartens, das zuwidere Hotel in Klattau, Regen lange Märsche auf kothigen Straßen etc. vermochten mir an einigen schönen Augenblicken nichts zu verderben. Dass in den 3 ½ Jahren der Trennung an der Lola gerade das alles sich voll verwirklicht hatte, was ich damals im Entstehen geliebt hatte, war für mich eine Belohnung, der ich kein Verdienst entgegenzustellen hatte, es sei denn die monatelange Angst vor dem Wiedersehn. Am vorletzten Tag wurden wir ganz einig, und wollten uns am letzten Tag nur noch kurz zum Abschied treffen. Den Eltern wollte ich erst von hier schreiben. Durch eine Ungeschicklichkeit meinerseits kam uns aber am vorletzten Abend Lolas Stiefmama auf die Spur und Lola fand später keinen anderen Ausweg als alles zu gestehn. Am letzten Tag früh wurde ich aufgefordert, mich ihr vorzustellen. Ich verbrachte den Tag bei ihnen und fuhr am Abend mit Ihr [sic!] nach Pilsen um noch mit Lolas Vater zu sprechen. Sie sagen beide, sie hätten nichts gegen mich, dagegen mag sie mein Vorgehn recht zurückgeschreckt haben: das Vermögen, das Lola nach ihrer Mutter hat, soll zu klein sein für die Caution¹⁰⁷ und die Eltern erklären sich außer Stande, den Rest herzugeben. Ich bin vom Gegentheil so ziemlich überzeugt. Der nachträgliche Briefwechsel hat noch zu keiner Entscheidung geführt. Es steht recht ungünstig, aber ich hoffe noch immer auf einen guten Ausgang. Dieses Schachern ist recht hässlich, in jedem andern Fall hätte es mir schon den Garaus gemacht. Was ich machen werde wenn sie endgiltig Nein sagen sollten, weiß ich wirklich noch nicht. Meine jetzige Stellung aufzugeben wäre bitter und ein vierjähriges Warten noch bitterer.

Diese Woche hat mir Poldi über die kleine dramatische Arbeit¹⁰⁸ geschrieben, die ich im Jänner geschrieben habe. Er tadelt nichts, lobt aber auch nicht vieles; zum Schluss sagt er: die kleine Arbeit ist sympathisch

¹⁰⁷ Aktive Militärpersonen waren verpflichtet, vor ihrer Vermählung eine Bewilligung der zuständigen Militärbehörden zu beantragen, deren Erteilung v. a. davon abhing, ob der Eheserber ein sicherzustellendes jährliches Nebeneinkommen nachweisen konnte. Diese so genannte Heiratskaution wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts derart hoch angesetzt, daß sie, besonders für junge Offiziere, zu einem ernststen Ehehindernis wurde. Die Erlaubnis, mit unzulänglicher Kautio n heiraten zu dürfen, erhielt Michel durch kaiserlichen Gnadenakt.

¹⁰⁸ »Der Vater im Felde«, in: Die Zeit. Sonntags-Zeit, belletristische Beilage 30.10.1904, S. 1f.

aber nicht sehr schön, immerhin, scheint mir, für eine Zeitschrift ganz geeignet.

Ich bat ihn, daß *er* sie Dir schicken soll, damit ich mir das Abschreiben erspare.

Ich küsse Deiner Frau die Hand. Hoffe auf einen Brief von Dir.

Bleibe herzlichst der Deine

Robbi

20. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 26. März 1902*

26 III.

lieber Robby

der Einacter¹⁰⁹ ist gewiss ein Fortschritt gegen den früheren, auch ist ja seine Grundidee sehr hübsch (eine Katastrophe gerade durch das herbeigeführt, wodurch sie scheinbar vereitelt werden müsste: die Verkleidung des Helden) aber er hängt doch noch ein bischen in der Luft, die Thurmspitze, zu der der Thurm fehlt. Merkwürdig, dass Du Leute die Du so gut kennst, wie Officiere, so unlebendig reden lässt, erstens wie gebildete Schulbuben (hier ist der Dialog bei Schnitzler zu vergleichen) zweitens durchaus episch, novellistisch, nicht dramatisch.

Beer-Hofmanns Ansicht ungefähr gleichlautend.

Was daraus folgt, ist natürlich nicht etwa *découragement*, sondern im Gegentheil, wieder und wieder probieren.

Die Geschichte vom Podvelež haben alle 4 Bewohner von Rodaun (auch die 2 Frauen)¹¹⁰ mit dem *stärksten* Vergnügen gelesen. Beer H. sagte nochmals, »ausgezeichnet« und wir fanden uns durch die besten Stellen an Mérimée (ohne Abhängigkeit davon) erinnert.

Leb wohl Dein Hugo

(P.S. Der Einacter von Poldy ist noch nicht gekommen.)

¹⁰⁹ »Der Psychologe in Uniform«, unveröffentlicht, vgl. Anm. 102.

¹¹⁰ Hofmannsthal, seine Frau, Richard Beer-Hofmann und dessen Frau Paula Lissy.

Innsbruck, 31. V. 1902.

Mein lieber Hugo,

In dieser langen Zeit meines Schweigens war alles so schwankend unter mir, dass ich nie einen festeren Standpunkt zum Briefschreiben gewinnen konnte. Was ich geschrieben hätte, wäre vielleicht beim Einlangen des Briefes nicht mehr wahr gewesen. Jetzt bin ich endlich auf sichereren Wegen; hauptsächlich dadurch, dass meine Heiratsangelegenheit die erwünschte Wendung nimmt.

Ich war zu Pfingsten eine Woche lang in Klattau und bin täglich zu Lolas Eltern gefahren. Da hab ich sie doch so weit gebracht, dass sie nichts mehr gegen unsere Verbindung haben, unter der Bedingung, dass wir mit dem mütterlichen Erbtheil der Lola auskommen. (In Sadská bei Prag eine Mühle mit Hof und Wirtschaftsgebäuden, gutem Wohnhaus und großem Garten.) Ich hoffe noch im September, spätestens November heiraten zu können. Die erste Zeit wird es uns sehr knapp gehn, und ich muss mich mit dem Gedanken vertraut machen, dass ich vielleicht 2–3 Jahre aus Innsbruck nicht herauskomme. Abgesehn davon verspricht mir diese Zukunft nur Gutes.

Im Sommer, wahrscheinlich August, wird mich der Weg nach Böhmen bestimmt über Wien führen – werde ich Dich sehn können?

Jetzt ist ja Deine Arbeitszeit, der Sommer, da; und wenn Deine Arbeiten über den Winter ins Stocken gerathen sind (?), so ist jetzt die schönste Aussicht auf ihre Vollendung. In der N. F. Presse und Deutschen Rundschau habe ich Deinen Victor Hugo gelesen.¹¹¹ Ich weiß aber, dass diese Arbeit schon im vorigen Jahr geschrieben war. Da ich nicht alle die poetischen Producte kenne, über die Du schreibst, mir also die gute Übersicht mangelt, sind mir jene Stellen am wertvollsten, die den Dichter im allgemeinen behandeln.

Ich habe in dieser ungeordneten Zeit eine längere Novelle »Die Ameisen«¹¹² geschrieben. Der Poldi bezeichnet sie als misslungen, so schick

¹¹¹ Es handelt sich um zwei Teildrucke aus Hofmannsthals (zuerst eingereichter, dann zurückgezogener) Habilitationsschrift: »Styl und Ausdruck bei Victor Hugo«, in: Neue Freie Presse 18.5.1902, S. 38–40, »Victor Hugo. Das Weltbild in seinen Werken«, in: Deutsche Rundschau 28 (1901–1902), Bd. II (15.3.1902) S. 452–463.

¹¹² Vgl. Michel: Geschichten von Insekten (wie Anm. 79), S. 62–74.

ich Dir sie gar nicht. Dagegen wäre ich froh, wenn er Dir endlich einmal die kleine dramatische Skizze vom Jänner »Der Vater im Felde« schicken würde. Um mir über diese Zeit des Misslingens wenigstens äußerlich leichter hinwegzuhelfen, habe ich eine Absicht, die ich weder ohne Deine Zustimmung und noch weniger ohne von Dir detaillierten Rath zu erbitten, durchführen möchte. Ich denke nämlich an die Herausgabe von fünf Novellen in einem Buch unter dem Titel »Hercegovinische Novellen«. Da ich nicht so bald wieder in die Hercegovina komme, dürfte ich kaum mehr eine Novelle solchen Milieus schreiben.¹¹³ Auf eine Bereicherung dieses Bandes ist also nicht zu hoffen; mit anderen mischen möchte ich sie auch nicht. Es handelt sich also nur darum, ob ich nicht aus irgendwelchen andern Gründen noch warten sollte. Ob der Band nicht zu arm wäre, ob jede der fünf Novellen sich dazu eignet? Welchen Verleger (Fischer), welche Schritte zu thun wären etc? Ich meine die Novellen »Osmanbegović« (Zeit, August 1898), Hercegovinische Hirten (Insel), Vom Podvelež (Zeit), dann »Die drei Musikanten« (angenommen von der Neuen Deutschen Rundschau, muss nächstens erscheinen) und »Der Deserteur«. Diese letzte hast Du mir einmal mit einer andern als zu studienhaft zurückgeschickt. Es handelt sich darum, ob sie unter den andern nicht bestehn könnte. Ich habe voriges Jahr einmal mit Poldi über dieses Thema der Hercegovinischen Novellen gesprochen und er sagte, dass ihm Der Deserteur ganz gut gefallen hat und dass er wegen dessen Aufnahme in eine eventuelle Sammlung weniger Bedenken hätte als wegen der »Drei Musikanten«; als er diese in Wien einigen Leuten vorgelesen hatte, hatten einige von ihnen Ausstellungen gemacht (darunter Beer-Hofmann). Nur würde das Weglassen einer dieser Novellen den Band allzu ärmlich machen oder ganz unmöglich machen was Fülle anbetrifft.

Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir Deine Ansichten über das alles einmal schreiben wolltest.

Deiner Frau einen Handkuss.

Vom Herzen der Deine

Robbi

¹¹³ Das Projekt der Novellensammlung hat sich erst 1907 verwirklicht; der bei Fischer erschienene Band trägt den Titel »Die Verhüllte«. Anm. 18.

22. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 13. Juli 1902

Hatte sehr starken Eindruck vom ersten Lesen des kl. Einacters den mir Poldy brachte. In den nächsten Tagen näheres. Schick mir doch den »Deserteur« wenn Du kannst.

Viele Grüße

Hugo.

R. 13 VII.

23. Hofmannsthal an Michel, Einzelblatt – zwischen dem 13. und dem 27.7. 1902

Der Vater im Felde v. R. Michel

Kein eigentlicher Einacter, vielmehr die Spitze eines solchen. Eine Katastrophe. Die Form findet sich neuerdings mehrfach. Dagegen wäre einzuwenden dass sie eine Bereicherung nur nach der Seite des Mechanismus, nicht nach der Seite der Charakteristik zulässt. Sie giebt der Situation alles, legt den Charakteren eine gewisse Leerheit (Allgemeinheit) auf, der sie sich – bei dem knappen Raum – nur durch Absonderlichkeit entziehen können.

Diese Form – eine Mischform, die bei keinem achtbaren Autor zur Routine werden dürfte – *einmal zugegeben*, ist der vorliegende Einacter ziemlich gelungen. Er packt. Die Redeweise des Kindes giebt der banal-spannenden Situation etwas Grotesk-unheimliches. So entsteht eine präzise, poetische Atmosphäre. Die Einheit ist im Ganzen gewahrt.

Ein Haupteinwand, die Ausführung betreffend wäre folgender: Mariens Wahnsinnsausbruch ist durchaus wohl *motiviert* (aus ihrer Herkunft, der qualvollen Situation, der furchtbaren Anspannung, Überspannung ihrer Gemütskräfte), aber er ist mangelhaft *vorbereitet*. Das kann die Wirkung geradezu zum Umkippen bringen. Es bedürfte irgendwo – z.B. dort wo von ihrer im Irrenhaus verstorbenen Schwester geredet wird – einer Expansion von 6–8 Zeilen, die das Überhitzte in Mariens Phantasie, das Pathologische nicht im medicinischen Sinn sondern im Poetischen, das Nahezu-verlassen-haben der Wirklichkeit so zeigt, dass

dann der Ausbruch nur als ein Letztes, freilich um eine ganze Stufe Höheres, Äußerstes wirkt. Dieses Detail ist nicht verstandesmäßig, aber leicht durch Stimmung zu finden.

Ein kleiner nicht angenehmer Pinselstrich ist die Stelle wo Gretl mit einer Brutalität, *die man im Leben immer vermeiden würde*, von der Schwester sagt

die im *Irrenhaus* gestorben ist.

Der Ausdruck wirkt peinlich, und dadurch absichtlich, explicativ. Es muss, wie man das im Leben thut, gesagt werden »in der Heilanstalt« oder sonst ein Euphemismus. Marie könnte an dieser Stelle mit überspanntem Cynismus allenfalls darauf bestehen, dass man ein Irrenhaus ein Irrenhaus und nicht anders nennt. Vielleicht könnte sie hier in einen Gedanken ausbrechen, der die Überspannung ihrer Gemütskräfte grell beleuchtet. Vielleicht. Tactsache!

24. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 27. Juli 1902

Innsbruck, 27. VII. 1902

Mein lieber Hugo,

Durch ein kleines Unwohlsein in den letzten Tagen war ich verhindert Dir für Deine Mühe zu danken. Ich bin Dir wirklich sehr dankbar für die eingehende Besprechung meiner Arbeit. Es wurde dadurch gewiss mein künstlerisches Gewissen gesteigert; denn der Mangel daran ist bei meinem Producieren wohl der Hauptfehler. Das nützt zwar der frühern Arbeit wenig und wird bei einer nächsten kaum in der Stärke da sein, wie ich es mir jetzt einbilde, aber ein Größerwerden in dieser Richtung kann mir in Zukunft nur nützen.

In dieser Hinsicht, obzwar etwas complicierter genommen, wäre es mir auch erwünscht an die Öffentlichkeit zu kommen. Es würde mein Verantwortlichkeitsgefühl mir selbst gegenüber erhöhen.

Ich weiß nicht, ob Du Dich in diesem Geschreibsel zurechtfinden wirst, aber ich bin jetzt nicht in der Verfassung klarern Ausdruck zu suchen. Meine Heiratsgeschichte und theilweise meine Existenz überhaupt ist in einem Knäuel von Fragezeichen verwickelt. Es ist gewiss nicht Mangel

an Vertrauen, dass ich Dir nicht detailliert darüber schreibe. Es wäre nur unerfreulich und ein nutzloses Klagelied.

Die kleine Änderung habe ich zwar nicht an der von Dir empfohlenen Stelle aber doch in Deinem Sinn durchgeführt. Ehe ich es abschreiben lasse, möchte ich wissen, ob Du damit einverstanden bist. Deshalb bitte ich Dich, falls Dir die Änderung gut dünkt, nur mit dem Retourschicken der Arbeit zu antworten. Sei nicht böse, dass ich Dich soviel plage.

Bie hat geantwortet, dass er mir wegen der Musikanten einen Termin noch nicht bestimmt versprechen kann. (Versprochen hat er früher: im Laufe 1902).

Poldi hat mir vor drei Tagen telegraphiert, dass er in 5 Tagen hier sein wird. Vielleicht fahr ich mit ihm nach Südtirol.¹¹⁴ Wahrscheinlich hast Du ihn dieser Tage gesehn.

Ich küsse Deiner Frau die Hand und bleibe Dir vom Herzen ergeben.

Robbi

25. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 30.9.1902

Lieber, reise eben Rom; daselbst Hotel Hassler. Vertrieb des Einacters hat Bahr gern übernommen;¹¹⁵ wird Dir direct berichten

Herzlichst Dein

Hugo.

30 IX. 02.

¹¹⁴ Dieser geplanten Reise nach Südtirol lag Andrians unverwirklichter Wunsch zugrunde, ein Schloß in Tirol zu erwerben, vgl. Ursula Prutsch, Klaus Zeyringer (Hrsg.): Leopold von Andrian (1875–1951). Korrespondenzen, Notizen, Essays, Berichte. Wien, Köln, Weimar 2003), S. 121.

¹¹⁵ Dank der Verwendung Bahrs erhielt Michel gegen September 1903 Franz Bleis Zusage, daß das Münchner Künstlerkabarett »Die Elf Scharfrichter« den Einakter »Vater im Felde« aufführen würde. Aufgrund der Auflösung der Gruppe im Herbst 1904 kam es allerdings nicht dazu.

26. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 3.12.1902

3 XII.

m. L.

schreibe Du an Fischer ganz kurz: s. g. Herr ich möchte meine Novellen zu einem Band sammeln und erlaube mir anzufragen ob Sie diesen Band in Ihren Verlag zu nehmen geneigt wären – und lege meinen Brief bei, sowie das gesammte Material, das den Band bilden soll, möglichst in *Gedrucktem*.

Herzlich, in Eile, weil täglich 8–10 Stunden arbeitend (4^t Act)¹¹⁶

Dein

Hugo.

27. Hofmannsthal an Michel, Brief – Ende 1902

lieber Robbi

wegen der Schlussphrase in meinem Brief an Fischer brauchst Du Dich mit dem Absenden *gar nicht* zu beeilen, denn ich hab sie nur aus Artigkeit – nicht aus factischer Wichtigkeit – dazu geschrieben.

Herzlichst

Dein Hugo

Beiliegend M. Deserteur.

28. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 13.1.1903

Rodaun 13. I. 1903

Lieber Robby, es thut mir sehr leid, dass Du durch Fischer Ärger hattest aber dafür ist der Brief objectiv betrachtet und als Brief eines grossen Verlegers an einen Unbekannten ungewöhnlich schmeichelhaft. Vielleicht findet die Cautionssache auf eine unerwartete Weise eine Förde-

¹¹⁶ »Das gerettete Venedig«, vgl. SW IV Dramen 2, S. 246.

¹¹⁷ Hans Schlesinger.

rung. Dies gehört allerdings mehr in's Gebiet der Fantastik: Hans¹¹⁷ hat nämlich einen jungen Erzherzog kennen gelernt (ich glaube Heinrich) welcher baldigst nach Innsbruck kommt oder schon dort ist und hat diesem viel von Dir erzählt. Vielleicht lernst Du ihn bald kennen und er kann Dir nützlich sein.¹¹⁸

Mein Stück ist *fertig* ich mache aber bedeutende Änderungen im 2ten und 3ten Act, welche 3–4 Wochen in Anspruch nehmen werden.¹¹⁹

Ich freue mich, dass Du arbeiten kannst und habe immer Zeit und Lust etwas Neues von Dir zu lesen.

Herzlich Dein

Hugo

29. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Brenner, 1.7.1903

lieber, wir kommen morgen $\frac{3}{4}$ 1 (vom Brenner aus) in Innsbruck an und bleiben bis 3^h. Wenn Du Dich frei machen kannst kommst Du vielleicht an die Bahn, dass man zusammen essen kann.

Von Herzen

Hugo

1^{ten} July.

30. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 7.8.1903

lieber, habe Novelle nun 2mal gelesen. Bin unschlüssiger, wie zu beurtheilen, als sonst Deinen Arbeiten gegenüber. Scheint mir, dass Rêvignies als Figur sehr unplastisch, ohne Poldy als Schlüssel fast unverständlich. Vielleicht irre ich mich. Werde Novelle¹²⁰ heute dem Beer-Hofmann, der Deine Sachen sehr schätzt und verlässliches Urtheil hat, zum Lesen

¹¹⁸ Gemeint ist Heinrich Ferdinand Salvator (1878–1969), der am 2.1.1903 nach Innsbruck zog.

¹¹⁹ Es handelt sich um »Das gerettete Venedig«, vgl. Anm. 116.

¹²⁰ Es handelt sich um die erste, unveröffentlichte Fassung der Novelle »Die Verhüllte«, vgl. Anm. 18.

geben; will sie der »Zeit« erst anbieten, wenn mich mit B. H. berathen.
Hoffe, ist Dir recht. Von Herzen Hugo

R. 7 VIII. – 03.

Schreibe Dir jedenfalls nochmals näheres.

31. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 21.8.1903

Bin erfreut über chance mit Einacter.¹²¹ Ich arbeite äußerst angestrengt, bei schwankendem, eher negativem physischen Befinden.¹²² Muss außerdem 26^t dieses für circa eine Woche an den Weimarischen Hof.¹²³ Ist es Dir daher erträglich, wenn ich die Novelle erst in circa 3 Wochen an Salten (»Zeit«) leite? Wenn das nicht, so schreibe mir, ich schicke sie dann gleich, in diesem Fall freilich nur mit kurzen Begleitzeilen. Herzlich
Hugo.

21 VIII.

»Welttheater« geht morgen an Dich.¹²⁴

32. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 8.9.1903

8 IX.

Möchte nun Manuscript¹²⁵ an »Zeit« schicken. Bitte schreibe mir den richtigen Titel, ich hab ihn vergessen. Hatte einige sehr anregende und angenehme Tage in Weimar.

Herzlich

Hugo.

¹²¹ »Der Vater im Felde«, s. o. Anm. 61.

¹²² Die Tragödie in einem Aufzug »Elektra«, vgl. BW Kessler, S. 53.

¹²³ Hofmannsthal hatte vom Direktor des Weimarer Museums, Harry Kessler, eine Einladung nach Weimar erhalten, um einer Laienaufführung vom »Tod des Tizian« beizuwohnen, die aber schließlich nicht zustande kam, vgl. BW Kessler, S. 438.

¹²⁴ Hugo von Hofmannsthal: Das kleine Welttheater oder die Glücklichen. Leipzig 1903. Gewidmetes Exemplar nicht erhalten.

¹²⁵ »Die Verhüllte«, vgl. Anm. 120.

R. 10. X.

lieber, über eine Arbeit wie diese Novelle,¹²⁶ ist ziemlich schwer zu urtheilen. Ich glaube, es ist eine Deiner schwächeren Arbeiten. Sie hat, auch auf den wohlwollenden und aufmerksamen Leser, keine starke festhaltende Kraft.

Man sieht natürlich die keineswegs triviale Intention, einen bestimmten Typus des idealistischen Charakters in seinem Verhältnis zur Realität zu zeigen, aber es kommt nicht sehr viel dabei heraus. Das *Geistige*, welches der Autor in's Spiel bringen will, wirkt ein bischen als Maschinerie, als Maschine, die laut und aufdringlich arbeitet und nicht viel leistet. Und dabei kommen die Schwächen, Härten, Unbeholfenheiten des sprachlichen Ausdrucks viel stärker heraus, als bei anderen Arbeiten.

Ich glaube: Naturgefühl, eine ganz individuelle Sinnlichkeit, mit viel Tact in einer ganz bestimmten Weise ins Spiel gesetzt, eine gewisse dumpfe aber schöne Abgeschlossenheit, das sind ungefähr die Qualitäten die gewissen von Deinen Arbeiten so viel Harmonie geben. Hier möchte ich mich auf weiteres Zergliedern nicht einlassen, schon so weit thue ich es höchst ungern, nur auf Deinen Wunsch. Beer-Hofmann sagte ähnliches. Salten schickte mir die Novelle zurück, aus äußeren Gründen übrigens: sein Blatt gestattet weder »Rothe Laterne« noch »Starrkrampf« noch ähnliches.

Ich lasse sie indess bei mir liegen, bis Du mir sagst was ich damit machen soll.

Herzlich Dein

Hugo.

P.S. Salten bittet, Du möchtest gelegentlich etwas Kürzeres schicken (Feuilletonlänge) und ganz »unanstößiges«.

¹²⁶ »Die Verhüllte«, vgl. Anm. 120.

Innsbruck 20. X. 1903.

Mein lieber Hugo,

Dein Urteil hat mich sehr deprimiert, umsomehr da mir die Fähigkeit abgeht, es genau zu sondieren – die Rute biegt sich wie in den Libellen und ich finde nicht den Grund. Das soll Dich aber um Gotteswillen nicht davon abschrecken, mir ein nächstes Mal wieder über eine Arbeit zu schreiben. Im Gegenteil, ich glaube je schulmäßiger ich behandelt werde d.h. je mehr das Urteil ins Besondere geht, desto besser für mich. Ich denke vorläufig nicht mehr daran, die Novelle drucken zu lassen. Ich glaube, am besten ich warte eine ruhigere Zeit ab und werde dann sehn ob ich sie umarbeiten oder beiseite legen soll. Ich war in der Wertschätzung etwas verführt durch das Urteil meines hiesigen Freundes der mir sonst als verlässlicher Versuchleser [sic!] dient. Er kennt Mostar und das Land und so scheint der Eindruck, dem ihm die Milieuschilderungen gemacht haben, den Gesamteindruck bestimmt zu haben.

Hab die Güte, schick mir die Arbeit in einigen Tagen her nach Innsbruck.

Die andere Seite meines Daseins ist erfreulicher. Ich fahre noch in dieser Woche nach Böhmen und am Montag ist Hochzeit.¹²⁷ Ich bekomme nur wenige Tage Urlaub. Ich hoffe, daß mir Zeit genug bleibt, mich auf der Heimreise ein wenig in Wien aufzuhalten. Die Freude, Euch meine Frau bringen zu können, muß ich aber auf einen günstigeren Zeitpunkt verschieben.

Ich bleibe dankbar der Deine

Robby

¹²⁷ Robert Michel und Eleonora Snížková heirateten am Montag, den 26. 10. 1903, in der Schloßkapelle des Hl. Felix in Klenau.

lieber, ich war sehr froh über ein Lebenszeichen, und Dich mit Deiner Frau, die wir beide von Herzen grüßen lassen, am Ziel zu wissen. Wir hatten unruhige Wochen. Unser kleines baby Franz Eberhard, geboren den 29^{ten} October, einen Tag vor der »Elektra«,¹²⁸ war dauernd sehr krank und ist erst seit vorgestern auf dem Weg der Besserung. – Nun kann auch unser kleines freundschaftliches Hochzeitsgeschenk an Euch abgehen. Der Ausdruck »klein« ist eigentlich heuchlerisch: er bezieht sich nur auf den Wert: dem Umfang nach ist es von unbescheidener Größe. Es ist eine im Ton recht gelungene Bruckmann'sche Heliogravüre nach dem schönen freudig-ernsten heiligen Hain von Böcklin, in einem mir ganz amusant erscheinenden Rahmen. Ich hoffe Ihr habt eine Wand, auf die es paßt – ich rechnete mit einfachen grauen oder blaßgrünen oder getünchten Wänden, ähnlich wie ich selbst sie habe – und von der herab es Euch an unsere freundschaftliche Zuneigung erinnert. Deiner Betheiligung an der Preisausschreibung wünsche ich alles beste. Mich hielt nur der Gedanke ab, dass ich etwa – nicht gar keinen das wäre nicht so arg, aber z. B. den dritten Preis bekommen könnte.

Dein Hugo.

P. S. Lass Dich von Poldy nicht gar zu sehr deprimieren. Seine Ausdrucksweise über neue Producte hat manchmal etwas von Robespierre'scher Grausamkeit. Auch wenn ich ihm etwas schicke, pflegt er kein gutes Haar daran zu lassen.

¹²⁸ Die Erstaufführung der »Elektra« fand am 30.10.1903 im Kleinen Theater in Berlin durch Max Reinhardt statt.

36. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 31.3.1904

Innsbruck 31.III.04.

Mein lieber Hugo,
bei der tieftraurigen Nachricht, daß Du Deine geliebte Mutter¹²⁹ verloren hast, hab ich es schmerzlich empfunden, daß ich Dir trotz meiner aufrichtigen Freundschaft wohl keinen Trost geben kann, der Dein Leid vermindern könnte. Es möge Dir eine schmerzlichfreudige Genugtuung sein, daß Deine arme Mutter inbezug auf Dich eine schönste Gewißheit mitgenommen hat.

Meine Frau schließt sich an in innigstem Beileid für Dich.

Dein Robby

37. Michel an Hofmannsthal, Brief – Klenau, 1.9.1904

Schloß Klenau bei Klattau, Böhmen
1.IX.04.

Mein lieber Hugo,
ich bin durch Dein langes Schweigen sehr beunruhigt und suche schon seit einiger Zeit, ob ich mich Dir gegenüber nicht irgendwie verschuldet hab. Dann denk ich wieder, daß Du vielleicht meine letzte Karte nicht erhalten hast, und glaube, daß es wohl am besten ist, wenn ich Dir noch einmal schreibe. Ich fragte Dich damals, vor cca einem Monat, ob Du Zeit und Geduld genug hättest eine neue Arbeit¹³⁰ von mir zu lesen. Ich könnte mir dein Schweigen auch ungünstig deuten, glaube aber, daß Du mir im ungünstigen Fall umso eher eine Zeile geschrieben hättest.

Es handelt sich um jenen Roman, von dem ich Dir schon vor zwei Jahren gesprochen hab. Ich hab an der ersten Hälfte mit langen Unterbrechungen anderthalb Jahre geschrieben und die zweite Hälfte hab ich in der vergangenen Weihnachtswoche meiner Frau diktiert. Dann hab ich die Arbeit dem Poldi geschickt, der mich ein halbes Jahr auf die

¹²⁹ Anna Maria Josefa Hofmann von Hofmannsthal, geb. Fohleutner, wurde am 26.1.1849 in Wien geboren und starb am 22.3.1904 ebenfalls in Wien.

¹³⁰ Die Novelle »Oberleutnant Neviny«, vgl. Anm. 22.

Antwort warten ließ. Sein im Ganzen sehr günstiges Urteil hat mich allerdings für das lange Warten entschädigt.

In diesem Jahr habe ich zwei kleine Skizzen geschrieben, die noch beim Poldi sind; die Hauptarbeit aber ist ein vieraktiges Stück,¹³¹ von dem drei Akte ganz fertig sind. Hätte ich in Innsbruck bleiben können, so wäre ich wohl schon bei den letzten Szenen. Unter den augenblicklichen Umständen komm' ich aber nicht dazu die Arbeit fortzusetzen. Die Stiefmutter meiner Frau ist gestorben und wir sind deshalb jetzt beim Vater und bleiben dort bis 20. d. M.

Ich lese mit viel Freude von der baldigen Aufführung Deines großen Stückes in Berlin.¹³²

Wenn Du irgend ungehalten bist über mich, so werde es durch diesen Brief nicht noch mehr. So sehr mir auch nur eine Zeile der Aufklärung wert wäre, so würde ich mich natürlich ungleich mehr freuen, wenn ich wieder einmal von Dir selbst etwas über Dich erfahren könnte.

Recht herzliche Grüße

Dein Robby

38. Hofmannsthal an Michel, Brief – Lueg, 5.9.1904

in Eile. Lueg 5 IX.

lieber,

natürlich liegt nichts derartiges vor nicht die Spur davon.

Ich erhielt nichts als die Todesanzeige Deiner Schwiegermutter, auf die zu reagieren ich nicht nothwendig fand, weil ich immer schad um die Zeit finde, in so unpersönlicher Angelegenheit Briefe zu schreiben.

Deine größere Arbeit¹³³ zu lesen sehe ich leider keine nähere Möglichkeit als November. Ist Dir das recht?

¹³¹ Es handelt sich um das unveröffentlichte Drama »Der Jäger«. Angesichts der Schwierigkeiten, eine Bühne für dieses Drama zu finden, entschloß sich der Autor, Schnitzlers Rat folgend (vgl. Brief Nr. 46), das Drama in eine längere Novelle umzuarbeiten, die dann erschien in: Michel: Das letzte Weinen (wie Anm. 15), S. 7–140.

¹³² »Das gerettete Venedig«, welches am 21. 1. 1905 im Berliner Lessing-Theater unter Otto Brahm uraufgeführt wurde.

¹³³ »Oberleutnant Neviny«, vgl. Anm. 22.

November bin ich zu einem Landwehrinstructorskurs nach Olmütz einberufen¹³⁴ und dürfte ruhige Stunden haben. Für jetzt bis Mitte Oktober gehe ich mit einer eigenen sehr dringenden Arbeit nach Venedig.¹³⁵ Bitte schreib mir dorthin Hôtel Europe, ob Du so lang warten willst.

Ich freue mich sehr von Deiner Arbeit so Gutes zu hören.

Herzlich und wie immer

Dein Hugo

P.S. Ich schickte Dir im Juli ein kleines Buch von mir,¹³⁶ hast Du es nicht bekommen?

39. Michel an Hofmannsthal, Brief – Klenau, 9.9.1904

Klenau, 9. IX. 04.

Lieber Hugo,

ich danke Dir herzlich für Deinen Brief – es ist heuer der erste von Dir. Das kleine Buch hab ich nicht bekommen; es hätte mir manche Befürchtung erspart.

Selbstverständlich kommt es mir mit dem Roman nicht auf die paar Wochen an. Um den Preis, daß er durch Deine Hände geht, würde ich auch gerne länger warten. Wenn Du mir nicht schreibst, daß du die Sendung erst direkt nach Olmütz wünschst, so schicke ich sie in der zweiten Hälfte des Oktober nach Rodaun.

Solltest du auf der Rückreise von Venedig über Innsbruck fahren, so vergiß nicht, daß ich schon dort sein werde, und schenke mir wenigstens die zwei Stunden wie voriges Jahr.

¹³⁴ Am 1.11.1904 begann Hofmannsthal, der Reserve-Leutnant im Landwehrulanenregiment Nr. 4 war, eine 30-tägige Waffenübung in Olmütz, Böhmen.

¹³⁵ Vom 14. bis zum 25.9. hielt sich Hofmannsthal in Venedig auf. Seinem Plan nach hätte er sich der Arbeit an »Jedermann« widmen müssen. In Wirklichkeit fing er eine neue Arbeit an, die freie Übersetzung von Joséphin Péladans »Oedipe et la Sphinx«.

¹³⁶ Hugo von Hofmannsthal: Elektra. Berlin 1904. Wie aus Brief Nr. 39 hervorgeht, erhielt Michel das Buch zuerst nicht, woraufhin Hofmannsthal ihm ein zweites Exemplar schenkte. Dieses Exemplar ist gewidmet: »Meinem lieben Robby. | Rodaun November 1904. | Hugo«.

Vor einigen Tagen habe ich in der Zeitung über neue Arbeiten von Dir gelesen.¹³⁷ Um diese dürfte es sich jetzt in Venedig handeln. Ich wünsche Dir dazu schöne und starke Stunden.

Dein

Robby

40. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 23.10.1904

erbitte behufs Mitnahme Olmütz Manuscript¹³⁸ hierher.

Von Herzen

Hugo

Rodaun. 23 X.

41. Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 30.11.1904

R. 30 XI.

In wenigen Tagen, sobald ich aus Wiesbaden (eine Besprechung mit der Duse)¹³⁹ zurück bin, näheres über Deine merkwürdige und theilweise sehr schöne kleine Krankheitsgeschichte des Leutnants Unschuld.¹⁴⁰ Wohin denkst Du sie zum Abdruck zu geben? Ich dachte an die »Zeit«? Nein?

Dein

Hugo.

¹³⁷ Es handelt sich um »Jedermann«; vgl. SW IX Dramen 7, S. 241 (Fußnote 14).

¹³⁸ »Oberleutnant Neviny«, vgl. Anm. 22.

¹³⁹ In Wiesbaden blieb Hofmannsthal vom 5. bis zum 8.12., vgl. SW VII Dramen 5, S. 410. Damals bemühte er sich um eine italienische Aufführung der »Elektra«, für deren Titelrolle er Eleonora Duse zu gewinnen hoffte. Im Laufe der Verhandlungen mit dem italienischen Übersetzer und mit dem Bühnenbildner Edward Gordon Craig traten Schwierigkeiten ein, die schließlich zur Einstellung des Projekts führten, vgl. ebd. S. 312f.

¹⁴⁰ Gemeint ist die Novelle »Oberleutnant Neviny«. Im Titel der Novelle steckt ein Wortspiel, das Hofmannsthal hier andeutet: Denn »nevina« bedeutet auf tschechisch »Unschuld« und »nevinný« ist das daraus abgeleitete Adjektiv.

lieber, danke schön für den Brief. Ich lese das Stück¹⁴¹ bald. Sprach heute Salten und sagte ihm nochmals alles das Gute, das ich von Deiner Prosaarbeit denke. Sie liegt momentan bei dem Chefredacteur Kanner¹⁴² (zum Lesen.) Ich erinnere die Leute bald wieder daran.

Das »gerettete Venedig«¹⁴³ hat gewiss – wie jedes Glied einer Entwicklung – mindestens ebenso viel Gutes (relativ gesprochen) wie jede andere Arbeit von mir. Besonders wohl im IV^{ten} und V^{ten} Act. Warum es so viel weniger gewirkt hat, wie die »Elektra« lässt sich wirklich nicht berechnen, so vielerlei Dinge spielen da durcheinander. Aber dies ist wirklich so sekundär.

Ich bin in Gedanken schon sehr tief in einer neuen Arbeit.¹⁴⁴

Von Poldy weiß ich seit vielen Monaten nichts.

Herzlich Dein

Hugo

P.S. Weißt Du, oder weißt es nicht, daß der gute Edgar in einem Sanatorium liegt und ohne Rettung, ohne Aussicht verloren ist. Er ahnt es nicht, fiebert immer leicht und ist voll der schönsten Gedanken, rührender, liebenswürdiger wie je. Das Leben!¹⁴⁵

Deine Adresse vergesse ich immer.

¹⁴¹ »Der Jäger«, vgl. Anm. 131. Hofmannsthal liest das Drama erst ein Jahr später und schreibt darüber in Brief Nr. 45.

¹⁴² Heinrich Kanner (1864–1930) gründete 1894 die Wiener Wochenschrift »Die Zeit«, wandelte 1902 das Blatt in eine Tageszeitung um, die er bis 1917 redigierte.

¹⁴³ Auch von diesem Drama (Berlin 1905) erhielt Michel ein Exemplar mit der Widmung: »Meinem Freund Robby | Hugo. | Rodaun 3 II 1905«.

¹⁴⁴ Vermutlich handelt es sich um »Ödipus und die Sphinx«. An einer früheren, der Quelle noch sehr nahen Fassung arbeitete Hofmannsthal im September 1904, vgl. auch Anm. 135. Im März 1905 nahm er die Arbeit wieder auf, wobei diese neue Phase weniger eine Fortsetzung als einen Neubeginn darstellt, vgl. SW VIII Dramen 6, S. 191.

¹⁴⁵ Edgar Karg von Bebenburg (geb. 1872) starb am 23.6.1905 an Tuberkulose, vgl. BW Karg Bebenburg, S. 5–13.

Höre eben indirect daß Poldy sich 1^{ten} August nach Europa eingeschifft hat, und direct Aussee¹⁴⁶ geht.

Hugo.

Innsbruck, 20. XII. 05.

Mein lieber Hugo,

Hast du schon den »Jäger« gelesen? Ich hätte sehr gerne schon dein Urteil. Nebenher würde auch ich selbst gerne das Stück wieder lesen, das ich in seiner letzten Fassung ungeschickter Weise in keiner Abschrift zurückbehalten habe. Natürlich ist die Erinnerung an das Gelungene darin stärker als an die Mängel, und so kann ich allmählich in eine schiefe Stellung zu meiner eigenen Arbeit geraten. Nichtsdestoweniger ziehe ich es vor, daß Du das Stück noch eine Zeit lang behältst, als daß Du es mir ungelesen zurückschickst.

Du sollst aus diesen Zeilen keine ungeduldige Forderung lesen, sondern eine bescheidene unbescheidene Bitte. Ich wüßte nicht, wo ich das Recht hernehmen sollte, ungeduldig zu sein – ich las erst vorgestern wieder einmal alle Briefe von Dir durch; immer stehst Du mir bei mit Rat und Tat; fast in jedem eine praktische Hilfe – mir sind die Briefe deshalb fast weniger lieb.

Jetzt wird es immer schwerer werden, zu Dir zu kommen. Die Öffentlichkeit wird immer mehr und mehr von Deiner Zeit in Beschlag nehmen. Und doch darf man es für Dich nicht anders wünschen. Jetzt ist es auch schon aus der Ferne leicht Dein Aufsteigen zu beobachten. Besonders erfreulich scheint mir, wie sich die »Schaubühne«¹⁴⁷ zu Dei-

¹⁴⁶ Hier hatte Leopolds Vater, der Anthropologe und Ethnologe Ferdinand von Andrian, bereits 1871 ein Anwesen erworben und es zu einer Villa umgebaut.

¹⁴⁷ »Die Schaubühne. Wochenschrift für die gesamten Interessen des Theaters«, erschien von 1905 bis 1918 in Berlin, sie ging dann in »Die Weltbühne« auf.

nem Schaffen stellt.¹⁴⁸ Nun, bis der »Oedipus« kommt,¹⁴⁹ kann man das äußere Beobachten für eine Weile bleiben lassen. Auch auf den Essay über den Dichter¹⁵⁰ freue ich mich ungemein.

Meinen »Oberleutnant Bjässnowaschi«¹⁵¹ lasse ich eben vervielfältigen; ich darf Dir wohl auch ein Exemplar schicken. Bahrs Lob dieses Stückes hat mir sehr wohl getan, umsomehr als ich bei diesem Stück immer an die Bühne gedacht hab, und die Arbeit als eine Art Talentprobe in dieser Richtung angesehen hab. Aber »Der Jäger« – – – –

Jetzt hab ich wieder eine Prosaarbeit vor, etwa in der Art des »Oberleutnant Neviny«. Den »Neviny« hab ich an Fischer geschickt für die N.R. und zur eventuellen Herausgabe mit den anderen Novellen. Eine Entscheidung habe ich noch nicht.

Mein kleiner Poldi¹⁵² bittet den kleinen Eberhard¹⁵³ um seine Freundschaft.

Aber der große Poldi ärgert mich wieder einmal. Schon vor Wochen hat er sein Kommen angekündigt und nun kommt weder er noch eine Nachricht.

Handküsse Deiner verehrten Frau.

Herzlichst Dein

Robby

¹⁴⁸ Möglicherweise bezieht sich Michel auf Julius Bab: »Dramatischer Nachwuchs. II«, in: Die Schaubühne 1 (1905), Nr. 2, S. 38–42. Die Rezension erschien im September.

¹⁴⁹ Es ist unklar, ob Michel die Erstaufführung (Berlin, Deutsches Theater 2.2.1906, unter der Regie von Max Reinhardt) oder die erste Buchausgabe meint, welche ebenfalls im Februar 1906 erschien.

¹⁵⁰ Gemeint ist Hofmannsthals »Der Dichter und diese Zeit«. Erstdruck in: Die Neue Rundschau 18 (1907), S. 257–276. Allerdings mußte bereits Ende 1905 bekannt gewesen sein, daß dieser Aufsatz in Vorbereitung sei, vgl. Hofmannsthals Brief vom 26.9.1905 an den Chefredakteur der »Neuen Rundschau«, Oskar Bie, in: B II, S. 216.

¹⁵¹ Erstdruck in: Der Merker 1 (1909/1910), S. 464–469, S. 506–509, S. 558–561. Die Uraufführung fand im Oktober 1912 in einer vom kroatischen Dramaturgen Srđan Tucić besorgten Übersetzung im Zagreber Landestheater statt.

¹⁵² Leopold Michel (1905–1997) war Ingenieur für Maschinenbau- und Luftfahrttechnik, lebte und arbeitete seit 1934 in Nordamerika.

¹⁵³ Vgl. Brief Nr. 35.

R. 2 I.

lieber, damit hast Du allerdings recht, wenn Du sagst dass Du annimmst, die zunehmende Bekanntheit nehme einen auch mehr und mehr in Anspruch. Besonders dann ist es der Fall, wenn man die bloße Bekanntheit des Namens als etwas durchaus Leeres empfindet, und intensiv nach einer Continuität der Wirkung, einem ausgebreiteten Netzwerk von Wirkungen und geistigen (culturellen) Resultaten strebt. So musst Du Dir auch erklären (und entschuldigen) wie es möglich ist, dass Dein Manuscript einen Meter weit von meinem Schreibtisch offen liegt und ein Jahr liegen bleibt. Ich habe fast immer einen starken Rückstand von Büchern, Briefen u.s.f., die zahllosen Sachen ungerechnet, die überhaupt keine Antwort verdienen. – Nach Deinem Brief setzte ich mich hin, nahm das Stück¹⁵⁴ und las es sogleich mit großer Aufmerksamkeit in einem Zug. Es ist, wie mir scheint, gleichzeitig eine sehr merkwürdige und eine unzulängliche Arbeit. Es ist mit viel wirklicher Freiheit gearbeitet, entfernt von jeder Convention, manchmal dilettantisch, manchmal dichterisch, schön und kühn. Als der schwerste Fehler erscheint mir: dass die pathologische Besonderheit der männlichen Hauptfigur nicht tief und reich genug fundiert erscheint – so nimmt man es als einen sonderbaren Fall hin während es in idealer Ausführung als ein nicht sonderbarer sondern tief menschlicher symbolischer Fall erscheinen müsste. Z.B. das Gespräch zwischen der Hauptfigur (Robert heißt sie wohl?)¹⁵⁵ und dem Grafen ist viel zu unbedeutend gehalten: ich weiß ganz wohl was Du hier meinst, nämlich: dass dem Robert unter der Wucht seiner Besonderheit und seines Schicksals solche gewöhnliche Liebesangelegenheiten wie die des Grafen ganz kläglich und glatt vorkommen – aber hier müsste alles doch viel mehr *herauskommen*. Um ein Beispiel für die Kraft des Herausbringens zu haben (ohne dass ich im Ganzen darin das Nachzuahmende sehen würde) sieh Dir doch einmal die 2 in Reclam erschienenen Stücke von Herbert Eulenberg an, wie da Figuren und ihre Relationen zueinander herausgehämmert sind, z. B. der

¹⁵⁴ »Der Jäger«, vgl. Anm. 131.

¹⁵⁵ Die Figur heißt Richard.

¹⁵⁶ Herbert Eulenberg: Leidenschaft. Leipzig 1901. Ders.: Ein halber Held. Leipzig 1903.

Major a. D. in »ein halber Held«. ¹⁵⁶ Im übrigen ist gerade im Gegensatz zu Eulenberg die stärkste Qualität Deines Stückes die Weichheit und die Schlankheit. Die »seelische Sinnlichkeit« des einen Mädchens z. B. finde ich sehr reizvoll.

Ich habe das Stück Arthur Schnitzler gegeben, ¹⁵⁷ der es schnellstens zu lesen versprach. Falls er dir nicht innerhalb 8 Tagen schickt, reclamiere es direct mit ein paar Worten. (XVIII Spöttelgasse 7.)

Ich glaube nicht dass man eine Bühne besseren Ranges findet, die dies spielt: wohl aber finde ich in dem Stück einen sehr starken Fortschritt, viel höhere Möglichkeiten als in Deinen früheren *dramatischen* Arbeiten und würde unbedingt rathen, wieder ein Stück zu versuchen.

Dein Hugo.

Poldy ist zu entschuldigen: er musste innerhalb 24 Stunden packen und St. Petersburg fahren.

46. Hofmannsthal an Michel, in einem Brief Arthur Schnitzlers vom 2.1.1906

[Gedruckter Briefkopf:
Dr. Arthur Schnitzler Wien,
XVIII. Spöetelgasse 7.]
2. 1. 905 ¹⁵⁸

lieber Hugo, das Stück von Michel hab ich gelesen. Der Einfall ist immerhin merkwürdig; die Durchführung meines Erachtens von so völliger Unzulänglichkeit, daß auch durch Aenderung irgendwelcher Art nichts zu erreichen wäre. Vielleicht daß es Michel gelänge, novellistisch die tragische Anekdote des seltsamen Förstersohnes herauszukriegen, die er hier dialogisch auszudrücken versucht hat. –

¹⁵⁷ Vgl. dazu Schnitzlers Tagebucheintragung vom 1.1., in Arthur Schnitzler: Tagebuch. 1903–1908. Hrsg. von Werner Welzig. Wien 1991, S. 176. Am 2.1. bittet ihn Hofmannsthal, ein Urteil über das Drama direkt an Michel zu senden, vgl. BW Schnitzler, S. 225, wobei die dort erschlossene Jahresangabe zu 2.1.1906 statt 2.1.1907 korrigiert werden muß. Zu Schnitzlers Antwort, siehe Brief Nr. 46.

¹⁵⁸ Schnitzler verschreibt sich: Es soll eigentlich 2.1.1906 heißen.

Von Brahm hab ich heut einen Brief erhalten, in dem er sich sehr entzückt über Ihren ersten Akt äußert. Was würde er sagen, wenn die mürbe Königin¹⁵⁹ erscheint!

Herzlich

Ihr A.

Was soll mit dem Michelschen Product erfolgen? An Sie zurück?

[Von Hofmannsthal eigenhändig hinzugefügt:]

Zur Kenntnissnahme. Ist etwas strenger als mein Urtheil geht aber auch von einem mir bekannten großen Wohlwollen und großer Achtung für Deine Production aus.

H.

47. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 24.2.1906

Innsbruck, 24. II. 06.

Lieber Hugo,

Nimm meinen Dank für Dein Buch.¹⁶⁰ Ich hab mit großer Freude das Schicksal Deines Stückes verfolgt, aber ich hab mich gewehrt es früher zu lesen, als bis ich es von Dir hatte, um Dir beim Lesen umso näher zu sein. Nun hab ich es gelesen und bin nicht zufrieden – ich möchte es noch sehn; und wenn ich es gesehn hätte, wäre ich vielleicht noch nicht zufrieden und weiß Gott, was ich dann noch möchte.

Wie müßten sie Dir dankbar sein, der Schauspieler, der den Ödipus spielen darf, und die Schauspielerin, die die Königin Jokaste spielen darf. Aber vor dem Schauspieler, der den Kreon gut spielt, vor dem hätte ich eine hohe Achtung.¹⁶¹ Und die Sprache – was hast Du aus der hier

¹⁵⁹ Schnitzler bezieht sich auf den bereits erschienenen ersten Akt von »Ödipus und die Sphinx«.

¹⁶⁰ Auch von »Ödipus und die Sphinx« (Berlin 1906) erhielt Michel ein gewidmetes Exemplar: »Robbi | freundschaftlich | Hugo. | 1906«.

¹⁶¹ Bei der von Max Reinhardt inszenierten Erstaufführung trat Agnes Sorma in der Rolle der Königin Jokaste auf, während Alexander Moissi den Kreon spielte, vgl. SW VIII Dramen 6, S. 200.

gemacht. Du hast alle Gesetze der gebundenen Rede umgeworfen und gleichzeitig hast Du sie wieder bestätigt.

Ich stelle mich vorläufig am liebsten weit weg und sehe nur eine Einzelheit, etwa wie Ödipus den Sterbenden umarmt.

Ich hoffe zuversichtlich, daß mir in diesem Jahr ein kleiner Erfolg wieder einmal eine kleine Reise gestattet, und da wäre Dein Stück auf der Bühne Reinhardts der eine Pol der kleinen Erdkugel meiner Reise-wünsche.

Ich warte jetzt auf einige Entscheidungen. Im April wird in Wien eine neue militärische Monatsrevue erscheinen, mit einem rein literarischen Teil; die wird wahrscheinlich meinen Einakter »Bjässnowaschi« bringen, den ich nochmals umgearbeitet hab, um verschiedene Unwahrscheinlichkeiten des Militärischen wegzubekommen; dabei ist es mir gelungen einiges sehr zu verbessern. Das erste Heft der Zeitschrift wird in großer Auflage in alle Welt geschickt, so kann mir das recht nützlich sein. Ob sich eine Bühne für das Stück finden wird, ist wohl sehr fraglich. Jarno¹⁶² hat schon abgewunken.

Der »Oberleutnant Neviny« wartet bei der Neuen Rundschau¹⁶³ auf die Entscheidung und bei der Österreichischen Rundschau¹⁶⁴ ist eine kürzere ältere Novelle¹⁶⁵ von mir. Auch die »Verhüllte« hab ich nunmehr umgearbeitet und hab sie mit allen übrigen Prosaarbeiten einschließlich »Oberleutnant Neviny« dem Fischer für den Verlag angeboten.¹⁶⁶ Wenn er auch diesmal nicht schlüssig wird, so müßte ich mich schon anders wohin wenden, wahrscheinlich zu Langen. Wenn es zu einem Vertrag kommen sollte und ich einen Rat brauche, so werde ich mich an Dich

¹⁶² Joseph Jarno (1866–1932) war Schauspieler in Wien und Berlin, von 1899 bis 1923 Leiter des Theaters in der Josefstadt.

¹⁶³ Gedruckt wurde die Novelle erst in: Michel, Die Verhüllte (wie Anm. 18), S. 137–234.

¹⁶⁴ Die »Österreichische Rundschau« wurde von Alfred von Berger gegründet und erschien vom November 1904 bis 1924.

¹⁶⁵ »Die Ameisen«. Erstdruck in: Österreichische Rundschau 5 (1906), H. 63, S. 489–493.

¹⁶⁶ »Die Verhüllte«, die im Februar 1906 umgearbeitet wurde, erschien aufgrund des positiven Urteils von Chefredakteur Oskar Bie als titelgebende Novelle im ersten Sammelband Michels, vgl. Michel, Die Verhüllte (wie Anm. 18), S. 9–39.

wenden müssen. Ich glaube als Anfänger muß man sich mit 10 % des Ladenpreises zufrieden geben?

Nochmals Dank für den Ödipus

Dein

Robby

48. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 3.2.1907*

Rodaun d 3 II 07

Mein lieber Robby,

Poldy hat mir Dein umgearbeitetes Stück¹⁶⁷ gegeben. Ich habe es sehr aufmerksam gelesen. Es hat sicherlich, rein technisch gesprochen, gewonnen. Es läuft jetzt recht angespannt seinem Ziel zu. Immerhin bleibt es, auch rein technisch gesprochen, ein dünnes Stück, ein sehr dünnes. Der mittlere Act z. B. ist mehr eine Scene als ein Act. Dünn und schlank ist natürlich nicht dasselbe, Schlankheit ist höchst wünschenswert («Liebele» z. B. ist ein musterhaft schlankes Stück).¹⁶⁸ Jetzt aber, abgesehen vom Technischen, so glaube ich nach reiflichem Nachdenken nicht, dass ich Dir rathen soll mit diesem Stück Hoffnungen ernsthafter Art im Bezug auf Aufführung zu verknüpfen und auf die dahin zielenden Schritte Mühe, oder Geld oder Nervenkraft zu wenden. Dies aus inneren Gründen die in der tiefsten Natur des Stoffes liegen: der dargestellte Fall ist zu singular als dass irgendwelche Möglichkeit vorläge, dass eine Mehrheit von Menschen von diesem Vorgang anders als pathologisch afficiert würde und diesem Affect dürften sie sich (das steht hundert gegen eins) durch Lachen zu entziehen suchen. Ich halte es nach reiflicher Ueberlegung nicht für denkbar, dass irgend eine, selbst der kleineren Berliner Bühnen, die sich schon mit einigermaßen prekären Producten hervorwagen, selbst durch meine ernstlichste Intervention zur wirklichen reell gemeinten Annahme gerade *dieses* Stückes zu bewegen wären.

¹⁶⁷ Es handelt sich um die unveröffentlichte dreiaktige Fassung des Dramas »Der Jäger«, vgl. Anm. 131.

¹⁶⁸ Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler, uraufgeführt am 9. 10. 1895 im Wiener Burgtheater.

Dagegen möchte ich Dich, ganz so theilnehmend und ernstlich, wie ich hier das Negative auszusprechen mich gezwungen fühlte, auffordern Dich bald einem anderen minder pathologischen zugespitzten Stoffe zu widmen. Es sind in diesem Versuch Qualitäten fühlbar, die ich sehr hoch einschätze: eine glückliche Mischung des Sinnlichen und Pathetischen, des Bewegten und des Ruhenden lassen mich denken, dass Dir schon der nächste Versuch gelingen müsste, wofern Du nur beim Finden des Stoffes zwischen dem Trivialen und dem allzu Singulären glücklich durchkommst. Bitte schreibe mir Deine Privatadresse damit ich das Manuscript zurückschicke und schreib doch ein bisschen was Du machst. Ich freute mich sehr von Poldy zu hören, dass es Deiner Frau gut geht und daß Euer Kind gedeiht.

Von Herzen Dein Hugo.

P. S. Bei nächstem Anlass mahne ich Fischer ein bischen ernsthaft wegen Deines Bandes.

49. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 8.3.1907

Innsbruck, 8. III. 07.

Brennerstr. 5.

Mein lieber Hugo,
für Deinen Brief über den Jäger danke ich Dir innigst. Ein ungünstiges Urteil, das mir eingeht, ist mir lieber als so manches Lob (etwa das Lob Bahrs für dieses Stück.)¹⁶⁹ Ich bin dabei in keinen Hoffnungen enttäuscht worden; ich bin zum Umarbeiten mehr durch mein Bedürfnis getrieben worden, unfertige Arbeiten fertig zu machen und verbesserungsfähige zu verbessern; obwohl mir selbst in diesem Fall die Grenzen der Verbesserungsmöglichkeit ziemlich klar kenntlich waren.

Etwas weniger klar bin ich über meinen Einakter »Oberleutnant Bjässnowaschi«, den ich Dir einstens geschickt hab. Die Wirkung ist da des Stoffes wegen viel schwerer zu beurteilen. Bei Fischer ist das Stück noch in der älteren Form in Vertrieb. Ich will die neueste Bearbeitung

¹⁶⁹ »Der Jäger«, vgl. Anm. 131.

nicht mehr vervielfältigen lassen, weil mir leid ums Geld ist. Das Stück ist ins Französische übersetzt, (ich halte die Übersetzung für recht gelungen) und im Antoinetheater eingereicht.¹⁷⁰ Gegenwärtig übersetzt es ein Engländer.

Ich vermute, daß Du es nicht gelesen hast oder daß Dein Schweigen darüber eine Ablehnung war. Poldy erklärte den russischen Ton darin für gelungen, konnte sich aber für die Wahl ähnlicher Stoffe nicht einverstanden erklären.

Durch Deine Aufforderung, ich möge schreiben, was ich mache, beschwörst Du eine sehr umständliche Antwort herauf. Nun, durch mein tapferes langes Schweigen hab ich mir das Recht verdient, Dir wieder einmal laut vorzujammern.

Ich hab mich zu Anfang des Jahres im hiesigen Militärvorbereitungsinstitut verpflichtet, einige Stunde wöchentlich zu geben, um ein paar Gulden mehr zu verdienen. Das nimmt mir zwar nicht sehr viel Zeit weg; aber mit den Stunden in der Schule doch so viel, daß ich zu nichts Recht [sic!] komme. Ich habe einige halbe Tage der Woche ganz für mich (abgesehn vom Korrigieren der Schularbeiten) und könnte da doch einiges leisten. Aber im vorigen Sommer habe ich so recht gesehn, unter welchen Bedingungen nur ich gut arbeiten könnte: wenn ich die Möglichkeit hätte, kontinuierlich zu arbeiten und womöglich an den Vormittagen – und dann: ich brauche oft etwa zwei Stunden Sammlung, ehe der Quell aufspringt. Wo finde ich jetzt so viel Zeit; und gar wenn ich am Vortag vielleicht ausgesetzt habe, würde auch nach den zwei Stunden nichts daraus. Und dieses versuchsweise Verschwenden von Zeit wirkt manchmal deprimierender als das Nichtsmachen.

Freilich hätte ich mir im Laufe der Jahre eine andere Arbeitsweise angewöhnen müssen, die meinem Berufe angepaßter wäre, oder hätte es verstehn müssen, mich frei zu machen. Daß ich beides nicht konnte, macht diese stumme Tragödie etwas lächerlich, aber es bleibt immerhin eine Tragödie.

¹⁷⁰ 1887 übernahm André Antoine das Theater »Les Menus Plaisirs« und taufte es in »Théâtre Libre« um (von 1897 an hieß es Théâtre Antoine). Damit schuf er eine literarische Bühne, die die Pariser Theaterpraxis revolutionierte. Hier ließen die bedeutendsten Autoren der europäischen Moderne ihre Werke aufführen: Ibsen, Hauptmann, Tolstoi, Strindberg, Zola usw.

Ich trage mich jetzt ziemlich ernstlich mit dem Gedanken, mich nächstens für ein Jahr vom Militär loszumachen. Das macht nicht gar so viele Mittel erforderlich; denn die ersten Monate könnte man mit vollen Gebühren beurlaubt werden und daraufhin Wartegebühr nehmen, so daß der notwendige Zuschuß sich nur auf einige hundert Gulden belaufen würde. Fürs Avancement schadet es gar nichts, nur das eine Dienstjahr geht verloren. Diese Prozedur hie und da wiederholt könnte viel Sonne in mein Leben bringen. Ich bin doch auch in einem Alter, wo man sich danach sehnt, daß das Leben »eine schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und *Wirkens*«¹⁷¹ wird.

Die Möglichkeit zu einem solchen Schritt kann mir aber nur das Erscheinen eines Bandes meiner Prosa eröffnen. (Auf das Theater setze ich vorläufig nicht die geringsten Hoffnungen.) Ich glaube nämlich, daß ich nach Erscheinen meiner Novellen eine ziemlich gute Aussicht hätte, von der bosnischen Landesregierung ein Stipendium zu bekommen. In dem Ansuchen darum läge wohl nichts Erniedrigendes oder Beschämendes; ich tröste mich da mit Beispielen, wie Schiller, Klopstock, Hebbel, Ibsen etc. Daß ich auf den materiellen oder überhaupt äußern Erfolg meiner Arbeiten nie ein großes Gewicht gelegt habe, davon bist Du wohl selbst überzeugt. Aber ganz blind schönen Möglichkeiten auszuweichen wäre unvernünftig.

Der Fischer zieht mich nun beiläufig fünf Jahre hin. Und vor anderthalb Jahren schien er definitiv entschlossen zu sein einen Band von mir zu bringen; seither verschiebt er es aber immer, so daß ich jetzt schon die Lust verloren habe, ihn noch zu mahnen.¹⁷² Ich gedenke nur noch bis zum Sommer zu warten. Dann müßte ich, so ungern ich es täte, mich an einen andern Verleger wenden. Ich wäre Dir natürlich unendlich dankbar, wenn Du den beabsichtigten Schritt in dieser Angelegenheit für mich tun wolltest.

¹⁷¹ Zitat aus Goethes »Egmont«, fünfter Aufzug, vorletzte Szene.

¹⁷² Fischers Entscheidung, einen Band mit Michels Novellen herauszugeben, stand seit dem März 1906 bereits fest, jedoch zogen sich die Verhandlungen, die für die Bestimmung des Buchinhalts nötig wurden, in die Länge. Erst im Mai 1907 kam es zur Veröffentlichung.

Heuer möchte ich vorerst gerne meinen Roman »Der steinerne Mann«, ¹⁷³ den ich im Sommer recht glücklich begonnen habe, vollenden. Natürlich wird er kaum mehr das, was er hätte werden können, wenn ich weiterhin in voller Freiheit hätte arbeiten können. Wahrscheinlich wird er ähnlich ungleich werden wie meine Geschichte vom »Oberleutnant Neviny«.

Sei nicht böse, daß ich so unbescheiden lang von mir gesprochen habe.

Unlängst las ich irgendwo die sehr erfreuliche Nachricht, daß bald Deine gesammelten Prosaschriften ¹⁷⁴ zu erscheinen beginnen werden. Ich kann mir denken, daß mir so Manches in Zeitungen, die ich hier nicht zu lesen bekomme, entgangen ist. Und auch das alles, was ich besitze, werde ich in einem Buch viel zugänglicher haben. Diese Veröffentlichung wird Deine Freunde bedeutend vermehren. Ich kenne viele Leute, die Dich sehr verehren und nicht gerne etwas von Dir ungelesen lassen; und doch kennen die wenigsten von ihnen irgendwelche Prosa von Dir. Die Wirkung, die von diesen Büchern ausgehen wird, wird wohl nicht so tief gehn wie die von Deinen Dichtungen, aber sie wird sich unvergleichlich weiter verzweigen und ausbreiten. (Welche Wirkung z. B. Dein Eintreten für Hearn ¹⁷⁵ hatte.) Ich möchte Dir nur den einen Vorwurf machen (wahrscheinlich mit sehr vielen Lesern): daß Du zu häufig nicht allgemein bekannte Bücher (etc.) ohne Nennung ihrer Na-

¹⁷³ Michel: Der steinerne Mann (wie Anm. 16).

¹⁷⁴ Mit der Herausgabe der »Prosaischen Schriften gesammelt in vier Bänden« nahm sich S. Fischer vor, die Konkurrenz des Insel-Verlages zu schlagen, der für das Jahr 1907 das Erscheinen der »Gesammelten Gedichte« angekündigt hatte. Die ersten beiden Bände tragen das Erscheinungsjahr 1907 (der zweite lag aber im Spätherbst 1906 bereits vor). Aufgrund der schlechten Verkaufszahlen wurde das Projekt stillgelegt. Erst 1917 kam der dritte Band heraus, während der vierte nie zusammengestellt wurde, vgl. dazu Peter de Mendelssohn: S. Fischer und sein Verlag. Frankfurt a. M. 1970, S. 493–496. Auch vom ersten Band der »Prosaischen Schriften« (Berlin 1907) erhielt Michel ein gewidmetes Exemplar: »Robby | in Freundschaft | Hugo. | Mai 1907«.

¹⁷⁵ Lafcadio Hearn (geb. 1850) war seit 1896 Professor für englische Literatur an der Universität Tokio. Hofmannsthal unterstreicht in seinem Nekrolog die Bedeutung seiner Vermittlung der japanischen Kultur, vgl. Hofmannsthal: Lafcadio Hearn. Geschrieben unter dem Eindruck von Lafcadio Hearn im Herbst 1904 erfolgten Tode. In: L. H.: Kokoro. Mit Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Einzig autorisierte [sic!] Übersetzung aus dem Englischen v. B. Franzos. Frankfurt a. M. 1905, S. 4–8.

men berührt. Gewiß möchte so mancher auch etwa jene Novelle von dem Löwenbändiger,¹⁷⁶ der seine Lieblingstiere vergiftet, kennen lernen. Und solche Fälle sind sehr zahlreich. Man wünscht sich da, daß so ein Redakteur die Geschmacklosigkeit begangen haben sollte, die wissenswerten Aufklärungen mit Kreuzeln nachzutragen.

Ich habe eben Deinen Vortrag über den Dichter und diese Zeit einmal durchgelesen; und weiß, daß ich sehr häufig zu Deinen Ausführungen zurückkommen werde – enthalten die doch so vieles, worüber ich gerade Dich so gerne sprechen höre. Nur zu einem einzigen Gedanken daraus habe ich gar keinen Zugang finden können: Die Toten stehen ihm auf, nicht wann er will, aber wann sie wollen und immerhin sie stehen ihm auf.

Laß Dich durch diesen langen Brief nicht abschrecken und schreibe mir gelegentlich wieder. Schreib mir auch über das Bifinden [sic!] Deiner verehrten Frau und etwas über Deine Kinder – ich weiß wirklich nicht einmal, wie viele Du hast: Christine, Eberhard –?

Mit recht herzlichem Gruß

Dein Robby

50. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 15.3.1907

Rodaun d 15 III 07

Mein lieber Robby,

ich bin ganz betroffen: ich hatte keine Ahnung, dass die materiellen Dinge so auf Dich drücken, im Gegentheil, ich hörte immer von einem Schloss, einer Mühle und ähnlichen praktischen Gegenständen. Selbstverständlich bist Du es da Deinem besseren Selbst schuldig mit allen Mitteln zunächst das eine freie Jahr herbei zu führen und natürlich wenn irgendwie und irgendwo ein Stipendium zu erlangen ist ein sol-

¹⁷⁶ Michel bezieht sich auf eine Passage aus Hofmannsthals Vortrag »Der Dichter und diese Zeit« (Erstdruck in: Die Neue Rundschau 18 [1907] S. 257–276), in der auf Herman Bangs Novelle »Fratelli Bedini« (vgl. Herman Bang: Exzentrische Novellen. Berlin 1905, S. 5–48) angespielt wird. Bemerkenswert ist, daß Hofmannsthal den Schluß der Novelle leicht verändert erzählt, was vielleicht mit ein Grund sein könnte, warum er weder den Titel noch den Autor erwähnt.

ches anzustreben. Bei der bosn. Regierung wird ja vielleicht Poldy auf Burian¹⁷⁷ einwirken können, wo nicht so habe auch ich immer irgend eine indirecte Möglichkeit. Ferner kann ich vielleicht, dazu dürfte ja auch in Oesterreich mein Name reichen, Deinem Gesuch eine Art Würdigung Deiner schriftstellerischen Leistungen beifügen, und schliesslich kann auch ich privatim Dir, und mit Freude mindestens 5–600 Kr. leihen wenn die Situation dies dann fordert. Zunächst habe ich an Fischer heute vormittags sehr energisch geschrieben, ihm einen Termin gestellt und ihn ersucht falls er nicht gewillt ist, das Buch zu diesem Termin herauszugeben, dann mir umgehend das Manuscript zurückzuschicken damit ich es einem anderen Verlag anbieten kann. Sobald seine Antwort einläuft, übermittle ich sie Dir,¹⁷⁸ plage Du Dich indessen nicht mit einer Antwort auf diese Zeilen, sondern bestätige nur kurz per Karte den Empfang.

Herzlich Dein

Hugo.

P.S. Das Stück aus dem russ. japan. Krieg¹⁷⁹ habe seinerzeit aufmerksam gelesen. Die Mischung von Psychologie und Boulevarddramatischem (gestohlenen Briefen, explodierenden Luftballons, anonym gewonnenen Schlachten u.s. f.) geht für mein Gefühl nie zusammen.

¹⁷⁷ Stefan Graf Burián-Rajecz (1852–1922) war von 1903 bis 1912 k. u. k. Finanzminister, und als solcher für die Verwaltung Bosnien-Herzegowinas zuständig; 1915/16 und 1918 war er Außenminister. Die Erwägung eines Einschreitens von Andrian liegt darin begründet, daß Burián als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Athen Andrians Vorgesetzter gewesen war, als dieser vom Dezember 1900 bis zum Sommer 1902 als Attaché an der Gesandtschaft in Athen diente.

¹⁷⁸ Siehe unten Brief Nr. 52.

¹⁷⁹ Robert Michel: Oberleutnant Bjässnowaschi. In: Der Merker 1 (1909/1910), S. 464–469, S. 506–509, S. 558–561.

Innsbruck, 17.III.07.
Brennnerstr. 5

Mein lieber Hugo,

Du mußt erlauben, daß ich Dir doch mit einem Brief antworte.

Ich war durch Deinen Brief recht beschämt: ich weiß nicht wodurch mehr; daß ich zu viel geklagt hatte oder durch Deine aufopferungsvolle Hilfsbereitschaft.

Im gewöhnlichen Sinn hätte ich über meine materielle Lage nicht so sehr zu klagen; denn wir haben tatsächlich mehr, als die einfache Kauti-
on beträgt, und im Sommer noch den angenehmen Landaufenthalt. Mein Entschluß zu dem Engagement im Freiwilligenkurs entsprang nicht so sehr einer wirklichen Not als dem Bedürfnis, in materieller Hinsicht mehr Bewegungsraum zu gewinnen. Mit der Mühle und mit dem Schloß hat es einige Richtigkeit. Die Mühle gehört uns (meiner Frau) und das Schloß meinem Schwiegervater (der allerdings zum vierten Mal geheiratet hat und nun wieder eine ganz kleine Tochter hat). Als Basis für ein unabhängiges Leben reicht das gegenwärtig nicht; auch würde ich überhaupt nicht gerne auf diesem Wege zur Unabhängigkeit gelangen. Meine Klagen über die Komplikation in meiner Arbeitsfähigkeit muß ich freilich voll gelten lassen. Aber auch da scheint sich nun einiges bessern zu wollen. Mein Engagement im Freiwilligenkurs habe ich nunmehr bis auf drei Stunden in der Woche einschränken können. Auch der Stundenplan in der Schule für den Sommersemester [sic!] ist etwas günstiger ausgefallen; so daß ich in der nächsten Zeit wohl wieder arbeiten können werde. Tatsächlich hat mich Dein Brief heute getroffen, als ich gerade ein Kapitel meines Romans¹⁸⁰ glücklich geendet hatte; und jetzt kommen die Osterferien, die ich gut zu nützen gedenke.

Für Dein Einschreiten bei Fischer danke ich dir recht herzlich. Ich bin jetzt so optimistisch gestimmt, daß ich glaube, daß dadurch alles in ein gutes Geleise kommen muß. Natürlich bin ich Dir nicht weniger dankbar für Deine liebe Absicht zu weiterer Hilfeleistung.

Für das Gesuch an die Bosnische Landesregierung gedenke ich Pol-
dys Einfluß in Anspruch zu nehmen. Ich hatte allerdings schon früher

¹⁸⁰ »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16.

mit ihm vereinbart, daß ich ihm das erste Buch widmen würde. Als wir nun bei seinem Besuch hier die Möglichkeit des Gesuches an die Landesregierung besprachen, erbot er sich zu einer Verwendung bei Burian. Natürlich fand ich die gleichzeitige Widmung des Buches an ihn unvereinbar und werde also zu wählen haben – nun ich hoffe, daß sich noch einmal ein gutes Buch für den Poldy finden wird.

Dein Urteil über den Einakter hat mich nicht überrascht; ich hatte es im Grunde nicht anders erwartet.

Nochmals recht innigen Dank für alles

Dein

Robby

52. Hofmannsthal an Michel, in einem Brief Samuel Fischers vom 19.3.1907

»[Gedruckter Briefkopf:
S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W., BÜLOWSTR.90
BERLIN W., DEN...]19. März 07

Sehr geehrter Herr von Hofmannsthal,

ich übersende Ihnen mitfolgend den soeben eingetroffenen Vertrag aus England.¹⁸¹ Ich füge eine Übersetzung hinzu, mit Correctur derjenigen Stellen, die ich im Interesse einer größeren Klarheit und Sicherheit verändert habe. Bitte äußern Sie sich darüber, ob der Vertrag in der vorliegenden Gestalt abgeschlossen werden kann. Die Engländer drängen jetzt plötzlich auf Abschluß des Vertrages, sie haben sogar das Geld telegraphisch angeboten, ich möchte es aber nicht annehmen, bevor Sie den Vertrag nicht gesehen und gutgeheißen haben.

Den Passus wegen Ihrer Beteiligung an der Buchausgabe haben die Vertreter von Mrs. Campbell aus dem Vertrag ganz weggelassen, wie sie schreiben, in folge der Correspondenz zwischen Ihnen und Mr. Symons.¹⁸² Ich nehme an, daß

¹⁸¹ Den Inhalt des Vertrags dürften die Aufführungs- und Veröffentlichungsrechte des Dramas (und nicht der Oper) »Elektra« ausgemacht haben, vgl. dazu de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag (wie Anm. 174), S. 434.

¹⁸² Die englische Schauspielerin Beatrice Stella Patrick-Campbell beabsichtigte, Hofmannsthal »Elektra« zu spielen, und ließ aus diesem Grund Arthur William Symons (1865–1945) eine Übersetzung des Dramas anfertigen. »In der Tat wurde 1908 im New Theatre in

Sie mit Mr. Symons einig sind und daß diese Vereinbarungen nunmehr in diesem Vertrage entbehrlich sind.

Ich übersende Ihnen anliegend die erste Correctur des Prospekts zur Einsichtnahme. Falls Sie irgend welche Wünsche haben, bitte ich um Nachricht. Von der Angabe der Spezialtitel für jeden Band habe ich Abstand genommen, da beim ersten und letzten Band die Buchtitel mit dem Inhalt der Bände identisch wären. Da es sich um ein Sammelwerk handelt, genügt es vollständig, wenn Titel, Umschlag und Einband für jeden Band gleichmäßig lauten: Hugo von Hofmannsthal: Die prosaischen Schriften, Gesammelt, Band I, Band II, Band III, Band IV.

Bezüglich des Novellenbandes von Robert Michel hat bisher die Auswahl der Novellen für den Band Schwierigkeiten gemacht (Herr Michel hat uns eine größere Anzahl von Novellen zur Auswahl geschickt). Wir sind jetzt mit der Feststellung des Bandes beschäftigt, sein Novellenbuch wird, wie ich es ihm versprochen habe, im Frühjahr erscheinen.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener

[handschriftlich:] S. Fischer«

[Handschriftlich von Hofmannsthal hinzugefügt]

Scheint alles in Ordnung. Siehe letzter Absatz! Grüße

H

53. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 22.5.1907

Innsbruck, 22. Mai 1907

Brennerstr. 5.

Mein lieber Hugo,

Du kennst zwar alle Novellen, die in meinem Buch¹⁸³ vereinigt sind, aber trotzdem macht es mir eine große Freude, Dir diese Arbeiten gesammelt

London »Elektra« mit ihr [d. h. Stella Patrick Campbell] in der Hauptrolle aufgeführt, später wiederholt in Edinburgh und in den USA.« In: Mary E. Gilbert: Arbeitsbericht aus England. In: HB 2 (1969), S. 97–101, hier S. 98.

¹⁸³ Michel, Die Verhüllte (wie Anm. 18). Keines der Bücher Michels ist im Hofmannsthal-Nachlaß (FDH, Frankfurt a. M.) erhalten.

schicken zu können. Du warst dabei nur allzu sehr mit beim Werke, mit geheimnisvoller Hilfe und zum Schluß noch mit der äußeren Hilfe. Dafür mußt Du Dir die etwas steife Widmung gefallen lassen.

Ich werde in diesem Herbst zum Regiment nach Wien einrücken. Ich gedenke nur auf kurze Zeit einzurücken und dann vorläufig nach Innsbruck wieder zurückzukehren. In dieser Zeit hoffe ich dich aber in Rodaun zu finden; da wird wohl auch schon mein neuer Roman¹⁸⁴ fertig sein, der übrigens jetzt schon zum großen Teile gediehn ist; und den möchte ich Dir dann auch gerne bringen, ehe ich weitere Schritte unternehme.

Mit herzlichem Gruß

Dein

Robby

54. Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 3.6.1907

Rodaun d 3 VI 07

Hugo ist seit einiger Zeit mit seinem Vater in Italien und giebt Adressen an die nicht immer ganz verlässlich sind. Hat es Zeit wenn ich ihm den Vertrag¹⁸⁵ in circa 10 Tagen selbst mitbringe? Ich treffe den Hugo dann in Venedig und wir bleiben einige Zeit am Lido. Bitte schreiben Sie mir nur auf einer Karte ob es Zeit hat oder ob ich die Sache doch nachschicken soll? Ich würde es natürlich recommandiert schicken damit ja nichts geschieht. Hoffentlich geht es Ihnen allen sehr gut. Was macht denn das Baby?¹⁸⁶ Ich habe auch ein kleines Baby,¹⁸⁷ es ist ein Jahr und schon furchtbar herzig. Kommen Sie gar nicht in der nächsten Zeit einmal nach Wien mit Ihrer Frau? Ich möchte mich so sehr freuen sie kennen zu lernen.

Herzliche Grüße Ihre

Gerty Hofmannsthal

¹⁸⁴ »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16.

¹⁸⁵ Gemeint ist ein nicht erhaltener Vertrag mit dem Fischer-Verlag, vgl. Brief Nr. 55.

¹⁸⁶ Leopold Michel, vgl. Anm. 152.

¹⁸⁷ Raimund von Hofmannsthal (1906–1974).

55. Hofmannsthal an Michel, Brief – zweite Hälfte des Juni 1907

[Gedruckter Briefkopf:
Grand Hôtel des Bains
Lido-Venise
Lido (Venise)_ 190_]

lieber Robby

mit dieser kleinen Veränderung in § 9 würde ich den ganz anständigen Vertrag zurückschicken. – § 2 lässt sich ja wie Du sagst durch Bitte um Vorschuss mildern. Jedenfalls ist es gut, bei Fischer zu sein.

Herzlichen Gruß in Eile.

Hugo

PS. freut mich *sehr* wenn Du in Innsbruck darüber schreibst. In der oesterr. Provinz hab ich, das weiß ich, gar keine Position, weniger als irgend sonst in Deutschland. Bitte schick mir nach Rodaun was Du geschrieben hast. (Sobald es erschienen ist, meine ich.)¹⁸⁸

PS. PS. Ich kanns nicht direct schicken, das sieht zu sonderbar aus.

56. Michel an Hofmannsthal, Brief – Klenau, 19.8.1907

Klenau bei Klattau, Böhmen
19. VIII. 07.

Mein lieber Hugo,

hier schicke ich Dir meine Besprechung Deiner Prosaischen Schriften.¹⁸⁹ Das Erscheinen hat sich ein wenig dadurch verspätet, weil vorerst eine Besprechung meiner Novellen¹⁹⁰ erscheinen sollte. Übrigens schadet es nicht, daß es gerade in die tote Saison fällt, denn für dieses Blatt besteht

¹⁸⁸ Michels Rezension von Hofmannsthals »Prosaischen Schriften«, s. u.

¹⁸⁹ Robert Michel: Die Prosaischen Schriften von Hugo von Hofmannsthal. In: Innsbrucker Nachrichten 17.8.1907, S. 17. Artikel ist im Internet einsehbar: www.hofmannsthal.de/hjb2005.

¹⁹⁰ Josef Barbolani: Die Verhüllte. Ein Novellenbuch. In: Innsbrucker Nachrichten 5.8.1907, S. 1–3. Artikel ist im Internet einsehbar: www.hofmannsthal.de/hjb2005.

sie eigentlich gar nicht, da es im Sommer sogar von mehr Leuten gelesen wird als sonst. Auch der Samstag ist sehr vorteilhaft, weil am Sonntag keine Zeitung erscheint, dieses Blatt also zwei Tage aufliegt.

Du darfst Dich nicht daran stoßen, daß es in dieser Art und in diesem Ton geschrieben ist. Wäre es in einem weniger groben Ton und *nur* auf Deine prosaischen Schriften geschrieben, so wäre es in diesem Blatte wirkungslos. Die ersten zwei Absätze schließlich sind mehr des Blattes als des Publikums wegen geschrieben.

Ich hab irgendwo in einer flüchtigen Anmerkung gelesen, daß ein neues Stück von Dir in Berlin zur Aufführung kommen soll.¹⁹¹ Ist das wahr?

Seit einigen Tagen hab ich wieder die Gewißheit, daß ich ein weiteres Jahr an der Schule in Innsbruck bleibe. Freuen kann ich mich nicht darüber, denn ich wäre allzu gerne gezwungen gewesen, schon jetzt mich für ein Jahr frei zu machen. Dagegen ist es freilich gut, wenn ich auf diese Art leidlich dem Hauptmann um ein Jahr näher komme.

Nunmehr hab ich meinen neuen kurzen Roman Der steinerne Mann beendet. Ich hab mich schon bei Poldy angefragt, ob ich ihn ihm gleich schicken kann. Vielleicht würde ich Dich dann im Laufe des nächsten Monats bitten, daß auch Du ihn liest, wenn Du nicht irgend gehindert sein wirst, und mir einige praktische Ratschläge wegen der Unterbringung erteilst.

Von Schnitzler wurde ich durch einige herzliche anerkennende Zeilen über mein Buch ungemein erfreut; umsomehr da er mir ganz spontan geschrieben hat, ohne daß ich ihm ein Exemplar geschickt hätte.

Über den Geschäftserfolg meines Buches fehlt mir die Berechnung. Über die 2000 hinaus wird noch nichts gedruckt. Trotzdem will ich den Fischer um die Bezahlung dieser zwei Auflagen anpumpen; ich warte nur, bis noch das Neue Wiener Tagblatt ein Feuilleton gebracht hat, das mir schon angekündigt wurde.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Robby

¹⁹¹ Es handelt sich um die Prosakomödie »Silvia im »Stern«, an der Hofmannsthal im Sommer 1907 mit großem Elan arbeitete, so daß er mit ihrer Fertigstellung bis Anfang Oktober rechnete und mithin den Plan gefaßt hatte, sie im Januar 1908 in Berlin durch Max Reinhardt inszenieren zu lassen. Die unerwartete Stockung, die etwa Mitte September eintrat (vgl. Brief Nr. 59), machte dies unmöglich. Die Komödie blieb Fragment, vgl. SW XX Dramen 18, S. 93–103, insbesondere 96f.

57. Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 3.9.1907

Rodaun

Hugo bittet Sie herzlichst nicht böse zu sein wenn ich anstatt ihm schreibe und Ihnen sage dass er eben mitten in einer größeren Arbeit¹⁹² ist und für die nächsten Wochen vollständige Ruhe und Einsamkeit braucht. Er bittet Sie deshalb ihm zu sagen ob denn das Lesen dieser Arbeit¹⁹³ in den nächsten Wochen sein müsste? Später würde er es mit Freude thun nur in den nächsten 3 Wochen könnte er es leider nicht. Er ist jetzt auf dem Semmering und geht dann noch auf einige Zeit nach Aussee weil er selbst zuhause nicht ganz so viel Ruhe hat als er braucht. Bitte wollen Sie also so gut sein und mir ein paar Worte sagen ob die Sache schon sehr dringend ist oder ob es sich doch noch verschieben lässt. Jetzt gienge es halt mit bestem Willen nicht. Es thut dem Hugo sehr leid aber Sie verstehen das sicher auch sehr gut.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihnen und leider unbekannter Weise Ihrer Frau

Ihre

Gerty Hofmannsthal

58. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 10.10.1907

Innsbruck, 10. Okt. 1907.

Brennerstr. 5.

Mein lieber Hugo,

ich komme Dich nun wieder bitten, ob es Dir jetzt möglich wäre meinen Roman »Der steinerne Mann« zu lesen. Ich habe erst jetzt in den letzten Tagen die geplanten Änderungen durchführen können. Nach meinem Urlaub hatte ich keine Zeit dazu, weil ich in die mißlichsten Verhältnisse geraten war. Wir bekamen heuer nämlich einen neuen Kommandanten. Meine Dienstesverwendung wäre unter ihm derart verschieden gewesen von der der früheren Jahre, daß ich mich rasch

¹⁹² »Silvia im »Stern«, vgl. Anm. 191.

¹⁹³ »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16.

entschloß um meine Einrückung zum Regimente zu bitten. Das Gesuch war dem Kommandanten nicht genehm; er nahm alles zurück, wodurch ich mich überbürdet fühlte und ließ mir 24 Stunden Bedenkzeit. Ich wäre wieder gerne geblieben, aber nach verschiedenen Anzeichen sah ich, daß nach dem ersten Schritt ein Zurückziehn des Gesuches nicht mehr ratsam war. Ich bestand also auf Weiterleitung. Er verlangte nun die Streichung verschiedener Stellen des Gesuches und warf mir vor, daß ich meine Stellung wegen der materiellen Schädigung in meiner Tätigkeit als Schriftsteller verlassen will. Es waren lange ekelhafte dienstliche Verhandlungen, nach denen ich mich schließlich gezwungen sah mit einer Beschwerde gegen ihn vorzugehen. Er nahm die schriftliche Beschwerde an das R. K. Ministerium¹⁹⁴ nicht an, sondern suchte sie auf mündlichem Wege schon bei seinem Kommando nichtig zu machen. Dabei kamen solche Sachen vor: Beschuldigen lügenhafter Angaben und Drohen mit dem Ehrenrat etc. Schließlich sollte ein Protokoll über die Beschwerde aufgenommen werden: Ich machte die Angaben, er aber stilisierte sie und diktierte sie ein. So kam ein ganz anderer Sinn heraus. Ich weigerte mich das Protokoll anzuerkennen und so hatten die peinlichen Szenen ein Ende. Ich setzte mich nun hin und meldete alles mit Beigabe der ersten Beschwerde direkt ans Ministerium und ans Korpskommando. Für diese Umgehung des Dienstweges dürfte ich jedenfalls mit 2–4 Wochen Zimmerarrest gestraft werden. Vorläufig ist vom Ministerium die telegraphische Weisung gekommen, daß ich vom Dienst an der Schule zu entheben bin (Sonntag). Was weiter wird, weiß ich noch nicht. Vielleicht nur schriftliche Äußerungen, vielleicht sogar eine gerichtliche oder ehrenrätliche Untersuchung. Wenns mit rechten Dingen zugeht, hab ich weder die eine noch die andere zu fürchten.

Das ärgste ist, daß ich vielleicht nicht zu meinem Regimente sondern in irgend einen Winkel versetzt werde. Jedenfalls werde ich für einige Wochen (wohl allein) einrücken und dann trachten einen langen Urlaub zu bekommen. Vielleicht wäre es mir dann nach der künftigen Gageregulierung möglich in den Ruhestand zu gehn. Allerdings würde ich dann nicht gerne irgendwelche bindende Verpflichtungen eingehn wollen. Aber ich fühle mich innerlich doch so reich und so arbeitslustig, daß ich auch ohne moralische Preisgabe das Minus an Materiellem ausgleichen

¹⁹⁴ Reichskriegsministerium.

könnte. Ich möchte mich deshalb jetzt schon mehr um das Materielle kümmern, als ich es bisher gethan habe. Du wirst mir wohl, wenn Dir mein Roman zusagt, einen Rat geben, wie ich ihn am besten anbringen könnte. Für eine Zeitung wird er wohl nicht taugen. Oder sollte ich auf früheres Erscheinen im Buch drängen und vorher nur einige Fragmente daraus zerstreut drucken lassen? (Einige Kapitel würden sich dazu eignen.) Freilich wäre ich ganz gern damit in der Neuen Rundschau – aber das Warten und die schlechte Bezahlung! Und wenn es dann als Buch herauskommt, kann ich erst für September 1909 auf den ersten Ertrag rechnen. Kann man es bei Fischer nicht erzielen, daß er die Auflagen vorausbezahlt?

Leider bin ich dem Drama momentan etwas entfremdet; mit einem guten Stück wäre ich rascher auf dem Trockenen. Um den Einakter Bjässnowaschi interessiert sich sogar das Deutsche Theater Berlin, und ersuchte den Verlag, das Manuscript noch behalten zu können; es hat nur die alte Fassung, die auch Du gelesen hast. Ebenso ist das Raimund-theater¹⁹⁵ daran, sich zu entscheiden.

Von der bosnischen Landesregierung hab ich noch keine Antwort.

Verzeih dieses nervöse Durcheinander von materiellen Dingen, es ist eben aus dieser äußeren Unruhe heraus geschrieben, in die mich die Verhältnisse geschleudert haben. Innerlich mag ich tatsächlich ganz ruhig sein; denn ich konnte in den fünf letzten freien Tagen ruhig und sicher arbeiten wie immer, wenn ich ganz frei bin.

Als Begleitung zu meinem Roman möchte ich noch sagen: Das Sujet war ungemein schwer zu behandeln; dadurch, daß es allgemein schwer verständlich ist, mußte ich oft deutlicher werden, als es meinem Geschmack zusagte. Ich bin begierig zu hören, ob ich den richtigen Mittelweg gefunden habe.

Falls ich Dir jetzt das Manuscript schicken darf, muß ich Dich noch bitten, es auf der Post mit der nötigen Versicherung zu behandeln, da es mir nicht möglich war, eine zweite geordnete Abschrift zu verfassen.

Vielleicht hab ich das Glück Dich in der nächsten Zeit zu sehn.

Dein

Robby

Adresse nicht mehr an die Schule!

¹⁹⁵ Wiener Vorstadtbühne in der Wallgasse (VI. Bezirk), gegründet im Jahr 1893.

59. *Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 14.10.1907*

Thut mir *sehr* leid, dass Du so peinliches durchzumachen hattest. Bin selbst seit Wochen in einer misslichen Lage, über die ich nicht viel sprechen möchte: gänzliche Stockung des Productiven mitten in einer fürs Theater bestimmten Arbeit,¹⁹⁶ ohne jeden begreiflichen Grund. Schick aber immerhin das Msrpt; werde es stückweise schon bewältigen.

Dein

Hugo.

14 X 07.

60. *Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 20. u. 21.10.1907*

Innsbruck, 20. X. 07.

Brennerstr. 5.

Lieber Hugo,

ich bin zum Regimente zurücktransferiert, leider aber mit der direkten Bestimmung des Ministeriums für das Bataillon in Mostar. (10 Tage Zimmerarrest, abzusitzen in Mostar) So bin ich wieder einmal gründlich isoliert.

Meine Familie schicke ich vorläufig nach Klenau. Im Jänner käme ich nach Sarajevo in die Korpsschule, würde also, wenn mir die Verhältnisse zusagen, zu Weihnachten Frau und Kind abholen. Wenn sich aber meine materiellen Verhältnisse bis dahin günstiger gestalten, könnte ich dann einen langen Urlaub inszenieren.

Ich fahre etwa in einer Woche von hier weg. Später bitte Adresse: bosnisches Rgt. 4. Mostar.

Herzlichst

Dein Robby

21. X.

Ich habe mich entschlossen über Wien zu reisen. Ich komme Sonntag

¹⁹⁶ »Silvia im »Stern«, vgl. Anm. 191.

früh oder abends an und werde dann telephonisch bei Dir anfragen,
wann ich Dich besuchen kann.
Ich freue mich *sehr* auf Dich.

R.

61. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 19.12.1907

Rodaun d, 19 XII 07

Mein lieber Robby, bevor ich Ende November meine Arbeit abbrechend nach Deutschland¹⁹⁷ ging habe ich Poldy einen Nachmittag bei mir gesehen, natürlich auch von Dir mit ihm gesprochen, wusste aber nicht, dass ich ihm Deine Novelle¹⁹⁸ zum Lesen anbieten sollte und da er auch nicht solches erwähnte, so unterblieb es. Ich nahm dann das Manuscript auf die Reise mit, fand aber mit bestem Willen nicht die Zeit mehr darin zu lesen, als die Chronik des steinernen Mannes, von der ich hoffte, sie würde mich hinein bringen. Dies traf aber nicht ein, im Gegentheil fühlte ich mit ziemlicher Härte, dass es mir momentan unmöglich ist mich auf eine fremde Production in halbwegs mitfühlender Weise einzustellen. Ich möchte Dir daher das Manuscript sobald es mit einem Packet anderer Dinge von Berlin aus wieder in meine Hände gelangt sogleich zuschicken und Dir vorschlagen als ein hinlänglich acreditierter Schriftsteller der Du jetzt bist es mit der Unterbringung des Manuscriptes auf eigene Faust beim »März«¹⁹⁹ oder anderswo zu versuchen, wobei ich Dir ja mangels persönlicher Fühlung ohnehin nicht behilflich sein könnte. Die letzte Nummer der Rundschau enthält eine besonders freundliche Notiz über Dein Buch von Alfred Gold.²⁰⁰ Es wäre vielleicht richtig wenn Du G. dafür danken würdest.

¹⁹⁷ »Silvia im »Stern«, vgl. Anm. 191. Hofmannsthal fuhr nach Dresden zu Helene und Alfred von Nostitz-Wallwitz, vgl. BW Nostitz, S. 167. Hier traf er sich außerdem mit der amerikanischen Tänzerin Ruth St. Denis, vgl. ebd., S. 46.

¹⁹⁸ »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16.

¹⁹⁹ »März. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur« erschien in München von 1907 bis 1919 (ab 1911 wöchentlich).

²⁰⁰ Alfred Gold: Österreicher. In: Die Neue Rundschau 18 (1907), S. 1534f. Zusammen mit »Die Verhüllte« wird hier auch Peter Altenbergs (ebenfalls 1907 bei S. Fischer erschienenen) »Märchen des Lebens« rezensiert.

Mit allen guten Wünschen für Dich und die Deinen und den Wunsch
dass du möglichst Vieles von dem erreichen mögest was Du zunächst
anstreben wolltest bin ich

Dein

Hugo

62. *Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 22.12.1907*

Rodaun 22. XII 07

Lieber Herr Oberlieutnant, verzeihen Sie, dass ich Ihnen erst heute sage
wie sehr ich mich mit den Bilderln von Ihrem Buberl gefreut habe. Ich
danke Ihnen, dass Sie daran gedacht haben mir sie zu schicken. Inzwi-
schen ist der Hugo angekommen und wir haben so vielerlei zu thun
gehabt dass ich wirklich erst heute zum schreiben komme.

Hoffentlich haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau und dem
Kind.

Viele herzliche Grüsse und Weihnachtswünsche von uns beiden

Ihre Gerty Hofmannsthal

63. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 5.4.1908*

Rodaun d 5 IV 08

Lieber Robby,

ich bin vorgestern aus Berlin zurück,²⁰¹ fahre in 5 Tagen nach Grie-
chenland,²⁰² habe ganze Stösse unerledigter Briefe liegen und kann das

²⁰¹ Am 30.3.1908 wurde »Der Thor und der Tod« in den Kammerspielen des Deutschen Theaters durch Max Reinhardt aufgeführt. Die Musik für die Geige des Todes komponierte Eugen d'Albert.

²⁰² »Hofmannsthals Ankunft in Athen war, da Kessler und Maillol von Frankreich aus reisten, zunächst für den 16., dann für den 17. April vorgesehen. Diese Planung wurde durch eine Erkrankung Maillols zunichte. Erst zwei Wochen später nahm Hofmannsthal dann das Schiff von Triest nach Patras, um von dort mit der Bahn weiter nach Athen zu fahren.« In: Werner Volke: Unterwegs mit Hofmannsthal. Berlin – Griechenland – Venedig. Aus Harry

Stück²⁰³ leider unmöglich jetzt lesen. Habe aber in Berlin eingehend über Dich und Deine Sachen mit Moritz Heimann²⁰⁴ dem Lektor des Fischer'schen Verlages gesprochen, der was mich sehr freute ein sehr warmer Anhänger Deiner Arbeiten ist. Wir waren uns darüber einig, dass Dein Stück an den Theatern von Brahm oder Reinhardt²⁰⁵ nicht die geringsten Chancen hätte. An diesen beiden, im Mittelpunkt der Diskussion stehenden beiden [sic!] Theatern macht die Presse einfach alles todt was von neuen Autoren ist, die keine anerkannte Stellung haben, selbst sehr anerkannten Autoren aber geht es meistens schlecht und Leute wie Sudermann und Fulda²⁰⁶ versuchen es ja nicht einmal mehr ihre Stücke an diesen Theatern aufführen zu lassen. Es ist das momentan eine sehr schwierige Situation und nachdem eben wieder das sehr hübsche und feine Stück eines jungen Russen, das zusammen mit »Thor und Tod« gespielt wurde,²⁰⁷ ganz todt gemacht worden ist würde ich mich gar nicht trauen Reinhardt von Deinem Stück zu sprechen, würde ihn auch schwerlich dazu bringen, dass er es liest. Dagegen sind zwei auch grosse Theater, das Berliner und das Neue Schauspielhaus in einer viel harmloseren Situation. Das Berliner Theater hat vom Herbst an zwei neue geschickte und unternehmungslustige Directoren²⁰⁸ ferner einen sehr guten Regisseur (Albert Heine²⁰⁹ vom Burgtheater, an den ich ev. im Herbst wegen Deines Stückes schreiben könnte) und dort scheint

Graf Kesslers Tagebüchern und aus Briefen Kesslers und Hofmannsthals. In: HB 35/36 (1987), S. 50–104, hier S. 52.

²⁰³ Robert Michel: *Mejrima*. Drama in drei Akten. Berlin 1909.

²⁰⁴ Der Schriftsteller Moritz Heimann (1868–1925) war von 1895 bis zu seinem Tod als Lektor des S. Fischer-Verlages tätig, vgl. de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag (wie Anm. 174), S. 186. Seine Briefe an Michel sind von einer ehrlichen, aber auch kritischen Anteilnahme an dessen Schaffen geprägt.

²⁰⁵ Otto Brahm (1856–1912) war seit 1905 Direktor des Lessing-Theaters in Berlin. Max Reinhardt (1873–1943) war Eigentümer und Direktor des Deutschen Theaters.

²⁰⁶ Hermann Sudermann (1857–1928) und Ludwig Fulda (1864–1939) waren damals durchaus erfolgreiche Dramatiker.

²⁰⁷ Ossip Dymows Stück »Nju«; die Regie führte Max Reinhardt, vgl. SW III Dramen 1, S. 431 u. 473.

²⁰⁸ Das Berliner Theater wurde am 16. 9. 1908 neu eröffnet: Die neuen Direktoren waren Carl Meinhard (1886–1949) und Rudolf Bernauer (1880–1953).

²⁰⁹ Albert Heine (1867–1949) war von 1900 bis 1905, dann ständig seit 1910 am Wiener Hofburgtheater engagiert. Von 1918 bis 1921 war er dessen Direktor.

mir immerhin eine gewisse Chance vorhanden, dass sie sich für eine solche schon durch ihr Milieu etwas problematische Sache interessieren könnten. Inliegend ein Brief an Zobeltitz.²¹⁰

Herzlich Dein

Hugo.

Schreib einmal an Moriz Heymann wie er Dein Stück findet, er ist ein sehr feiner Beurteiler. Aber erst in 6 Wochen er ist eben nach Italien gereist.

64. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 21.11.1908

Innsbruck, 21.11.08.

Brennerstr. 5

Mein lieber Hugo,

Ich hab Dir so lange nicht für den Brief an Zobeltitz gedankt, daß ich mich ordentlich dafür schäme. Anfangs verschob ich es, weil ich Dich auf Reisen wußte und später verschob ich es, weil ich den Wunsch hatte, Dir gleichzeitig schon einen Erfolg des Briefes mitzuteilen. Ich schickte zweimal zwei Arbeiten verschiedener Art hin, wurde aber abgelehnt. Ich ärgerte mich nicht so sehr über die Ablehnung selbst als darüber, daß ich Dich umsonst damit geplagt hatte.

Ich bin schon seit Mai auf Urlaub. Wir fuhren über Italien nach Innsbruck; dann in einigen Tagen nach Klenau, von wo ich auf einen Monat nach Karlsbad ging. Auf der Herreise von Böhmen hielten wir uns einige Tage in Prag auf. Ich fand dort einen Verleger für mein Buch über Mostar (mit Photographien),²¹¹ das allerdings zum großen Teil noch nicht geschrieben ist. Dann suchte ich Beziehungen zum Theater zu finden und

²¹⁰ Hanns von Zobeltitz (1853–1918) war von 1896 bis zu seinem Tod Herausgeber und Redakteur der Zeitschriften des Verlages Velhagen & Klasing, und zwar der Wochenzeitschrift »Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen« sowie der »Velhagen & Klasings Monatshefte«. S. dazu Michels Bericht in Brief Nr. 64.

²¹¹ Robert Michel: Mostar (wie Anm. 29).

wurde bei Angelo Neuman²¹² auch mit Paul Eger²¹³ bekannt. Er versprach mir eine sehr rasche Erledigung meines Stückes, sobald ich es einschicken würde. So besorgte ich mir hier in den ersten Tagen gleich wieder Abschriften des Stückes (Mejrima, 3 Akte, Dramatisierung der Novelle »Von Podvelež«), um es einreichen zu können. Und nunmehr ist es schon vom Prager Theater zur Uraufführung angenommen.²¹⁴ Am Burgtheater war es seit dem Jänner eingereicht und wurde anfangs September abgelehnt. Ich ließ es jetzt durch Fischer beim Volks- und beim Josefstädtertheater einreichen. Wenn es wirklich gelesen wird, dürfte ihm schon die Aktualität des Milieus zur Annahme verhelfen. Ansonsten ist diese Aktualität keine sehr angenehme Sache. Das Urteil wird dadurch nur getrübt werden. Man wird mich als einen fingerfertigen Menschen hinstellen, der die Annexion Bosniens und der Herzegovina für sich zu nutzen wußte; während ich das Stück noch in der ahnungslosen Zeit vor einem Jahr in meinem Zimmerarrest geschrieben habe. Zur Inszenierung werde ich natürlich nach Prag fahren und erhoffe mir manchen Gewinn davon.

Die Umarbeitung des Romans ist vorgestern fertig geworden. Ich habe ihn an die Neue Rundschau geschickt, befürchte aber, daß ich zur Auswahl für den nächsten Jahrgang zu spät komme.²¹⁵

Jetzt hab ich auch schon um den Urlaub mit Wartegebühr eingereicht. So habe ich noch ein ganzes freies Jahr vor mir. Wenn sich zu allem von irgend einer Seite ein kleiner Gelderfolg einstellen sollte, daß ich für die freie Zeit nicht gar zu eng an Innsbruck gebunden bin, so will ich mich wahrlich nicht mehr beklagen.

Ich habe gehört, daß heuer von Dir ein neues Stück aufgeführt wird.²¹⁶ Diesmal hoffe ich doch mit dabei zu sein.

Alles liebe von Haus zu Haus.

Herzlich Dein

Robby

²¹² Angelo Neumann, eigentlich: Amschel, (1838–1910) war von 1885 bis 1910 Direktor des Deutschen Landestheaters in Prag.

²¹³ Paul Felix Eger (1881–1947) wurde gleich nach dem Studium in Wien und Berlin Dramaturg und Oberregisseur am Deutschen Landestheater in Prag, wo er bis 1912 blieb.

²¹⁴ »Mejrima« wurde am 24.1.1910 am Deutschen Theater in Prag uraufgeführt.

²¹⁵ Gemeint ist »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16. Bei der Umarbeitung des Romans spielten Moritz Heimanns Anregungen bzw. Aufforderungen eine maßgebliche Rolle. Der Roman kam als Buch, jedoch nicht in der »Neuen Rundschau« heraus.

²¹⁶ Gemeint ist die auf einer Episode aus den Memoiren Casanovas fußende Komödie »Florindos Werk« (später umgearbeitet unter dem Titel »Cristinas Heimreise«). Hofmanns-

Mein lieber Robby,

Als ich vor 4 Tagen aus Berlin zurückkam²¹⁷ fischte ich das Couvert mit Deiner Handschrift aus den Stößen eingelaufener Correspondenz hervor und beeile mich nun einen Rat zu geben. Solltest Du indessen anders vorgegangen sein und sich dadurch das Verhältniss zwischen Dir und Fischer spiessig gestaltet haben (etwa in Bezug auf den Roman) was ich übrigens nicht hoffe, so schreibe mir sogleich damit ich trachte es wieder einzurenken. Denn für Deine Romane und Novellen erscheint es mir von überwiegender Bedeutung, dass sie in diesem Verlag erscheinen. Das ist geradezu ein unschätzbarer Factor für Credit und Absatz. Was dagegen die Drucklegung des Dramas²¹⁸ betrifft so stelle ich mich ganz auf Seite dessen, was Heimann ausdrückt, dessen sehr sympathische Briefe ich übrigens beilege. Ich glaube wirklich, dass es für die schwierigen Anfänge auf diesem Gebiet vollkommen irrelevant ist ob das Drama gedruckt vorliegt oder nicht. Was ferner nun den Uebergang in einen anderen Bühnenvertrieb betrifft so bin ich bereit zu intervenieren damit Dir Fischer das Drama hiefür freigibt, ohne sich zu ägrieren. Aber nach meiner vieljährigen Erfahrung giebt es wirklich keinen Bühnenverlag der irgend etwas Wesentliches für seine Autoren zu thun vermag und das gilt für den Anfänger wie für den bekanntesten Autor. Elektra wurde auf 80 oder 100 Bühnen gespielt, Oedipus auf 5. Die Versunkene Glocke²¹⁹

thal rechnete mit einer Aufführung durch Reinhardt im Januar 1909, die indessen erst am 9.5.1910 in Budapest stattfand, vgl. SW XI Dramen 9, S. 420 u. 747f.

²¹⁷ Anfang Februar hielt sich Hofmannsthal in Weimar auf, wo er gemeinsam mit Kessler das Szenarium des »Rosenkavalier« entwarf. Die Zeit vom 13.2.1909 bis Ende Februar verbrachten die beiden in Berlin, wo sie für »Florindos Werk« (»Cristinas Heimreise«) ein neues Szenarium ausarbeiteten, vgl. SW XI Dramen 9, S. 423f. und 768f.

²¹⁸ »Mejrima«, vgl. Anm. 203 und 214.

²¹⁹ Gerhart Hauptmanns Versdrama »Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchen-drama« wurde am 2.12.1896 im Deutschen Theater, Berlin, uraufgeführt. Hofmannsthal begründet sein Argument, daß Publikumserfolg nicht unbedingt mit Qualität gleichkommt, indem er auf ein sehr erfolgreiches Stück hinweist, dem er aber »poetisches Stildurchein-ander« und »haltloses Motivengewebe« attestierte, vgl. Hugo von Hofmannsthal, Gerhard Hauptmann: Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929. Hrsg. v. Martin Stern. In: HB 37/38 (1988), S. 5–119, hier S. 10.

auf 300, Florian Geyer²²⁰ ausserhalb Berlins auf einer einzigen. Was soll da der Verleger viel thun können? Dein Drama erscheint mir durch 3 Umstände belastet: Deine Anfängerschaft, rein äusserlich genommen, 2) eine nicht in erster Linie dramatische Begabung (bei unstreitig starken Möglichkeiten auch im specifisch Dramatischen) und 3) das sozusagen ethnographische Milieu. Aber da Dir speciell an dem Stück so viel liegt, so möchte ich wirklich hier nicht den Indolenten spielen und da auch Heimann die letzte Fassung des Stückes um so viel besser findet, so bitte ich Dich schicke es mir doch gelegentlich wenn Du eine Abschrift hast her. Vielleicht kann ich doch etwas in Wien dafür thun, obwohl mir im Augenblick noch nichts Deutliches vorschwebt. Noch etwas: Ich frage mich warum Du Zobeltitz, der so äusserst wohlwollend ist und so gut bezahlen kann und dessen Zeitschrift bei einigermassen ausgestatetem guten Verhältniss wirklich ein [sic!] Rückhalt für Dich bilden könnte, nie etwas schickst. Hättest Du ihm nicht Theile aus dem Buch über Mostar anbieten können? Oder vielleicht lässt sich dies noch thun. Kennt Bahr Dein Drama? Bitte schreibe mir das zur Orientierung. Bitte schreibe mir ferner noch ob ich Dir gelegentlich paketweise gewisse Zeitschriften schicken kann z. B. Oesterr Rundschau oder »Morgen«²²¹ oder Schaubühne immer aus jüngster Zeit. Wir besprachen einmal so etwas aber dann liessst Du mich monatelang ohne Nachricht und dann war wieder ich monatelang recht krank. Jetzt bin ich wieder ganz wohl und freue mich frisch an meine Comödie²²² zu gehen. Sie bekommt eine ganz neue Fassung. Poldy wiederzusehen würde mich riesig freuen ich habe ihn leider wieder verfehlt.

Von Herzen

Dein Hugo

²²⁰ Hauptmanns historisches Drama mit dem Untertitel: »Die Tragödie des Bauernkrieges in fünf Akten, mit einem Vorspiel«, wurde am 4.1.1896 ebenfalls im Deutschen Theater, Berlin, uraufgeführt.

²²¹ »Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur«, erschien von 1907 bis 1909 in Berlin. In den ersten zwei Jahrgängen zählte Hofmannsthal mit Georg Brandes, Richard Muther, Werner Sombart und Richard Strauss zu den Herausgebern.

²²² »Florindos Werk«, vgl. Anm. 216. Ausschlaggebend für Hofmannsthals Zuversicht, die Schwierigkeiten der früheren Konzeption durch eine neue Fassung zu überwinden, war das mit Kessler in Berlin ausgedachte neue Szenarium.

Innsbruck, 4.III.09.
Brennerstr. 5

Mein lieber Hugo,

ich bin Dir wirklich sehr dankbar für Deinen lieben Brief und will Dir gleich in den verschiedenen Einzelheiten Anhaltspunkte geben:

Zwischen Fischer und mir ist hoffentlich noch keine Trübung eingetreten. Ich habe zwar schon nach Berlin geschrieben, aber nur nichtoffiziell an den Heimann; ich bat ihn nochmals auf Fischer einzuwirken, daß er seinen Entschluß bezüglich der Mejrima ändert, um mich vor Schritten zu bewahren, die ich später bereuen könnte. Nach Deinem Briefe sehe ich ein, daß ich mit meiner Ungeduld Unrecht hatte, und ich werde auch nochmals einlenkend an Heimann schreiben. So hoffe ich, daß Deine Intervention nicht notwendig sein wird.

Dem Bahr ließ ich das Stück etwa vor einem Jahr durch den Verlag zuschicken. Ich bekam keine Nachricht von ihm, ob er es bekommen und gelesen hat. (Ich schreibe eben an Bahr bezüglich seines Dalmatienbuches.)²²³ Auch Salten dürfte ein Exemplar haben; sein Gesamturteil erfuhr ich auch nicht. Das sind Exemplare von der ersten Abschrift, aber für Deine Beurteilung würden sie jedenfalls genügen, da ich bei der zweiten Niederschrift zwar einige Verbesserungen aber keine wesentlichen Änderungen angebracht habe. (Heimann schrieb von einem gesteigerten Eindruck bei der »zweiten Lektüre«, nicht von der »zweiten Fassung«.) Ich werde mir übrigens das Exemplar von Fischer schicken lassen und es abschreiben; ich brauche auch für das Prager Theater noch zwei Stück. Dann sende ich Dir gleich eine Abschrift.

Bezüglich meines Fiaskos bei Zobeltitz schrieb ich Dir um Neujahr oder noch früher einen langen Brief. Er muß verloren gegangen sein. Ich hatte ihm nacheinander vier verschiedene Beiträge geschickt, darunter auch zwei Kapitel aus dem Mostarbuch; aber jedesmal bekam ich ein Refus mit der Begründung »Raummangel«. Mir tat dies besonders auch deshalb leid, weil dadurch Deine gütige Empfehlung so nutzlos geworden war. Ich werde es aber später einmal noch mit etwas Novellistischem dort versuchen.

²²³ Hermann Bahr: Dalmatinische Reise. Berlin 1909.

Nach den neusten Nachrichten zu schließen scheint sich das Kriegsge-
spenst doch wieder zu verziehn.²²⁴ Wenn es zu etwas käme, möchte ich
doch dabei sein wollen; da wäre mein Freijahr aber wieder zunichte.

Ich danke Dir auch vielmals für Dein Anerbieten, mir Zeitschriften
zu senden. Die Neue Rundschau bekomme ich von Fischer; die Österr.
R. ist mir hier zugänglich; auf die Schaubühne bin ich abonniert. Wenn
Du mir also von Zeit zu Zeit den »Morgen« schicken wolltest, wäre es
mir sehr angenehm. (Ich war übrigens der Meinung, er wäre schon
eingegangen.)

Die Nachricht von Deiner Erkrankung kommt mir wie die Nachricht
von einem Gewitter, das man verschlafen hat. Es bleibt nichts Schreck-
haftes mehr, nur die Freude an der Genesung. Und noch die Freude
dazu, daß Florindos und der andern Schicksale zu einem ganzen werden
sollen.

Nochmals für alles vom Herzen Dank

Dein Robby

67. Michel an Hofmannsthal, Brief – Innsbruck, 6.7.1909

Innsbruck, 6.7.09.

Brennerstr. 5

Mein lieber Hugo,
gestern las ich in den S. D. Monatsheften Schröders Elegie²²⁵ und mußte
vor Freude lachen, wie lebhaft Euer Heim vor meine Augen kam. Auch
ich sehne mich danach, wieder einmal in Deinem Zimmer zu sitzen und
Deine Stimme zu hören, während »Gerty, die Frau« den giftigen Trank
bereitet. Aber darauf muß ich wohl lange warten.

Vor einigen Tagen ist unser zweites Kind – Adalbert²²⁶ – glücklich zur
Welt gekommen. Jetzt warten wir noch, bis Mutter und Kind zuverlässig

²²⁴ Gemeint ist die von der Annexion Bosnien-Herzegowinas durch Österreich-Ungarn
(5.10.1908) ausgelöste diplomatische Krise.

²²⁵ Rudolf Alexander Schröder: Der Landbau. Elegie als Epistel an Hugo von Hofmanns-
thal. In: Süddeutsche Monatshefte 6 (1909), Bd. 2, S. 1–7.

²²⁶ Adalbert Michel (1909–1925).

reisefähig sind und dann fahren wir nach Klenau; etwa am 20. d. M. Dorthin freue ich mich sehr. Dort bin ich immer am meisten begünstigt fürs Arbeiten; wohl hauptsächlich deshalb, weil ich in den früheren Jahren gewohnt war, den Aufenthalt in Klenau als die Hauptarbeitszeit des Jahres anzusehn. Heuer bin ich allerdings das ganze Jahr über frei. Aber doch habe ich noch nichts Rechtes getan. Ich komme mir vor wie ein Sklave, der zu lange an eine Ruderbank geschnallt war; wenn ihm die Fesseln abgenommen werden, ist er lange Zeit außer Stande, die Freiheit zu nützen; rudern könnte es allenfalls noch weiter, aber sonst? Übrigens sind in Klenau tatsächlich alle äußeren Verhältnisse sehr günstig. Ich sitze ungestört in einem großen Zimmer zwischen alten dicken Mauern, die kaum einen Laut durchlassen. Durch die Fenster sehe ich nur ganz fern die Berge des Böhmerwaldes, die Wiesen und Felder auf den Hängen sind nur Lichter und die Wälder sind nur Schatten. Und draußen auf dem sonnigen Platz weiß ich meine Frau und die Kinder. Wenn es regnet, spielen sie irgendwo über mir in einem Kinderzimmer und da kommt hie und da sehr gedämpft durch die starke Decke ein schwacher Laut wie eine angenehme Versicherung, daß ich nicht allein auf dieser Welt bin. Bei den Mahlzeiten gibt es dann viele kleine Kinder und viel Lachen. Gesprochen wird meist Böhmisches, eine Sprache in der ich sehr sicher bin, wenn ich etwa sagen soll: »Die kleinste von den scheckigen Kühen wird heute ein Kalb bekommen«; aber etwas Abstraktes, einen komplizierten Gedanken böhmisch auszudrücken, ist mir nicht möglich. Und das hat oft sein Gutes.

Daß der Poldy einige Tage hier war, weißt Du natürlich, da er doch von hier direkt zu Euch fuhr. Er hat mich wieder weidlich durchgeschimpft. Dort wo ich es bewußt verdiene, tut es mir von ihm außerordentlich wohl, so daß ich auch für alles Übrige gerne demütig die andere Wange hinhalte. Er würde mein Heil in Folgendem sehn: Zum Militär rasch zurückkehren, 2–4 Jahre keine Zeile schreiben und nur arbeiten, am besten alle Gymnasialfächer und nach einiger Zeit die Matura machen. – Das wäre ganz interessant wie die Vivesektion an einem Kaninchen, aber ich Kaninchen käme vielleicht nicht ganz gut davon. Beim Abschied versprach der Poldy bald zu schreiben; aber bis heute weiß ich nicht, wie seine Halsgeschichte geworden ist und wo er lebt; keine Zeile. Bezüglich seines Besuches bei Dir versprach er mir, daß er

mir genau Deine Äußerungen über die Mejrima mitteilen werde; auch das blieb mir vorenthalten.

Bahr schrieb mir neben dem sehr günstigen Urteil über die Mejrima (das Du vielleicht kennst?), ich solle mich an ihn wenden, wenn ich eine Vermittlung bei einem Theater brauche. Freilich schrieb er auch, das Stück gehöre durchaus ins Burgtheater; aber dort ist es längst abgewiesen. Ich weiß nicht wann ich seinen freundlichen Antrag nützen soll, ob erst nach der Premiere in Prag (Oktober) oder schon früher; oder ob ich alles gehn lassen soll, wie es von selbst geht. Fischer hat das Stück in seinem neuen Katalog mit der Jahreszahl 1910 angekündigt; so scheint er doch die feste Absicht zu haben, es als Buch herauszugeben. Auch bezüglich des Romans²²⁷ bin ich mit ihm schon ziemlich im Reinen, daß er im Herbst in seinem Verlag herauskommt.

In den nächsten Tagen werde ich Dir mein Mostarbuch²²⁸ schicken können. Ich hatte mit dem Buch in der letzten Zeit viel Freude gehabt, weil ich gesehn hatte, daß es der Verleger anständig herausbringt, und besonders weil die vielen Illustrationen sehr gut ausgefallen sind. Nun spielt mir aber der Verleger einen dummen Streich, der mir fast alle Freude daran verdirbt. Ich war von den zwei Büchern, die ich bisher für S. Fischer korrigiert habe, gewöhnt, daß die Berichtigungen der Fahnen und später auch die in den fertigen Druckbogen berücksichtigt werden. So korrigierte ich auch diesmal die Fahnen ziemlich oberflächlich und verließ mich auf die Revision der Bögen. Ich bekam auch diesmal die fertigen Bögen zugeschickt und brachte manchen groben Sprachfehler und Druckfehler heraus, machte noch sachliche Verbesserungen und an vielen Stellen wischte ich geschmacklose Wendungen aus und änderte sogar 3–4 Absätze (besonders in den Kapiteln: Die Narenta, Die Radobolje, Die Alte Brücke, Friedhöfe). Der Verleger antwortete darauf nichts und erst jetzt teilt er mir mit, daß er die Änderungen nicht mehr aufgenommen habe, sondern sie für die zweite Auflage gelten lasse. Ich versuche natürlich auf alle mögliche Art, ihn dazu zu bringen, den Text nach meinem Wunsch herzustellen, und hoffe daß es mir noch gelingen wird. Freilich trifft mich selbst zum großen Teil die Schuld. Ich hätte

²²⁷ »Der steinerne Mann«, vgl. Anm. 16.

²²⁸ Michel: Mostar (wie Anm. 29).

gleich die erste Revision anständig durchführen sollen oder mich seines Entgegenkommens im vorhinein versichern.

Ich bin jetzt schon sehr nahe zum Hauptmann daran (spätestens Mai 1910), so muß ich trachten die notwendigen 6 Aktivmonate vorher zu dienen. Ich habe deshalb gebeten, sie sollen mich im Herbst vorzeitig reaktivieren und die Korpschule in Innsbruck absolvieren lassen.²²⁹

Ich wäre froh, wenn ich erfahren könnte, daß es Dir und den Deinen gut geht und daß Du glücklich arbeitest.

Von Herzen

Dein

Robby

68. Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 28.11.1909

Rodaun 28 XI 09

Hugo, der erst seit wenigen Tagen zurückgekommen ist dankt Ihnen auf's Herzlichste für das hübsche Buch Mostar, in welchem er heute mit viel Freude gelesen und herumgeblättert hat. Auch auf das andere Buch²³⁰ das heute kam freut er sich sehr, umsomehr als er wegen einer kleinen Sache am Fuss einige Tage ruhig liegen muss.

Es geht ihm im Ganzen recht gut, er hat fleissig an seiner Comödie²³¹ gearbeitet von der er hofft sie in absehbarer Zeit fertig zu bringen.

Hoffentlich geht's Ihnen allen gut; meine Kinder haben den Keuchhusten heuer im Gebirg erwischt, ihn aber leicht überstanden. Jetzt wird man Sie wohl bald einmal sehen, da Sie so nah sind.

Viele herzliche Grüße

Ihre Gerty Hofmannsthal

²²⁹ Am 1.5.1910 wurde Michel zum Hauptmann ernannt und dem Infanterieregiment Nr. 90 zugeteilt. Die Korpsoffiziersschule absolvierte er nicht in Innsbruck, sondern in Graz.

²³⁰ Es könnte sich sowohl um den im Oktober 1909 erschienenen Roman »Der steinerne Mann« als auch um das im November 1909 erschienene Drama »Mejrima« handeln.

²³¹ Wohl »Florindos Werk«, vgl. Anm. 216.

69. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 2.12.1910*

Rodaun 2 XII.

mein lieber Robbi

es drängt sich wirklich sonderbar zusammen, Arbeit, Correnspondenz und Menschen, obwohl es ihrer eigentlich nicht viele sind. Den Poldy, oder Georg Frankenstein²³² hie und da einmal herausbitten, erfordert schon ein Studium, um die Zeit frei zu bekommen. Nun waren ein paar Tage etwas freier, von einem zum anderen schob ich es auf Dich mit Deiner lieben Frau zur Theestunde (das ist meine freie Zeit täglich, 3^h–5^h,) herzubitten; die abscheuliche Witterung hat mich abgehalten, der Koth, das häßliche traurige Licht. Vielleicht passt Euch Montag? vielleicht ist es da anders. Wenn Du nicht solltest kommen können oder wollen, so telegrafier bitte ab.

Dein Hugo.

Ich würde Dich (Euch) von $\frac{1}{2}$ 4 an erwarten.

70. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Semmering, 13.12.1910*

[Gedruckter Briefkopf:
Südbahn-Hotel
Semmering
bei Wien]
13 XII.

mein lieber Robbi

Deine Reiseschilderungen²³³ hab ich mit großem Vergnügen gelesen: sie sind persönlich, dabei plastisch, und sachlich ernsthaft. Ungefähr das

²³² Georg Albert von und zu Franckenstein (1878–1953) war einer der engsten Jugendfreunde Hofmannsthals und Andrians. Er trat in den diplomatischen Dienst ein; 1938 erwarb er die britische Staatsbürgerschaft.

²³³ Robert Michel: Notizen von der Korpsschulreise. In: Ders.: Fahrten in den Reichsländern (wie Anm. 29), S. 97–169.

Gegenteil des journalistisch beliebten. Ich bat Dr. Zifferer²³⁴ zu mir hinaus, hauptsächlich dieser Sache wegen, doch war das Ergebnis negativ. Er sagte, es sei absolut unmöglich, sie in der N. Fr. Presse zu bringen. Sie haben, sagt er mir, meterhohe Stöße von Reiseschilderungen liegen, was ich ihm gerne glauben will, und keineswegs von unbekannten Autoren.

Er sagte mir, er hätte (anlässlich einer von *Graz* aus eingesandten Novelle) mit Dir *correspondiert*, erinnerte sich natürlich Deines Namens genau, ebenso Deiner Handschrift, es kann also kein Irrthum von ihm sein, wie kommt es dass Du es mir nicht erwähntest, als ich seinen Namen nannte. (Vielleicht war Dir der Name entfallen.) Er sagte, er hätte Dir damals Themata vorgeschlagen. Vielleicht suchst Du ihn einmal auf; es würde ihm gewiss großes Vergnügen machen, er ist ein sehr netter Mensch, voll guten Willens für alles Gute und Künstlerische. Beziehe Dich, wenn Du es thust, bitte auf mich. Er wohnt III Oetzeltgasse 3.

Aufrichtig Dein

Hugo.

P. S. Die Reisenotizen schick ich Dir zurück, von Rodaun. Ich glaube, es passt am besten doch nur in die oesterr. Rundschau. (Oder etwa in den Lloyd? Frage Salten,²³⁵ wenn Du ihn siehst.)

71. *Hofmannsthal an Michel, Visitenkarte – Rodaun, spätestens 16.4.1911*

Mit einem herzlichen
Ostergruß 1911.

²³⁴ Paul Zifferer (1879–1929) war Feuilletonist der »Neuen Freien Presse«. Bei den Friedensverhandlungen von St. Germain war er als Berichterstatte tätig und in der Nachkriegszeit wurde er Pressechef der österreichischen Gesandtschaft in Paris. Vgl. auch BW Zifferer.

²³⁵ In der ungarischen deutschsprachigen Zeitung »Pester Lloyd« (1854–1945) sind gelegentlich Feuilletons Felix Saltens zu finden.

72. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 16.12.1911

Samstag

mein lieber Robbi

bin seit 5 Tagen zurück, aber nur bis Weihnachten anwesend.²³⁶ Könntest Du Montag 1^h 1/4 bei uns essen, das wäre uns sehr lieb. Dein Hugo
PS. Nur wenn Du *nicht* könntest bitte Dich telegraphisch absagen.
Grüße Deiner lieben Frau.

73. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 20.3.1912

20 III.

lieber Robby

ich hoffe annähernd bis übermorgen mit einer Arbeit²³⁷ fertig zu sein, die mich etwas anstrengt. Also bitte komm übermorgen, Freitag, zu Tisch; mit dem Zug der Dampftramway der 12^h41 Lainz verläßt kommst Du gerade zurecht.

Herzlich Dein

Hugo.

PS. Abends arbeite ich immer, wenn ich nicht 1–2 mal die Woche sei es wegen Theater, oder um mich meinem Vater zu widmen, in die Stadt fahre.

²³⁶ Hauptgrund dieses Berliner Aufenthalts war die Premiere von »Jedermann«, die am 1.12.1911 im Cirkus Schumann stattfand, vgl. SW IX Dramen 7, S. 106. Am 31.12.1911 hielt er sich im Schloß Neubauern am Inn, bei Gräfin Ottonie Degenfeld, auf, wo er dem Bildhauer Fritz Behn für eine Büste Modell saß, vgl. BW Degenfeld, S. 193.

²³⁷ Die Rezension von Schröders Übertragung der »Odyssee«; Hugo von Hofmannsthal: Ein deutscher Homer von heute. In: Neue Freie Presse 7.4.1912, S. 32–36, vgl. BW Bodenhausen, S. 139.

[Gedruckter Briefkopf:
Südbahn-Hotel Semmering
bei Wien]

14. VI

Mein lieber Robert,

Deine hercegovinische Dorfgeschichte²³⁸ habe ich mit einem wahrhaft seltenen Vergnügen gelesen. Ich glaube wohl, sie ist Dein Meisterstück. Wie schön die sinnliche Anschaulichkeit, mit der alles Geschehen sich zu kleinen Katastrophen der äußeren Welt verdichtet: der Unfall Božkos, der Tod der alten Frau, das Schlangenabenteuer, der Tod des Hodža (nach seinen so schönen letzten Reden), die Entführung.

Wie ist das Geschehen zugleich ungewöhnlich und gewöhnlich, fremd und zugleich heimlich und Zutrauen erweckend, und wie schön ist das Naturhafte dieser Menschenwelt, die Reinheit, die nur der reine Spiegel eines dichterischen Gemütes so rein zurückstrahlen konnte. Hier zum ersten Mal fühle ich in Dir (und nun auf immer) nicht nur den dichterisch gebarten Menschen, sondern den Dichter.

Meine Freude war groß und wird nachhaltig sein, mein guter Robert, denn was ist woltuender als ein reines Wollen und Gelingen bei einem Mitlebenden, Befreundeten, dem man in die Augen sehen kann!

Ich habe meinen Eindruck sogleich an Zifferer telegraphiert und ihm angeboten, wenn er es für nötig findet, an Benedikt²³⁹ oder wen immer zu seiner Unterstützung in dieser Sache zu schreiben; erhielt inliegende Antwort.

Ich bin Dienstag, oder Mittwoch abend wieder in Rodaun. Wüsste

²³⁸ Michel: Die Häuser an der Džamija (wie Anm. 30). Der bei Fischer erschienene Roman kam auch in der Hauszeitschrift des Verlages heraus: Die neue Rundschau 26 (1915), S. 15–36, 171–187, 309–327, 451–464, 591–602.

²³⁹ Moritz Benedikt (1849–1920) wurde 1880 Mitherausgeber der Neuen Freien Presse, seit 1908 bis zu seinem Tod war er dann alleiniger Leiter. Sowohl diesem Brief als auch den folgenden (Briefe Nr. 76, 78 und 79) entnimmt man, daß Michel seinen Roman der »Neuen Freien Presse« erfolglos zur Veröffentlichung anbot.

gern wo Poldy ist. Fand ihn so erfreulich, würde mir von einem guten Sommer nun wieder alles für ihn versprechen.

Herzlich Dein Hugo.

PS. Wie steht es mit dem Verlag – gerne wüsste ich gerade diese schöne Arbeit bei Fischer.

75. *Michel an Hofmannsthal, Brief – Wien, 15.6.1913*

15. VI. 1913.

Mein lieber Hugo,

Dein Brief hat mir eine innige Freude bereitet – ich kann ihn schon auswendig. Ich danke Dir von Herzen für ihn und besonders auch dafür, daß Du Dein Wohlgefallen so rasch in Tat umgewandelt hast.

Deine Frage bezüglich des Verlages kann ich befriedigend beantworten; ich schickte das Manuscript an Fischer, der schon für die allernächsten Tage seine Entscheidung versprach.

Der Poldy ist, da man mir vorläufig Schwierigkeiten mit dem Urlaub macht, gestern nach Frankfurt gereist und erst in einer Woche hoffen wir uns in der Schweiz zu treffen. Wenn ich gegenwärtig aber keinen Urlaub erlange, wird er nach Aussee gehn, wo ich ihn hin und wieder doch besuchen könnte. Ich hoffe aber, daß es mir gelingen wird, drei Wochen mit ihm im Engadin zu sein.

Nochmals tausend herzlichen Dank

Dein Robert

76. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Bad Aussee, 15.7.1913*

Aussee 15 VII.

mein lieber Robert

ich war traurig Euch nicht mehr hier zu finden: mein Wunsch wäre gewesen, schon 10 Tage früher hier einzutreffen, das Wetter hielt mich ab. Bitte sag Poldy, wie froh ich bin, ihn wohler zu wissen – und dass

mirs so überaus leid tut, dass uns ausgiebige Begegnungen in Momenten wo er frei und ganz er selbst ist in der letzten Zeit wenig gegönnt waren. Ich werde alles tun um Zifferer für Dich in absehbarer Zeit habhaft zu werden, würde Dir aber von einem directen Verkehr mit der Neuen Freien Presse dringend abraten: es liegt da die Gefahr vor, dass sich die Sache verwirrt und insbesondere im Materiellen ist directes Verhandeln sehr ungünstig, wenn man nicht auf Concurrenzanträge hinweisen kann. Herzlich Dein Hugo.

77. Michel an Hofmannsthal, Brief – Wien, 27.9.1913

Wien XIII/7
27. IX. 1913.

Mein lieber Hugo,
ich hab während drei der regnerischen Sommerwochen ein 3aktiges bosnisches Lustspiel²⁴⁰ geschrieben, das mich während der Arbeit außerordentlich beglückt hat. Als ich fertig war, hielt ich es für durchaus gelungen und für sehr bühnenwirksam. Erst allmählich wurden mir seine verschiedenen Schwächen klar. Trotzdem glaube ich noch heute, daß es bei einer glücklichen Regie auf der Bühne recht erfreulich wirken könnte. Wärest Du hier gewesen, so hätte ich mich am liebsten vor allem Deines Urteils versichert. So aber erfuhr ich, daß Du auf Reisen bist und vor einer größeren Arbeit stehst,²⁴¹ deshalb verzichtete ich lieber und ließ Dich ungestört. Erst jetzt auf den Brief Poldis hin, frage ich Dich, ob Du so gut wärest, mein Stück zu lesen, und wohin ich es schicken kann.

Ich hab mich mittlerweile auch beim Burgtheater angefragt, ob sie sich für ein bosnisches Stück interessieren würden. Da ich ein außerordentliches Entgegenkommen fand, schickte ich das Stück ein. Rosen-

²⁴⁰ Michel: Der weiße und der schwarze Beg (wie Anm. 47).

²⁴¹ Am 19. 8. 1913 kündigt Hofmannsthal Ottonie Gräfin Degenfeld an, er werde den September in Venedig verbringen, vgl. BW Degenfeld, S. 280. Im Sommer 1913 arbeitete er hauptsächlich an der »Frau ohne Schatten« und an »Andreas«, wie er am 12. 8. 1913 Bodenhausen mitteilt, vgl. BW Bodenhausen, S. 151f. Mit der im September des vorhergegangenen Jahres begonnenen Niederschrift seines Romans kam er allerdings nicht voran; am 29. 8. 1913 brach er die Arbeit dann endgültig ab, vgl. SW XXX Roman, S. 307.

baum²⁴² erklärte sich nun nach der Lektüre zustimmend und gab es an Thiemig²⁴³ weiter.

Von der N. Fr. Pr. hab ich leider trotz der langen Dauer noch immer keine Entscheidung.

Ich wünsche Dir viel Glück zur Arbeit und bin mit herzlichsten Grüßen

Dein Robert

78. *Hofmannsthal an Michel, Brief – München, 30.9.1913*

[Gedruckter Briefkopf:
Hotel Marienbad
München]

30 IX.

mein lieber Robby

ich bin im Princip unsichtbar und für Briefe unerreichbar.²⁴⁴ Aber Dein Stück²⁴⁵ will ich wenn Du es hinschickst gerne lesen und auch gerne darüber, wenn mein Gefühl mir es erlaubt, an Thimig schreiben. Die Sache mit der N. Fr. Presse ist mir rätselhaft – bist Du ohne Verbindung mit Zifferer? Er ist in Wien III Oetzeltgasse 3.

Dein

Hugo.

PS. Fischer soll nach dem Tod seines einzigen Sohnes²⁴⁶ ganz zusammengebrochen sein, daher wohl dort die Stockung.

²⁴² Richard Rosenbaum (1867–1942, im KZ Theresienstadt) kam 1898 als Dramaturg bzw. künstlerischer und artistischer Sekretär an das k. k. Hofburgtheater, das er 1915 aufgrund einer Fehde mit dem Direktor Hugo Thimig verließ.

²⁴³ Der Schauspieler Hugo Thimig (1854–1944) war von 1912 bis 1917 Direktor des Burgtheaters.

²⁴⁴ Vom selben Tag datiert ein Brief Hofmannsthals an Richard Strauss, in dem er ihm versichert, er werde »mit dem heutigen oder morgigen Tage« die Arbeit an der Oper »Die Frau ohne Schatten« in Angriff nehmen, vgl. SW XXV.1 Operndichtungen 3.1, S. 128f.

²⁴⁵ »Der weiße und der schwarze Beg«, vgl. Anm. 47.

²⁴⁶ Samuel Fischers Sohn Gerhart starb am 9.9.1913 im Alter von 19 Jahren an Typhus.

79. *Hofmannsthal an Michel, Korrespondenzkarte – Rodaun, 6.10.1913*

lieber Robby, dem guten wirklich selbstlosen Zifferer ist es nun durch endlose Machinationen gelungen, Benedikt (der sich die Entscheidung über 19 Romane und Novellen vorbehalten hat, aber nur am Sonntag Zeit hat, diese Mscpte zu lesen!!) zu veranlassen dass er Deine Novelle²⁴⁷ in der nächsten Zeit lesen wird. Fällt nicht binnen 8 Tagen die Entscheidung, so würde ich eingreifen.

Herzlich Dein

Hugo

PS. Über das Stück reden wir demnächst!

80. *Hofmannsthal an Michel, Brief – München, 10.10.1913*

[Gedruckter Briefkopf:
Hotel Marienbad
München]

10 X.

mein lieber Robby

das kleine Stück²⁴⁸ hat wirklich viel charme, aber wie viel davon auf der Bühne, gar einer so plumpen und dabei anspruchsvollen Bühne bestehen bleiben kann – darüber kann ich mir gar keine festen Gedanken machen. Ob überhaupt noch etwas bestehen bleibt?

Die Bühne räumt manche Elemente eines poetisch Erfundenen erbarungslos bei Seite. Hier ruht fast alles auf dem Zauber des Volkstümlichen, auf einer absoluten Naivetät, die durch ihre Echtheit bezaubert. Das Echte fällt auf der Bühne weg, in den Costümen dieser naiven Wesen stecken Comödianten und Comödiantinnen; das Dünne der Erfindung (woran aber nicht zu rühren ist, ohne daß man das Ganze

²⁴⁷ »Die Häuser an der Džamija«, vgl. Anm. 30.

²⁴⁸ »Der weiße und der schwarze Beg«, vgl. Anm. 47.

prostituiert) wird noch dünner, das Naïve wird vielleicht albern, ja stellenweis wird es roh wirken.

Ich weiß mir keinen anderen Rat als dass man abwarten soll wie ein Theatermensch wie Thimig das mit seinen Augen sieht – dann erst, wenn er etwa unschlüssig ist, mit ihm redet. Ist Dir das Recht? ich bin ohnedies in 10 Tagen in Wien. Einem Theaterleiter, welchem immer, dieses Stück zu octroiieren, würde mir widerstreben, selbst wenn ich die Macht dazu hätte. Willst Du etwas anderes, aus guten Gründen, so schreibe mir.

Freundschaftlich Dein

Hugo.

*81. Michel an Hofmannsthal, in einer Feldpostkarte Josef Redlichs vom 15.8.1914 aus Dukla*²⁴⁹

Ich freue mich auf eine Nachricht über Deine Kriegstätigkeit.²⁵⁰ Wir haben herzlich Deiner gedacht

Robert

²⁴⁹ In: BW Redlich S. 13f. In Dukla, einer galizischen Kleinstadt in den Waldkarpaten, war das Kriegspressequartier stationiert, dem Michel in seiner Charge als Gruppenführer und Zensor für die ausländischen Journalisten zugeteilt worden war: Dem 1914 gegründeten und von Maximilian Ritter von Hoen (1867–1940) geleiteten Kriegspressequartier oblag in erster Linie die Betreuung der in- und ausländischen Presse, es wurde aber mit der Zeit zur wichtigsten Propaganda- und Zensurstelle der Monarchie. Der Reichsratsabgeordnete und Jurist Josef Redlich (1869–1936) war einer der betreuten Beobachter des Kriegsgeschehens; er blieb in Dukla bis zum 9.9.1914, vgl. BW Redlich, S. 13f. u. 172.

²⁵⁰ Hofmannsthal wurde nach der allgemeinen Mobilmachung nach Pisino in Istrien einberufen, wo er am 29.7.1914 ankam. Durch das Einschreiten Redlichs erhielt er jedoch nach wenigen Tagen Urlaub und fuhr Anfang August nach Wien zurück. Am 12.8.1914 wurde er der Pressegruppe des von Feldmarschall Johann Ritter Löbl von Tauerstorff geleiteten Kriegsfürsorgeamtes zugeteilt. Michel selbst hatte ihn wenige Tage zuvor bei Löbl vorgestellt. Aus diesem Umstand versteht sich, daß Michels Frage keine allgemeine ist: Vielmehr bittet er darum, über den Erfolg seiner und Redlichs Rettungsaktion benachrichtigt zu werden. S. Heinz Lunzer: Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914 bis 1917. Frankfurt a. M., Bern u. a. 1981, S. 28 und *passim*.

Feldpostamt 39.²⁵¹
23. Jänner 1915.

Lieber Hugo,

ich war jetzt wieder einige Tage an der Front und bin mit den besten Hoffnungen zurückgekehrt. Unsere Truppen sind in weit besserer Stimmung und Verfassung als wie sie im Spätherbst waren. Alles ist voll Vertrauen in die neue große Aktion, die so gründlich vorbereitet wurde und nunmehr einsetzen soll.²⁵²

Bei meiner Rückkehr fand ich einen Brief von Dr. Braun, der mich an meine Zusage für Deine AEIOU Bücher²⁵³ mahnt. Bis Mitte März werde ich meine Zusammenstellung²⁵⁴ ganz bestimmt abliefern können. Ich habe auch sonst daran gedacht, daß wir für diese Bücherserie allerlei besprochen haben. Bartsch²⁵⁵ traf ich damals nicht, da er noch in Graz war. Zufällig traf ich Rittner,²⁵⁶ dem Deine Pläne mit den

²⁵¹ Das Feldpostamt 39 entsprach dem Kriegspressequartier. Ab 10. 11. 1914 befand es sich in Zsolna (deutsch: Sillein). Daraus, daß Michel am 6. 2. 1915 von dort an seine Frau schreibt, läßt sich auf Sillein als den Abfassungsort dieses Briefes schließen.

²⁵² Gemeint ist wohl die gescheiterte Winter-Offensive gegen die russische Armee, welche mit dem Fall der Festung Przemyśl ihren Tiefpunkt erreichte, vgl. Brief Nr. 87.

²⁵³ Für den Titel seiner zuerst beim Wiener Verleger Hugo Heller geplanten patriotischen Reihe hatte Hofmannsthal an die Devise Kaiser Friedrichs III. gedacht. Als Schwierigkeiten mit dem österreichischen Verlag auftraten und er sich an den Insel-Verlag wandte, wurde man auf den neuen Namen »Österreichische Bibliothek« einig. Von 1915 bis 1917 erschienen unter diesem Titel 26 Bände in vier Serien, darunter Robert Michels eigener Band, s. u.

²⁵⁴ Robert Michel: Auf der Südostbastion unseres Reiches. Leipzig [1915] (= Österreichische Bibliothek; 11).

²⁵⁵ Rudolf Hans Bartsch (1873–1952), österreichischer Schriftsteller, »war wie Michel in der Bibliotheksabteilung des Kriegsarchivs in Wien tätig gewesen. Hofmannsthal war seit 1909 mit ihm bekannt. Der Roman »Zwölf aus der Steiermark« (1908), das Loblied des gebürtigen Grazers auf seine Heimatstadt und die steirische Landschaft, war mit ein Grund, Bartsch für ein Bändchen über »Österreichische Landschaft« vorzusehen, als dessen Verfasser er auch in der »Ankündigung. A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich« genannt wird. Der Band ist in der »Österreichischen Bibliothek« nicht erschienen.« In: Volke: »Auf der Südostbastion unseres Reiches« (wie Anm. 4), S. 136.

²⁵⁶ Thaddäus/Tadeusz Rittner (1873–1921) »aus Lemberg gebürtiger österreichisch-polnischer Dramatiker, wird im Eingang der »Ankündigung« ebenfalls als Mitwirkender aufgeführt. Doch auch von ihm ist schließlich nichts in Hofmannsthals Reihe erschienen.« In: Volke, »Auf der Südostbastion unseres Reiches« (wie Anm. 4), S. 136.

AEIOU Büchern sehr sympathisch sind. Er erklärte sich auch bereit, eine Aufgabe gerne zu übernehmen. Er schrieb schon Verschiedenes über Galizien ähnlicher Art wie meine Arbeiten über Bosnien sind.²⁵⁷ Vielleicht solltest Du einmal mit ihm sprechen. Die Versuche mit Tirol, Ungarn, Steiermark konnte ich mangels Zeit noch nicht durchführen, werde sie aber jetzt bald nachtragen. Ich hatte aber einen neuen Einfall für Deine Bücher. Hast Du die Sachen von Söhnstorff gekannt, der sich vor etwa 3 Jahren erschossen hat? Er war Major und hat einige Bücher geschrieben, die alle in minderwertigen Verlagen erschienen sind und schon vergessen sind. Darunter findet sich auch sehr Gutes und in dem kleinen Umfang Deiner Bücher ließe sich eine sehr glückliche Zusammenstellung machen. Seine galizischen Reiterbriefe müßten jetzt ganz besonders interessieren. Im Pressequartier ist jetzt der Hauptmann Franz Xaver Kappus,²⁵⁸ der nach dem Tode Söhnstorffs eine Gesamtausgabe seiner Werke herausgeben wollte. Er wäre bereit den Band für Dich zusammenzustellen; er verstünde es auch die Herausgabe auf dem Wege über verkrachte Verleger, interesselose Erben etc. zu ermöglichen. Dann gebe ich Dir noch einen Einfall zur Erwägung. Wie wäre es, wenn Du einen Band über die Stätten des jetzigen Krieges schreiben ließest. Auch hiefür wüßte ich einen Mann, der im Pressequartier ist, den Essayisten

²⁵⁷ Die reichliche novellistische Produktion Rittners scheint alles andere als intensiv mit dem galizischen Milieu befaßt zu sein. In den früheren Sammlungen »Drei Frühlingstage« (Berlin, Leipzig 1900) und »Ich kenne sie« (Wien 1912) ist die galizische Landschaft nicht vertreten. Unter Ritters vielen Novellen, die Erich Johannes Steiner untersucht hat, spielt nur eine in dieser Region, »Homunkulus« (in: Österreichische Rundschau 37 [1913], H. 7, S. 53–69), vgl. Erich Johannes Steiner: Thaddäus Rittner. Sein Leben und sein Werk. Wien: Diss., 1932, S. 150–153.

²⁵⁸ Alfred Söhnstorff (eigentlich: Arthur Luzatto, 1864–1912) hatte »als Rittmeister in Lemberg gedient und sich 1912 als Major eines Wiener-Neustädter Dragoner-Regiments das Leben genommen. Er hatte u. a. 1905 »Reiterbriefe aus Österreich« und 1910 unter dem Titel »Von der Grenze. Nordöstliches« Skizzen aus Galizien veröffentlicht. Auch hier kam es nicht zu dem vorgeschlagenen Band, als dessen Herausgeber sich Michel den 1883 in Temesvar geborenen Franz Xaver Kappus (1883–1966) gedacht hatte. Kappus, der zeitweilig Herausgeber der Wiener »Militärischen Rundschau« war, Komödien, Humoresken und Romane schrieb, mit denen er wegen der geschickten, auf ein breites Publikum wirkenden Stoff- und Milieuwahl viel Erfolg hatte, ist heute nur noch als der »junge Dichter« bekannt, dem die von 1903 bis 1908 geschriebenen Briefe Rilkes gelten.« In: Volke: »Auf der Südostbastion unseres Reiches« (wie Anm. 4), S. 136f.

F. C. Nowak.²⁵⁹ Er dürfte demnächst etwas in der Neuen Rundschau haben, das durch meine Zensur gegangen ist; danach kannst Du Dich vielleicht entschließen.

Bitte, rechne mit meinem Beitrag bestimmt bis Mitte März.

Herzlichst

Dein

Robert

83. *Hofmannsthal an Michel, Brief mit Beilage*²⁶⁰ – Rodaun, 24.1.1915

R. 24 I.

mein lieber,

dank Dir sehr schön für Hilfe.

Deinen Beitrag erwarte ich also Mitte März für die 2^{te} Serie. (Nach dieser wird man den Erfolg abwarten um zu sehen, ob eine Dritte u.s.f. folgen kann.) Vielleicht hast Du die Möglichkeit Dir für Vorrede oder Nachwort Deines Bändchens etliche Daten über besonders schönes Verhalten unserer Moslim, nicht nur als Soldaten sondern auch sonst als loyale Untertanen zu verschaffen. Ich las sehr schöne patriarchalische Züge von einzelnen Begs. – Rittner werde ich sprechen.

Die Sachen von Söhnstorff kenne ich nicht; wäre sehr dankbar, Proben davon zu sehen. Nehme Auswahl daraus dann gerne in Aussicht, lasse nur Hauptmann C. um Probe bitten.

Ein Band über die Stätten des jetzigen Krieges, wenn geschickt gemacht, wäre mir höchst willkommen. Kann ich nicht eine Abschrift dieser Arbeit von Nowak für die Rundschau (falls sie nämlich nicht schon in der nächsten Nummer erscheint) demnächst bekommen? Bitte!

²⁵⁹ Karl Friedrich Nowak (1882–1932) war Essayist und arbeitete im Kriegspressequartier als Berichterstatter. Der erwähnte Beitrag unter dem Titel »Diagonale Reise« (in: Die Neue Rundschau 26 (1915), S. 273–77) »gibt Impressionen von einer Truppenverlegung aus Galizien quer durch Ungarn und Slawonien an die serbische Grenze. Zu einer Zusammenarbeit Hofmannsthals mit Nowak kam es nicht.« In: Volke, »Auf der Südostbastion unseres Reiches« (wie Anm. 4), S. 137.

²⁶⁰ Hugo von Hofmannsthal: Ankündigung. A.E.I.O.V. Bücher aus Österreich. In: GW RA II, S. 429–431.

Bitte schau Dich um jemanden von Deinen Tiroler Freunden²⁶¹ um, der mir weder borniert deutschnational, noch borniert clerical ein schönes Büchel über Tiroler Geistliche (P. Haspinger,²⁶² P. Flir,²⁶³ P. Cajus) macht, recht anecdotisch, farbig, lebendig. Das wäre mir sehr wertvoll. Und weißt Du jemanden für ein schönes bedeutendes Büchel »Erzherzog Karl als Erzieher des Kaiserlichen Heeres« das schwebt mir sehr vor. Wäre zu denken, dass Oberst Höhn²⁶⁴ sich dessen annähme? Preußen hat Scharnhorst Gneisenau York Boyen²⁶⁵ – wir lassen all das Unsere frevelhaft im Schatten. Ich denke an Ezh. Karl als den Verfasser des schönen alten Exerzierreglements,²⁶⁶ aber auch darüber hinaus müssen sich Documente finden. Das brauchen wir *sehr*. Es muss, durch das von diesem glorreichen Krieg aufgebrochene Fenster, wieder Sonne, Luft, Geist in die Erziehung der Armee.

Dank Dir schön. Bleib gesund.

Dein Hugo

²⁶¹ Hofmannsthal denkt hier in erster Linie an Ludwig von Ficker (1880–1967), den Herausgeber der Zeitschrift »Der Brenner« (1910–1954) und Gönner Trakls, der seit 1901 in enger freundschaftlicher Beziehung zu Michel stand, vgl. dazu Ferruccio Delle Cave: Robert Michel als Mitarbeiter des »Brenner« (wie Anm. 5).

²⁶² Johann Simon Haspinger (1776–1858) trat 1802 in den Kapuzinerorden ein. Sein Name ist untrennbar mit den Tiroler Freiheitskämpfen der Jahre 1796/97, 1805 und 1809 verbunden.

²⁶³ Alois Kasimir Flir (1805–1859) war Schriftsteller, Ästhetiker und Priester; 1835 Universitätsprofessor in Innsbruck; 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments. Später war er in Rom aktiv, wo er den Mittelpunkt eines Gelehrten- und Künstlerkreises bildete.

²⁶⁴ Maximilian Ritter von Hoen war neben seiner Rolle als Kommandant des Kriegspresquartiers (1914 bis 1917) profilierter Militärhistoriker (vgl. auch Anm. 249).

²⁶⁵ Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755–1813), General, und August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau (1760–1831) waren die Hauptverantwortlichen für die preußische Heeresreform von 1807 bis 1809. Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg (1759–1830) war einer der Protagonisten der preußischen Befreiungskriege, seit 1821 preußischer Feldmarschall. Hermann von Boyen (1771–1848) war Mitarbeiter Scharnhorsts und Gneisenaus, Kriegsminister von 1814 bis 1819 und wieder von 1841 bis 1847, seit 1847 Generalfeldmarschall.

²⁶⁶ In den Folgen der Besetzung Wiens von 1805 durch Napoleon I. wurde Erzherzog Karl (1771–1847) von Kaiser Franz I. mit der Reorganisation des Heeres betraut. In dieser Amtsrolle verfaßte er verschiedene Exerzierreglements, die auch wegen der hohen Qualität der Sprache und des Stils berühmt wurden. Der Plan dieses Bandes wurde fallen gelassen.

Feldpostamt 39.
30.I. 1915

Lieber Hugo,

Oberst von Hoen (in den nächsten Tagen wird er wahrscheinlich Generalmajor) hat zugesagt das Erzherzog Carl Büchel zu schreiben, allerdings aber erst nach dem Krieg. Könntest ihm vielleicht eine Zeile schreiben (Oberst Max Ritter von Hoen, Feldpostamt 11), daß Du dieses Versprechen vormerkst, denn Du wirst es wohl für die weiteren Ankündigungen brauchen können. Die anderen Punkte kann ich leider erst in einigen Tagen beantworten, da ich heut wieder an die Front abreise (Karpathen, Mezö Laborz)

In Eile herzlichst

Dein R

Krakau,²⁶⁷ Hotel Francuski, 10. März

Mein lieber Hugo,

Der Termin naht, zu dem ich mich für das AEIOU Buch verpflichtet habe, und ich hoffe ihn einhalten zu können. Das Material ist schon zusammengestellt, es handelt sich nur noch um die Abschrift. So glaube ich, daß das Manuscript spätestens in 4–5 Tagen abgehn können wird. Die Zusammenstellung konnte ich leider nicht von dem Gesichtspunkt aus machen, wie Du es beabsichtigt hattest. Ein Büchlein nur über die Moslim wäre kaum sehr erfreulich ausgefallen, weil es zu wenig Rückgrat gehabt hätte, außer ich hätte ganze Novellen und abgerundete Stücke gewählt. Ich hab mich bei näherer Vertrautheit mit dem Gesamtmaterial zu einer Auswahl entschieden, die eine richtige Durchschnittsprobe aus meinen bosnischen Büchern ergibt. Auch der Poldi ist der Ansicht, daß

²⁶⁷ Im Februar 1915 wurde Andrian als Vertreter des Ministeriums des Äußeren beim k.u.k. Etappen-Ober-Kommando nach Krakau kommandiert, wobei es ihm gelang, Michel als militärischen Adlatus seiner Mission zugeteilt zu bekommen.

dieser Vorgang günstiger ist, und mit ihm einigte ich mich auch in der Ansicht, daß zu diesem neuorientierten Buch ein Anhang über aktuelle Vorgänge nicht gut passen würde. Vom Poldi allein ist der Titel gefunden worden, der mir sehr zusagt: Auf der Südbastion unseres Reiches. Der Text ist derart zusammengestellt, daß zuerst Landschaftliches und Ethnographisches vermengt unter den Titeln der vier interessantesten Städte: Sarejevo, Mostar, Banjaluka, Jaice gebracht wird; dann eine Szene aus dem Lustspiel,²⁶⁸ die Novelle Herzegowinische Hirten und schließlich der Rekrutenbrief.²⁶⁹ Ich hoffe, es wird die von Dir eingeräumte Bogenzahl nicht überschreiten. Weglassen würde ich nicht gerne etwas, weil mir die ausgewählten Stücke gut zueinander gestimmt scheinen.

Erzherzog Joseph²⁷⁰ schrieb mir einen sehr freundlichen Brief, in dem er leider ablehnt, noch während des Krieges das Büchlein zusammenzustellen, da er hiezu keine Zeit findet. Nach dem Kriege wird ja wohl nicht zu spät dazu sein.

Jetzt muß ich schließen, weil ich vor unserer morgigen Reise – die erste Fahrt in die besetzten Gebiete u. zw. nach Miechów, wo Obstlt. von Mirka²⁷¹ der Kreiskommandant ist – noch manches zu tun habe.

Meine Pläne mit S. Fischer entwickeln sich äußerst günstig.²⁷²

Wir sprechen oft von Dir und grüßen Dich nun beide herzlichst

Dein

Robert

²⁶⁸ »Der weiße und der schwarze Beg«, vgl. Anm. 47.

²⁶⁹ »Ein Brief des Rekruten Mustajbegović«, zunächst erschienen in: Robert Michel: *Fahrten in den Reichslanden* (wie Anm. 29), S. 45–51.

²⁷⁰ Josef August, Erzherzog von Österreich, genannt Josef von Alcsut (1872–1962).

²⁷¹ Alfred Mierka von Morva-Lieszko, Lebensdaten nicht ermittelt.

²⁷² Samuel Fischer hatte Michel für die Bücherserie »Dokumente des Krieges« gewonnen und ihm die Redaktion von Kriegsbüchern, Tagebüchern und Darstellungen österreichischer Feldherren, Schriftsteller und Kriegsberichterstatter anvertraut. Die beim Fischer-Verlag erschienenen Kriegsbücher, die auf Michels Herausgeberschaft zurückgeführt werden müssen, sind: Aage Madelung: *Mein Kriegstagebuch*. Berlin 1915. Franz-Carl Ginzkey: *Die Front in Tirol*. Berlin 1916. Karl Friedrich Nowak: *Hötzendorfs Lager*. Berlin 1916. Ferenc Molnár: *Kriegsfahrten eines Ungarn*. Deutsch von Ernst Goth. Berlin 1916.

Krakau, Hotel Francuski, 14. März 1915.

Lieber Hugo,

heute sende ich, getrennt von diesem Brief, das Manuscript für das AEIOU-Buch ab. Ich möchte Dich bitten, gleich im vorhinein darauf zu sehn, daß die Druckerei die richtigen slawischen Buchstaben hat č, ž, š, ć. Die Korrektur kann natürlich ich selbst besorgen.

S. Fischer gab mir die Einwilligung, daß die Hercegovinischen Hirten etc. herübergenommen werden, gegen die Zusicherung, daß meine Bücher aus seinem Verlag in dem Buch angekündigt werden. Dem Deutsch-österreichischen Verlag werde ich erst diesbezüglich schreiben und verantworte es, wenn der Verlag nachträglich Schwierigkeiten machen sollte. Er wird es nicht tun. Die Liste meiner Bücher, wie sie in dem Büchel aufzunehmen sein wird, lege ich dem Manuscript bei.

Nun wäre noch das eine zu bedenken, ob man dem Publikum gegenüber nicht die Verpflichtung hat zu sagen, daß der Inhalt schon publizierten Büchern entnommen ist. Wenn ja, könnte dies am einfachsten in einem Untertitel geschehen: »Auswahl aus ...« oder so ähnlich; oder etwas umständlicher in einer Anmerkung oder kurzem Vorwort; eventuell vom Herausgeber. In Fußnoten bei den einzelnen Stücken es erledigen, geht leider nicht, da manche Stücke aus mehr als einem Buche zusammengestellt sind.

Ich freue mich herzlich auf das Buch; ganz besonders aber freue ich mich darüber, daß ich dadurch mit Dir in einer Arbeit in Verbindung gekommen bin,

herzlichst

Dein

Robert

Rodaun,
Ostermontag.

mein lieber Robert

ich dank Dir von Herzen für Deinen lieben Brief und für das Manuscript. Ich habe dieses durchblättert, da und dort eine Seite durchflogen, immer mit Freude, dann das letzte, den Brief des Recruten aus Wien, ganz durchgelesen und zwar mit dem allergrößten Vergnügen. Aber weißt Du, dass das ganze Mcpt. ein bischen klein ist? Vielleicht findest Du noch irgend etwas besonders Hübsches unter Deinen Sachen, was hineinpasst.

Durch den Druck, der über einem lag in diesen letzten Wochen seit Pržemysl,²⁷³ durch das Gefühl des besonders Kritischen der Lage – war alles wie gelähmt, ich selber am meisten, ich konnte mein eigenes Bändchen²⁷⁴ nicht weiterbringen, das über Bismarck²⁷⁵ bekomme ich auch erst in diesen Tagen, der Postverkehr mit Deutschland ist schleppend, so hat sich das Erscheinen der ersten Serie hinausgezogen, – um sie herauszubringen, sie in der Zeitung anzukündigen brauche ich doch etwas, nur etwas mehr Licht in mir und draußen – die zweite, die ich schon ganz beisammen habe, kann dann gleich nachfolgen.

An Euch denke ich oft. Poldy geht mir sehr schwer ab. Ihn oft zu sehen, wieder wie in fernen Jahren mit ihm viel und vertraulich zu sprechen, seine geistige Klarheit, Aufmerksamkeit, scharfe und verlässliche Auffassung der Dinge zu genießen und mich des Gefühles zu erfreuen, dass wir einander in so vielen Jahren nicht fremder, eher fasslicher geworden sind, war für mich eine große Freude in dieser finsternen Zeit.

Mein Vater hatte bald nach Eurer Abreise einen Schlaganfall.²⁷⁶ Er erholt sich langsam. Sein Geist und sein Wesen sind ganz unberührt; es ist nicht zu sagen, wie sich so ein Mensch nach dem Frieden sehnt.

²⁷³ Nach viereinhalbmonatiger Belagerung durch die Russen kapitulierte die österreichisch-ungarische Festung Pržemysl am 22.3.1915.

²⁷⁴ Hugo von Hofmannsthal (Hrsg.): Grillparzers politisches Vermächtnis. Leipzig [1915] (= Österreichische Bibliothek; Bd. 1).

²⁷⁵ Franz Zweybrück (Hrsg.): Bismarck und Österreich. Leipzig [1915] (= Österreichische Bibliothek; 4).

²⁷⁶ Hugo August Peter Hofmann von Hofmannsthal, geb. 1841, starb im Dezember 1915.

Mein insipides, inhaltsloses und doch mich so sehr bindendes Militärverhältnis fängt an, bei allmählich recht herabgekommenen Nerven, schwer auf mich zu drücken. Ich werde diese Tage mit Hoyos,²⁷⁷ bei dem ich esse, darüber sprechen, ob er vielleicht einen Weg findet, mich aus Gründen des »öffentlichen Interesses« für eine Zeitlang frei zu kriegen. Anderenfalls würde ich einen Krankenurlaub anstreben.

Andererseits höre ich dass die superarbitrierten²⁷⁸ und in Localdienst befindlichen Officiere neuerlich überprüft werden sollen. Dies ist mein Fall: ich war nach Kriegsbeginn, Ende September, vor einer Superarbitrierungscommission, die mich »waffendienstuntauglich, zu Localdiensten geeignet« classifizierte. Es wäre nun, da ich ja äußerlich kein Krüppel bin, nicht undenkbar (obwohl unwahrscheinlich), dass ich von einer neuen Commission wieder als Waffendienst-tauglich beurteilt würde.

Diese Situation hätte manches Absurde für mich, umso mehr als ich nie Infanterist war, aber unüberlegter Weise vor 3 Jahren aus der Evidenz²⁷⁹ der Landwehr-cavallerie ausgetreten bin – das ganz Schwere an der Sache wäre für mich momentan die Rückwirkung auf meinen Vater – der neulich schon durch eine *irrtümliche* Einberufungsordre für mich die in seine Wohnung kam, für 3 Tage die Fähigkeit auf den Füßen zu stehen, wieder verlor.

Vielleicht sprichst Du einmal mit Poldy über diese Sache. Ich glaube, das Etappenobercommando, bei dem ja der eine oder andere Mensch sein wird, mit dem Poldy verkehrt, verfügt über die Landsturmofficiere. Vielleicht ergäbe sich in dem unwahrscheinlichen, und rein physisch nicht ganz gerechtfertigten, aber jetzt immerhin möglichen Fall dann die Aussicht, dorthin, eventuell in Poldys Nähe berufen zu werden.²⁸⁰

²⁷⁷ Alexander Graf Hoyos (1876–1937) war Diplomat, von 1912 bis 1917 Chef des Kabinetts des Ministeriums des Äußern.

²⁷⁸ »Die Superarbitrierung, d.i. die auf dem Amtsweg zu erreichende Abberufung vom Truppendienst in den Lokaldienst aus gesundheitlichen Gründen«. In: Lunzer, Hofmannsthal's politische Tätigkeit (wie Anm. 250), S. 28.

²⁷⁹ Übersichtsliste (Amtsprache).

²⁸⁰ Da Hofmannsthal mit seiner Dienstverwendung im Kriegsfürsorgeamt unzufrieden war und danach strebte, seine literarisch-publizistische Fähigkeiten im Dienst der Politik und der Diplomatie verwendet zu wissen, setzte er seinen Freundeskreis (vor allem Redlich, Andrian, Georg von Franckenstein und eben Michel) in Bewegung, um vom Dienst freigestellt und in halb-offizieller Weise als »Vermittler und Presse mann« an verschiedene Kriegsschauplätze entsandt zu werden. Ein erwogener und dann tatsächlich realisierter Plan sah eine Reise

Es ist die precäre Situation mit meinem Vater die mir es woltuend machen würde, wenn ich für die angedeutete Eventualität ein »wohin?« erträglicher Art vor mir sähe.

Bitte schreib mir ein Wort, wenn Du kannst. Dein Freund

Hugo.

88. Michel an Hofmannsthal, Brief – Wien, 18.4.1915

Wien, 18. April 1915.

Lieber Hugo,

wir waren Mittwoch nachmittag in Czenstochau; am Abend fuhren wir dann nach Oppeln, wo Poldy den Schnellzug nach Berlin auffangen sollte. Wir hatten einen 100 HP Mercedes und einen verrückten Fahrer, der nur zwischen 60 und 100 km per Stunde fuhr. 15 km vor Oppeln kam der Wagen ins Schleudern, wir fuhren auf den Straßenrand, legten einen Baum um, fuhren in den tiefen Straßengraben und blieben wie durch ein Wunder aufrecht stehn, noch dazu auf 2 Schritte vor einer Telegraphenstange. Es mußten erst Pferde geholt werden, die das Auto flott machten und erst gegen 3^h in der Nacht kamen wir nach Oppeln. Poldy fuhr am nächsten Tag nach Berlin und ich per Auto nach Teschen. Von dort telegraphierte ich Dir im Namen Poldys, daß das Telegramm in Deiner Angelegenheit erst etwa am 19. eintreffen dürfte, da momentan der maßgebende Faktor abwesend wäre. Dieser ist nämlich der Generalstabschef des EOK.²⁸¹ und an ihn wollte sich der Poldy nach seiner Rückkehr von Berlin wenden.

Ich sollte heute abends von hier – die Zwischenzeit dürfte ich in Wien verbringen – nach Teschen fahren und dort mit Poldy zusammenkom-

an das k.u.k. Etappen-Ober-Kommando nach Krakau vor, bei dem Andrian das Außenministerium vertrat. Der erste Polen-Aufenthalt dauerte vom 29. 5. bis zum 21. 6. 1915 und diente vor allem der Vorbereitung einer geplanten Reihe von Artikeln über die Erfolge der österreichisch-ungarischen Militärverwaltung in Polen, wovon ein einziger zustande kam: »Unsere Militärverwaltung in Polen«, in: GW RA II, S. 421–428. Zur zweiten Polen-Reise s. u. Anm. 293.

²⁸¹ Generalstabschef des Etappenoberkommandos war von 1914 bis 1916 Oberst Anton Höfer (1871–1949).

men. In Teschen sollte eine neue Konferenz beginnen. Eben erhalte ich aber von Poldy ein Telegramm, in dem es heißt, daß die Kommission zunächst in Kattowitz zusammentrifft; ich möge ihn am 20. früh dort erwarten.

Das wird nun in Deiner Angelegenheit sicher noch eine Verzögerung von etwa 3 Tagen verschulden. Hoffentlich ist das nicht von Nachteil.

Deinen lieben Brief, für den ich Dir herzlich danke, bekam ich auf der Durchreise in Teschen. Ich hatte Bedenken gehabt, ob mein Manuscript nicht zu lang wäre, und nun meinst Du, es sei zu kurz. Ich suchte hier unter meinen Sachen nach und schicke Dir gleich etwas zur Vervollständigung des Buches. In dem Almanach, den ich Dir gleichzeitig sende, findest Du eine Erzählung von mir »Der kleine Hauptmann«,²⁸² die sich dem Inhalt und Umfang nach zur Ergänzung eignen dürfte, umsomehr, da sie noch in keinem Buch von mir publiziert ist. Dann wäre noch die dramatische Skizze »Muharrem der Christ«²⁸³ da, die Du ja kennst. Die ist noch überhaupt nie veröffentlicht. Aber mir scheint, die Erzählung wird geeigneter sein. – ? Wenn Du im Titel sagen willst »Von der Südbastion ...« anstatt »Auf ...« bin ich einverstanden. Für den Druck bitte ich Dich vorzusorgen, daß die slawischen Zeichen richtig gesetzt werden: č é š etc. Die Korrektur werde wohl am besten ich selbst besorgen, umsomehr als manche Schreibweisen im Manuscript nicht einheitlich sind z.B. Hercegovina neben Herzegowina etc.

Ich hoffte – leider vergebens – Dich gestern bei Frau von Förster²⁸⁴ zu treffen.

Gäbe es nur bald ein gutes Wiedersehn dort draußen!

Dein

Robert

²⁸² Zunächst erschienen in: Robert Michel: Der kleine Hauptmann. In: Der bunte Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig, Wien o.J., S. 57–74.

²⁸³ Unveröffentlichtes Drama.

²⁸⁴ Lilith Förster, geb. Lang (1891–1952), war die Schwester des Malers und Bühnenbildners Erwin Lang, mit dessen Familie die Michels gut bekannt waren.

[Gedruckter Briefkopf:
Hotel Krantz]
[Wien], 12. September [19]15.

Mein lieber Hugo

wir sind heute zum zweiten Mal auf einer flüchtigen Durchreise hier. Der Poldi war in Berlin bei Grenzverhandlungen²⁸⁵ und ich benützte die Gelegenheit nach Klenau zu fahren. Der Poldi will Dir schon lange schreiben, kommt aber nie dazu. Er freut sich herzlich über die ganze Art der österreichischen Bibliothek und auch darüber, daß er sie überall verbreitet findet. In seinem Namen soll ich Dich auch fragen, ob Du eine Auswahl aus Wallensteins Briefen zusammengestellt von Paul Thun²⁸⁶ aufnehmen wolltest; der Poldi hat mit ihm in Berlin darüber gesprochen.

Die verlorengegangenen Korrekturen meines Bandes sind mir schon längst nach Warschau nachgeschickt worden und an den Verlag zurückgegangen. Du hast einmal erwähnt, daß sogar ein Honorar, wenn auch ein geringes, zu erwarten ist. Sollte dies nicht erst vom Absatz abhängen oder von einer nachträglichen Abrechnung, bitte ich Dich es mir gütigst nach Warschau senden zu lassen, denn dort ist das Leben höllisch teuer und solche Geldzuflüsse, mit denen man eigentlich nicht gerechnet hat, sind da recht willkommen. Falls es aber jetzt nur in der Form eines Vorschusses zu haben wäre, so laß die Sache unberührt.

²⁸⁵ Im Zuge der siegreichen Sommerfeldzüge im Osten mußten sich die Bündnispartner Deutschland und Österreich-Ungarn über die Aufteilung der okkupierten polnischen Gebiete einigen. Bei den Berliner Verhandlungen ging es hauptsächlich um die Verwaltung der Hauptstadt Warschau. Die Österreicher, die eine gänzliche Eingliederung Polens an die Monarchie anstrebten, bemühten sich hauptsächlich um Möglichkeiten der Einflußnahme auf die polnische Bevölkerung durch eine angemessene Präsenz in der Hauptstadt, die aber unter den deutschen Machtbereich gefallen war.

²⁸⁶ Paul Graf Thun-Hohenstein (1884–1963) war Attaché an der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin. Als Nachfahre Wallensteins verfügte er über den Zugang zum Nachlaß, vgl. BW Thun-Salm, S. 239f. Sein Projekt konkretisierte sich allerdings nicht ganz, sondern es kam lediglich zu einem Beitrag im »Österreichischen Almanach«, vgl. Paul Thun: Grabschrift für Hauptmann Sp. In: Hugo von Hofmannsthal (Hrsg.): Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Leipzig [1915], S. 185.

Von Berlin erhielt ich schon vor mehreren Wochen die angenehme private Mitteilung, daß ich für den Roman den diesjährigen Kleistpreis erhalten werde; hoffentlich verwirklicht es sich.²⁸⁷

Der Ausblick in die Zukunft verspricht einige Erleichterung des Dienstes; die letzten Wochen standen wir unter Hochdruck.

In Aussee war Dir, wie es scheint, kein richtiges Sommerwetter beschieden und ich glaube sogar, daß Du schon nach Rodaun geflüchtet sein dürftest, so adressiere ich dorthin.

Wir fahren heute abends weiter ins Hauptquartier, wo die Berliner Verhandlungen noch fortgesetzt werden.²⁸⁸

Viel Herzliches von uns beiden

Dein

Robert

Adresse: Feldpost

(zugeteilt dem) Vertreter der österr.-ung. Regierung, Warschau, Jerozolimaska, 70

90. Hofmannsthal an Michel, Brief – Bad Aussee, 8.8.1916

8 VIII.1916

Bad Aussee

Obertressen 14

mein lieber Robert

ich denke Du warst vielleicht für kurze Zeit in Klenau, aber die Photo-

²⁸⁷ Der mit 1000 M dotierte Preis wurde von 1912 an jährlich durch die Kleist-Stiftung als »Ehrengabe aufstrebenden und wenig bemittelten Dichtern deutscher Sprache, Männern und Frauen« verliehen, vgl. Helmut Sembdner (Hrsg.): Der Kleist-Preis 1912–1932: Eine Dokumentation. Berlin 1968, S. 16. Im Jahr 1915 erhielten sowohl Michel als auch Arnold Zweig den Preis. Zu Hofmannsthals Glückwünschen vgl. BW Andrian, S. 223.

²⁸⁸ Mit dem Hauptquartier ist Teschen (tschechisch: Těšín; polnisch: Cieszyn) gemeint, wo die Bündnispartner Österreich-Ungarn und Deutschland am 13. und 14. 9. 1915 über die Abgrenzung ihrer jeweiligen Okkupationsgebiete östlich der Weichsel einig wurden. Die Stellung der Donaumonarchie in Warschau blieb hingegen weiterhin strittig; sie wurde erst am 14. 12. in Berlin durch die Unterschrift des Teschener Abkommens geregelt; zur politischen Lage in Polen siehe auch unten Anm. 291.

graphie des Bildes,²⁸⁹ von dem Du mir gesprochen hast, ist jedenfalls nicht an mich gekommen.

Nun wollt' ich Dir dies sagen: es scheint dass der Preis den man in Wien für die beiden Figuren »Gärtner u. Gärtnerin« bekäme, die mir dort durch Bisier²⁹⁰ um 3500 Kronen (1350 Rubel) angeboten wurden, doch ein wesentlich höherer wäre, nämlich etwa 5000 Kronen.

In diesem Falle würde ich sie ganz gerne kaufen zum Weitergeben. Würdest Du mir die beiden Porzellanfiguren, derer *jede circa 80 cm hoch u. recht schwer* ist, in 2 separaten Holzkisteln gelegentlich bei einer Reise nach Wien (sei es auch erst im Herbst) mitbefördern können? Ich würde das nur in der Form annehmen, dass wir »gemeinsame Jagd« machen u. Du 20 % vom Gewinn, falls ein solcher zu machen ist, als Deinen Anteil ansiehst.

Bitte schreib mir, ob Du diese Beförderung übernehmen würdest – sie *anders* zu schicken halte ich für schwer (eventuell durch den Handelsattaché? natürlich unter den obigen Bedingungen für Dich) erst dann würde ich an Bisier schreiben, ihm ankündigen, dass Du die Figuren für mich übernimmst.

Die Tasse habe ich gut hergebracht. Es wurden mir schon 2200 Kronen dafür geboten. Doch möchte ich sie nicht für Geld hergeben, allenfalls für einen anderen schönen Gegenstand.

Herzlich Dein

Hugo.

Bitte schreib mir ein paar Zeilen.

Viele Grüße der Schwester!

P. S. Ich habe das Gefühl dass es bald in Polen zu Entscheidungen kommen wird. Dies erinnert mich an ein Gespräch, dass ich dann gerne

²⁸⁹ Es handelt sich um die photographische Reproduktion eines Madonnenbildes, das zur Einrichtung Schloß Klenaus gehörte. Michel beabsichtigte, das Gemälde den Schloß-Mitbesitzern abzukaufen, um es ganz für sich zu haben.

²⁹⁰ Der Besuch beim Warschauer Antiquar oder Kunsthändler Bisier geht auf Hofmannsthals zweite Propagandareise in Polen (29. 6. bis 11. 7. 1916) zurück, deren Höhepunkt der am 7. 7. 1916 im Redoutensaal des Großen Theaters in Warschau gehaltene Vortrag »Österreich im Spiegel seiner Dichtung« war.

hinkäme.²⁹¹ Aber die nächsten 6 Wochen *nicht*! Habe endlich wieder eine Arbeit angefangen!²⁹²

91. Michel an Hofmannsthal, Brief – Warschau, 19.8.1916

Warschau, 19. August 1916.

Mein lieber Hugo

ich war damals wohl für einen Tag in Klenau, konnte aber keine Reproduktion der Madonna aufreiben. Mittlerweile wirst Du ja wohl meinen Brief erhalten haben, in dem ich Dir mitteile, daß es mir gelingen dürfte, das Gemälde etwa am 18. September nach Wien zu bringen.

Nach Erhalt Deines Briefes ging ich gleich zu Bisier, um die Transportmöglichkeiten der Figuren zu besprechen. Ich bin gerne bereit, sie nach Wien mitzubringen, und wenn alles nach meinem Wunsche gehn wird, könnten auch diese Figuren am 18. September in Wien sein. Meine Beteiligung beim Verkauf ist mir, so wie Du sie anregst, sehr willkommen, freilich müssen wir, was von allem Anfang an meine Absicht war, bei der Madonna ein ähnliches Arrangement treffen.

Als Deine Briefe ankamen, vermißte der Poldi einen an Prof. Paszkowski,²⁹³ umsomehr als sich dieser wiederholt erkundigt hat, ob Du von Dir hast schon etwas hören lassen.

²⁹¹ Hofmannsthal meint eine dritte, nicht zustande gekommene Reise in die besetzten Gebiete Polens. Die Verwirklichung dieses Planes machte er von der aus militärischen Gründen notwendigen und daher voraussichtlichen Einigung der Wiener und Berliner Regierungen über die künftige Gestaltung Polens abhängig. Tatsächlich wurden am 11. und 12.8.1916 Verhandlungen zwischen dem k. und k. Minister Burián und dem Reichskanzler Bethmann Hollweg durchgeführt, bei denen die Errichtung eines von den Bündnispartnern gemeinsam kontrollierten polnischen Pufferstaates beschlossen wurde.

²⁹² Im Sommer 1916 lassen sich vielfältige, meist qualvolle Bemühungen um Komödienstoffe nachweisen. Im August 1916 beschäftigt sich Hofmannsthal mit der Raimund-Bearbeitung »Der Sohn des Geisterkönigs«, vgl. SW XXI Dramen 19, S. 247. Auch gewinnt das Projekt der Molière-Nachdichtung »Der Emporkömmling« an Konturen, vgl. SW XXII Dramen 20, S. 172. Vom 20.8.1916 datiert darüber hinaus die erste Notiz zum Lustspiel »Timon der Redner«, unter dem vorläufigen Titel »Die Rhetorenschule«, vgl. SW XIV Dramen 12, S. 97. Schließlich sind die letzten Änderungen am Libretto »Die Frau ohne Schatten« dokumentiert, vgl. SW XXV.1 Operndichtungen 3.1, S. 140.

²⁹³ Wilhelm Paszkowsky, Hochschullehrer in Warschau, organisierte gemeinsam mit

Die Schwester hat sich mit Deinen Grüßen gefreut und erwidert sie schönstens.

Wir hatten gestern einen inhaltsreichen 18. August,²⁹⁴ der vorher manche Plage gekostet hat.

Die Eventualität Deiner neuerlichen Reise nach Warschau behalte ich im Auge und hatte hierüber mit Poldi schon ein vorbereitendes Gespräch, aus dem ich sein Einverständnis erkannte. Wenn der Schein nicht trügt, dürftest Du bis dahin noch Zeit genug für eine umfangreichere Arbeit haben.

Mit herzlichem Gruß

Dein

Robert

92. Hofmannsthal an Michel, Brief – Bad Aussee, 7.9.1916

Aussee. 7 IX

mein lieber Robert

Deinen Brief vom 1. IX. erst im Augenblick bekommen, also große Eile. Ich depeschierte an mein Bankhaus Delbrück Schickler u. Cie Berlin Mauerstrasse 66 Dich sofort für 1350 Rubel bei Ostbank zu accreditieren. Hoffentlich ist es erfolgt.

Du kannst die Figuren ab 12. IX in die Elisabethstrasse²⁹⁵ bei Kiki²⁹⁶ abstellen (auch das Bild eventuell). Ich bin erst 30. IX in Wien und erst nach dem 4. X fähig für den Verkauf des Bildes etwas zu tun.

Bezüglich meiner »Beteiligung« müssen wir noch sprechen, das ist ja ein ganz anderer Fall als bei einer Kleinigkeit wie die Porzellanfiguren. Wenn Du aber willst und ich wirklich etwas für den guten Verkauf des

Andrian und Michel Hofmannsthals Vortrag »Österreich im Spiegel seiner Dichtung«, den dieser anlässlich seiner zweiten Reise nach Polen am 7.7.1916 im Redoutensaal des Großen Theaters in Warschau hielt.

²⁹⁴ Am 18. August feierte man in Österreich-Ungarn den Geburtstag Kaiser Franz Josefs.

²⁹⁵ In der Elisabethstrasse Nr. 6, im I. Wiener Bezirk, wohnte Gertys Mutter Franziska Schlesinger, genannt Fanny. Hier pflegte Hofmannsthal in dieser Zeit zu übernachten, wenn er in der Stadt bleiben mußte.

²⁹⁶ Marie Kaemmlin, Erzieherin im Hause Schlesinger.

Bildes tun kann (was ja noch fraglich ist) so will ich auch kameradschaftlich etwas annehmen; aber nicht mehr als etwa 2 % maxim.

Bitte verständige mich wie lange Dein Urlaub ist und wo Du ihn verbringst.

Bitte gib acht auf die Figuren, ein abgeschlagener Kopf oder Arm würde sie völlig entwerten!

In Eile herzlich Dein

Hugo.

93. Michel an Hofmannsthal, Brief – Warschau, 9.9.1916

Warschau, 9. September 1916.

Mein lieber Hugo,

Die telegraphische Anweisung für das Geld kam gerade recht, denn ich werde wohl sehr bald, wahrscheinlich schon übermorgen abends abreisen. Ich werde jetzt zu Bisier gehn und den Auftrag geben, daß die Figuren am Montag reisefertig sind. Dienstag abends komme ich in Wien an und werde die Figuren in meiner Wohnung deponieren; dann fahre ich gleich weiter nach Klenau, meine Familie abholen. Freitag abends dürfte ich wieder in Wien zurück sein, werde aber schon Samstag wieder nach Warschau weiterreisen müssen. Um diese Zeit wirst Du wohl noch nicht in Rodaun sein. Dafür hoffe ich Dich das nächste Mal in Wien zu treffen, denn ich dürfte bald nach dem 20. mit dem Poldi etwa für 3–4 Tage nach Wien kommen (er vielleicht auch nach Aussee). Die Figuren werden jedenfalls in meiner Wohnung verpackt immer zu Deiner Verfügung stehn. Nun bin ich noch begierig, ob es mir gelingen wird, die Madonna mitzubringen.

Ich habe vor einigen Tagen den »Heiligen Josaphat«²⁹⁷ begonnen und die ersten Szenen gediehen recht leicht; nur hab ich so wenig Ruhe. Ich denke oft daran, ob Du Deine neue Arbeit glücklich weiterbringst.

Auf gutes Wiedersehn!

Dein Robert

²⁹⁷ Arbeitstitel für das Drama »Der Heilige Candidus«. Erstdruck: Robert Michel: Der Heilige Candidus. Schauspiel in 4 Akten. Berlin 1919.

Warschau, 26. Sept. 1916.

Mein lieber Hugo

Wir sind soeben nach Warschau zurückgekehrt. Ich freute mich mit Poldis Brief über Dich und auch von Frau Wassermann²⁹⁸ hörte ich Erfreuesendes über Dich.

Der Transport der Figuren ist hoffentlich vollkommen gelungen, denn unterwegs ließ ich sie nie aus den Augen und weiß, daß sie nicht die geringste Erschütterung zu erleiden hatten. Bisier sagte, die Kistchen sollen dort geöffnet werden, wo er »oben« aufschrieb. Dann sollen nicht die Figuren auf einmal herausgehoben werden, sondern zuerst soll das Heu kleinweise entfernt werden. Besonders sorgfältig müssen die Verpackungen der Hände entfernt werden. Für die Verpackung zahlte ich an Bisier noch 13 Mark.

Das Unternehmen mit dem Madonnenbild geht, wie ich es befürchtet hatte, nicht so leicht. Man müßte der Vormundschaftsbehörde mit concreten Angaben kommen. Da will ich den Transport nach Wien vorläufig nicht risquieren. Ich werde Dir nächstens in Wien die Photographie zeigen können und mit Dir das Weitere besprechen. Falls nichts dazwischen kommt, wird mich Poldi im November für etwa 3 Wochen beurlauben. Die Reise werde ich über Berlin machen. Wenn Du dorthin eine Sendung hast, kann ich Dir es besorgen (hierher mit Courier).

Bis zu meinem Urlaub könnte mein Stück fertig werden; jetzt bin ich beim Abschluß des ersten Aktes.

Ich freue mich auf ein gutes Wiedersehn.

Dein Robert

²⁹⁸ Julie Wassermann (geb. Speyer, 1876–1963) war Schriftstellerin und Übersetzerin, lebte in Wien und Altaussee. Sie war von 1901 bis 1915 mit Jakob Wassermann verheiratet. Zusammen mit Michel ist sie Mitverfasserin von: »Die Antwortenden. Briefe der Unbekannten an den Landsturmlieutenant« (Wien–Leipzig 1920).

Rodaun
12 X.

mein lieber Robert

ich dank Dir schön, die Figuren sind gut gereist. Lass mich doch durch eine Karte wissen, ob Du etwa im November in Berlin bist. Ich werde vermutlich Anfang u. Ende November auf der Hin- und Rückreise nach Schweden dort durchkommen.

Der Betrag von 13 Mark = 18 Kronen den Du für mich ausgegeben hast, möchte ich mir erlauben, durch Gerty an Deine Gattin überweisen zu lassen, sobald ich höre, dass sie wieder in Grinzing ist.²⁹⁹

Herzlich Dein

Hugo.

Dienstag

mein lieber, wünsche sehr Dich zu sehen bevor ich (Freitag abend) abreise, bin aber in schwerer Lage weil sich plötzlich ergab dass ich 2 ganz frische weitausgreifende unpolitische Vorträge mir entwerfen muss.³⁰⁰

Freitag bin ich in der Stadt, bitte mach es möglich, um 3^h in die Elisabethstrasse zu kommen!

Herzlich Dein

Hugo.

²⁹⁹ Nahe der Kaasgrabengasse in Grinzing (XIX. Wiener Bezirk) ließ Michel 1912 eine von Josef Hoffmann entworfene Villa erbauen, die er Ende 1913 bereits bewohnte; zwischen Ende 1923 und Anfang 1924 mußte er die Villa wieder verkaufen. Die Villenkolonie im Wiener Kaasgraben zählt zu Josef Hoffmanns bekanntesten Projekten in der Wohnbauarchitektur.

³⁰⁰ Der Anlaß zur Skandinavien-Reise, aus der die Vorträge, »Die Idee Europa« und »Freiheit und Gesetz«, sowie die Entwürfe dazu (vgl. GW RA II, S. 28–42) hervorgingen, ergab sich aus der Einladung der Stockholmer Studentenvereinigung, der sich im Juli 1916 auch die Studentenschaften der Städte Christiania/Oslo und Trondheim anschlossen, vgl. Lunzer, Hofmannsthals politische Tätigkeit (wie Anm. 250), S. 216–219.

[Gedruckter Briefkopf:
Hotel Adlon, Berlin W.
Unter den Linden 1
am Pariser Platz]

14¹ abends.

lieber Robert

Photographie erhalten, ebenso Mpt. Letzteres sofort gelesen. Eindruck einer starken Arbeit in der nun schon markierten Eigenart dieses Dichters. Man empfängt vielleicht mehr den Eindruck einer in Dialog u. Spiel umgesetzten Erzählung, als einer dramatischen Conception; woran dies liegt, kann ich nicht genau definieren. Das Besondere liegt in der sonst einem deutschen Dichter schwerlich erreichbaren Intimität mit dem klassisch-volkstümlichen, hierin liegt auch der spezifisch oesterreichische Wert.

Dies geht so weit, dass die Vorstellung einer Erstaufführung in polnischer Sprache in Warschau oder Krakau sich als Lösung des Problems – wo? u. wie? – aufdrängt.

Im Übrigen stehe ich nämlich diesem Problem ratlos gegenüber. Bei Kahane³⁰¹ habe unverbindlich angeklopft, aber wenig Praedisposition gefunden.

Hat Grossmann³⁰² keinen Rat gegeben? Ich bin der eigentlichen Theatersphäre ja wirklich fern! Die Münchner Kammerspiele?³⁰³ Sie sollen Gutes leisten u. Mut u. Initiative haben.

Sei mir nicht böse dass ich keinen gescheidten Rat geben kann: hätten wir ein Reinhardt analoges Unternehmen³⁰⁴ in Wien u. mit oesterreichi-

³⁰¹ Arthur Kahane (1872–1932) war Dramaturg bei Max Reinhardt am Deutschen Theater Berlin.

³⁰² Stefan Grossman (1875–1935), einer der prominentesten linksliberalen Publizisten seiner Zeit, war u. a. als ehemaliger Leiter der Wiener Volksbühne mit der Theaterszene gut vertraut.

³⁰³ Die Münchner Kammerspiele wurden 1911 als Privattheater gegründet und nahmen ein Jahr später im Münchner Lustspielhaus an der Augustenstraße ihre Arbeit auf.

³⁰⁴ Vermutlich sind die Kammerspiele gemeint, die Max Reinhardt 1906 an das Deutsche Theater Berlin anbauen ließ.

schem Geist, so läge die Lösung ja einfach. Immerhin wie ists mit der N. Wiener Bühne?³⁰⁵

Fällt mir bei weiterem Andenken etwas ein, so schreibe ich Dir aus Schweden.

Herzlich Dein

Hugo.

98. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 12.6.1917

12 Juni 1917

mein lieber Robert

in diesen Tagen sind es zwei Jahre her, dass wir in Krakau³⁰⁶ zusammen waren, und bald ein Jahr, dass wieder Warschau³⁰⁷ uns zusammengeführt hat. Einander wiederzufinden unter Freunden ist immer schön und freudig: es ist eines der reinsten unter den Geschenken des Lebens. Diesmal suchen Dich meine Gedanken im Süden, hoch droben in einer Gebirgskette, und unter den Kämpfenden und Gefährdeten³⁰⁸ – aber sie suchen Dich mit einer ruhigen Zuversicht und der Hoffnung, dass auch dies Deiner Seele ein Gewinn sein und Dich reicher und tiefer machen wird.

Ich denke oft an Dich. Meine Tage sind, nach Jahren wieder, von dem inneren Licht der Productivität erleuchtet, so wie von dem äußeren eines beständigen fast östlich klaren Himmels. So vermag ich mit dem Denken den von Geschick und Wechsel erfüllten Abgrund zu umfassen, der unser Leben ist, und kein Freund geht mir verloren, auch die nicht, die scheinbar nicht mehr bei uns sind.

³⁰⁵ Das im Januar 1866 eröffnete und 1934 demolierte Theater in der Wasagasse (IX. Wiener Bezirk) wurde zunächst Harmonietheater, erst seit Januar 1909 Neue Wiener Bühne genannt. Zur Zeit dieses Briefes war Dr. Emil Geyer Geschäftsführer und Leiter.

³⁰⁶ Zur ersten Polen-Reise, s. o. Anm. 280.

³⁰⁷ Zur zweiten Polen-Reise, s. o. Anm. 293.

³⁰⁸ Nachdem Andrian am 15.1.1917 von seiner Warschauer Stelle nach Wien zurück transferiert wurde, um dort als Referent für polnische Angelegenheiten des Ministeriums des Äußeren zu arbeiten, erbat Michel Anfang 1917 freiwillig die Fronteinteilung und wurde in das 4. Tiroler Kaiserjägerregiment eingereiht, das die Stellung auf dem Berg Pasubio in Tirol besetzt hielt; in dieser Verwendung blieb er vom 12.4. bis zum 12.9.1917.

Vor einem Jahr, in dem freundlichen Warschauer Zimmer mit dem Balcon, zu dem einmal nachts Deine Stimme und die eines schönen Wesens emporrief, hab ich zum ersten Mal Deine »Briefe eines Landsturmmanns«³⁰⁹ gelesen – nun sind sie wieder auf meinem Tisch und ich werde sie noch einmal lesen.

Poldy seh ich weit weniger als ich möchte; die Schuld liegt nicht an ihm u. nicht an mir; er hat beständig zu viel zu tun. Ich bewundere ihn sehr und in seinen Stärken wie in seinen Schwächen, hier anziehend wie dort erschreckend, bleibt er mir eines der merkwürdigsten Wesen. Ihn hätte man sich, wenn man ihn nicht kennen würde, gewiss nicht vorgestellt. – Ich gehe demnächst für eine Zeit nach Prag. Es ist gerade keine zwingende Nötigung, die mich hinführt: dennoch ist mir, als könnte u. dürfte ich es nicht unterlassen und als würde es sich dann öfter wiederholen müssen. Ich kann darüber nichts bestimmteres sagen, will aber diese innere Stimme nicht überhören.³¹⁰

Schreib einmal eine Karte, ob Dir die neuen Bändchen der oesterr. Bibliothek dort Spass machen würden.

Leb wohl mein lieber. Meine Gedanken werden immer oft zu Dir gehen, zu gewissen Stunden des Tages oder Abends oder frühen Morgens wie von selbst.

Dein Freund

Hugo.

PS. Es ist mir seltsam, dass dieser Rand von Tirol gegen die 7 Gemeinden³¹¹ hin mir immer schon – wie lang ist das her – gut 20 Jahre, etwas so eigen Geheimes u. Anziehendes war.

³⁰⁹ Bei dem in Warschau gelesenen Buch muß es sich um Michels 1916 bei S. Fischer erschienene »Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn« handeln. Hofmannsthal verwechselt das Buch offensichtlich mit dessen im Mai 1917 erschienener Fortsetzung (»Briefe eines Landsturmeleutnants an Frauen«, s. u. Anm. 313), die zur Zeit der Abfassung dieses Briefes druckfrisch auf seinem Tisch gelegen haben mußte.

³¹⁰ »Hofmannsthals Aufenthalt in Prag dauerte von 18. bis 25. Juni 1917.« Lunzer: Hofmannsthals politische Tätigkeit (wie Anm. 250), S. 241.

³¹¹ Auf dem Altipiano dei Sette Comuni oder di Asiago (Hochfläche östlich der Etsch/Adige in den Venetischen Voralpen) hatte am 10.6.1917 der massive Vorstoß der italienischen Sechsten Armee gegen die Tiroler Front eingesetzt, den jedoch die Österreicher am 25.6. abwehren konnten. Vermutlich hatte Hofmannsthal diese Gegend während seiner Fahrradtour durch Norditalien im August und September 1897 besucht.

Feldpost 395, am 27. Juni 1917.

Mein lieber Hugo

ein Couvert, an Dich adressiert, liegt auf meinem Tischchen, schon seit Dein lieber Brief eingetroffen ist, aber ich wartete mit dem Schreiben immer, bis die Antwort nicht zu kurz ausfallen müßte. Kämpfe in der Nachbarschaft bringen immer eine gewisse Spannung mit sich. Erstens besteht die Möglichkeit, daß sich der Kampf fortpflanzt oder daß man anschließend an die Reihe kommt, dann werden gleich auch alle Erfahrungen aus den neuesten Gefechten durchgearbeitet, Ausnützung der Fehler des Feindes, Vermeidung der Wiederholung eigener etc. Diesmal fiel das alles noch viel mehr in die Wagschale, weil auch ein Bataillon von uns, das aus der Reservestellung dorthin gezogen war, in der Nachbarschaft kämpfte. Eine Aktion führte es mit großem Glück durch, bei der zweiten wurde es vollständig aufgerieben. Es kam nur der Proviant-offizier mit der Trainmannschaft zurück und der Arzt. Sonst kein Mann und kein Offizier. Wie leicht hätte ich dabei sein können. War ich doch im Anfang meiner Dienstleistung bei diesem B. eingeteilt; und wäre mein Wunsch erfüllt worden, daß ich hätte ein Bataillonskdo erhalten, so wäre es wohl gerade dieses gewesen, weil es nicht in festen Händen war.

Seitdem der Schnee weggeht, wird die Existenz immer leichter. (In manchen Mulden liegt er immer noch 2–3 Meter tief). Nur mehr Sonne würde ich mir wünschen; es gibt fast immer Wolken oder Nebel. Freilich ist das vom militärischen Standpunkt eher günstig.

Daß Du produktiv bist, ist eine besonders freudige Nachricht. Das hat rasch gute Früchte getragen, daß Du Dich mit den Einrichtungen der Welt ins Handgemenge eingelassen hast.

Ich schreibe, seitdem ich (in der neuesten Stellung) nicht zu Zweit hausen muß, Schilderungen vom hiesigen Leben.³¹² Ich konzentriere mich dazu leichter als zur Lektüre. Trotzdem lese ich gerne manchmal

³¹² Robert Michel: Das kleine Fenster. In: Vossische Zeitung. Abend-Ausgabe 5.6.1917, S. [2–3]. Robert Michel: Unter dem Schnee. In: Vossische Zeitung. Abend-Ausgabe 12.6.1917, S. [2–3]. Robert Michel: Wasser für die Soldaten. In: Vossische Zeitung. Abend-Ausgabe 30.7.1917, S. [2–3]. Robert Michel: Wege in den Alpen. In: Vossische Zeitung. Morgen-Ausgabe 7.8.1917, S. [2–3].

ein Buch (wie jetzt die ganz wunderbare Cousine Bette Balzacs, nachdem ich vor zwei Monaten die gezwungene Seraphita gelesen hatte.) Durch den Erfolg meines neuen Buches³¹³ und durch allerlei andere Fäden verbindet mich auch die Literatur angenehm mit dem Hinterland.

Die neuen Bändchen der Österr. Bibliothek möchte ich sehr gerne haben, aber ich bin leider mit Büchern schon überladen. Dummerweise darf man nichts, also auch nicht ein Buch, von der Front zurücksenden. Vielleicht bist Du so gut und läßt sie an meine Frau (Klenau bei Klattau, Böhmen) senden. Von dort kann ich dann einen oder den anderen Band heranziehen oder ich finde sie dort im Frühherbst, zu welcher Zeit ich Urlaub zu bekommen hoffe. Auf der Hin- oder Herreise will ich den Poldi in Alt Aussee besuchen und hätte wohl auch die Freude Dich dort zu sehn.

Daß Du nach Prag gehn wirst, ist mir ein lieber Gedanke. Dieser Aufenthalt wird Dich gewiß noch scharfsichtiger machen für die innerpolitischen Zustände in Österreich. Geh einmal auf die Militärschwimmschule, leihe Dir einen Kahn aus und rudere unter die Karlsbrücke und noch weiter; da wirst Du die Stadt gut sehn. Auch von der Schwimmschule an der Sophieninsel aus wäre es nicht übel, aber da kannst Du kaum hingehn, weil Du nicht böhmisch sprichst.

Ich muß Dir auch noch von einem Unternehmen schreiben, das meine Gedanken oft zu Dir lenkt, weil es eigentlich durch Dich angeregt war.

Eben bekomme ich von der Post Briefpapier, so sattle ich um.

In Warschau ging ich nach Dir noch viel zu den Antiquitätenhändlern und erkannte immer mehr, daß Warschau ein ganz ungewöhnlicher Boden für alte schöne Dinge ist, besonders für Porzellan. Auf diesen Gängen begleitete mich manchmal ein Beamter aus unserem Amt, ein Reserveoffizier, der früher Militärakademiker und aktiver Offizier gewesen war. Er interessiert sich für Antiquitäten schon von seinem Posten in Rom her. Seinen Einkäufen nach erkannte ich, daß er sich einen wirklich guten Blick erworben hatte, und vor allem, daß er eine sehr glückliche Hand hat. Wir machten oft den Scherz, daß wir zwei uns zu einem Antiquitätenhandel vereinen müßten. Als ich dann wegkam, machten wir aus dem Scherz Ernst. Unser Geschäft geht zu gleichen

³¹³ In Mai erschien: Robert Michel: Briefe eines LandsturMLEutnants an Frauen. Berlin 1917.

Teilen. Seine Aufgabe ist der Einkauf, meine die Finanzierung und der Verkauf in Wien. Ich habe ihm einige Tausend Kronen gegeben und er schickt schon fleißig Sachen. Eine Serie davon hab ich schon ans Dorotheum³¹⁴ gegeben, denn unter den jetzigen Umständen kann ich leider keine weniger grobe Methode einschlagen. Es waren darunter zwei Affen aus der berühmten Meißner Affenkapelle,³¹⁵ ein komplettes böhmisches Kaffeeservice, Anfang voriges Jahrhundert etc. Zur Auktion kommen die Sachen erst im Herbst. Zwei neue Sendungen seither scheinen noch Besseres zu enthalten. Die Einkäufe sind meist sehr günstig, weil er nicht zu großen Händlern geht, sondern hauptsächlich mit Trödlern und Juden arbeitet, die in den Häusern herumgehn. Überdies hab ich ihm dort verschiedene gute Verbindungen geschaffen. Uns Beiden ist ja dabei nicht besonders um den Gewinn zu tun (Schaden werden wir jedenfalls keinen haben), uns macht schon die Sache an sich sehr viel Freude. Er will sich dabei gründlich schulen, weil er später wirklich ein Antiquitätenhändler werden möchte, und ich werde mir wohl auch gute Kenntnisse aneignen. Überdies hoffen wir auf diesem Wege auch einige schöne Sachen für uns zu erwerben.

Erzähle davon nichts dem Poldi, weil der Betreffende doch in seiner Machtsphäre ist und es nicht abzusehn ist, wie er es aufnimmt. Ich werde es ihm nach dem Krieg vorsichtig beibringen.

Es wird mich herzlich freuen, wenn Du mir gelegentlich wieder Nachricht von Dir gibst. Leb wohl, lieber Hugo, ich bleibe

Dein Freund

Robert

P.S. Schwester Frieda liegt krank im Vereinskrankenhaus in Bremen, Angina und überarbeitet; es geht aber schon besser. Jedenfalls wird sie bis zum Herbst ausspannen. R

³¹⁴ Das am 14.3.1707 von Kaiser Joseph I. gegründete Leihhaus wurde in der Jahrhundertwende eingehend erneuert: Es erhielt einen prunkvollen Sitz im neuen Palais in der Dorotheergasse (I. Bezirk) – daher der Name – und wurde durch ein Versteigerungsamt erweitert, in dem Pretiosen höheren Wertes feilgeboten wurden.

³¹⁵ Die 22 Stück umfassende, zwischen 1747 und 1764 entstandene Serie der Affenkapelle entsprang der Phantasie des Modellmeisters Johann Joachim Kaendlers (1706–1775) und dessen Mitarbeiters Peter Reinecke (1715–1768). Die Meißner Porzellanmanufaktur besteht seit 1710 und ist somit die älteste Europas.

Rodaun 11. VII
(ab 13 VII. Aussee
Obertressen 14.)

mein lieber Robert

Dein Brief hat mich recht bewegt. Mit der großen Drohung, die Dich so nah bedroht hat, und all dem Übrigen, von dem Du mir erzählst, trägt er so ganz in sich die ungeheuerliche Mischung dieser Tage, die unseren Enkeln so phantastisch vorkommen werden.

An der Jagd nach schönen alten Dingen, die Du da in Warschau anstellst, nehme ich neugierigen Anteil – wie sollte ich denn nicht, ich bin doch selbst solch ein Jäger, mehr ein passionierter, als ein gerade besonders glücklicher. So habe ich meine Not gehabt die zu teuer gekauften zwei großen Figuren, die Du mir herzuschaffen so gut warst, nach durchgeführter Reparatur mit einem wenigstens nur ganz kleinen Verlust wieder loszuwerden. In anderen Fällen war ich geschickter oder glücklicher.

Ich hoffe Poldy in wenigen Tagen in Aussee zu sehen und ich werde ihm gewiss nichts von Deiner commerciellen Unternehmung sagen – musst Du ihm denn überhaupt je davon sprechen? nun, höchstens *nach* dem Krieg, wie Du schreibst.

Ja, Prag war mir ein großer Eindruck, in jedem Sinn. Die wundervolle unvergleichliche alte Stadt, und doch noch stärker diese tschechischen Menschen, und was sie bewegt u. wie stark bewegt u. verbindet, und die große Kraft in alledem. Darüber kann man nicht so leichthin sprechen, mein Eindruck ist so stark, so complex, dass er sich noch beruhigen muss bevor ich ihn wiedergeben kann. Vielleicht werd ich auch zu Poldy noch sehr wenig davon sprechen; je nachdem er aufnahmefähig ist.

Ich will mich in Deine Warschauer Sache nicht hineindrängen, aber passioniert u. neugierig wäre ich schon sehr darauf, ich bin ja so ein Porzellannarr, und als Zwischenglied u. Vermittler könnte ich doch, glaube ich, nützlich^{*)} sein. Willst Ds nicht arrangieren, dass ich, etwa im Herbst, das bis dahin aufgestapelte sehen darf, bevor darüber verfügt ist, u. etwa einen Rat geben, oder auch ein oder das andere Stück selbst oder für Freunde erwerben? Es würde mir nur großen Spaß machen. – Leb wohl,

bleib gesund, dann war ja auch diese Phase gut. Ich glaube trotz aller Verworrenheit an das kommende Ende.

Dein Hugo.

*) Vielleicht wäre das besser, als das Dorotheum! Übereil nichts!

101. Michel an Hofmannsthal, Brief – Berg Pasubio, 16.7.1917

16. Juli 1917.

Mein lieber Hugo

es freut mich herzlich, daß Du Dich für das Warschauer Unternehmen interessierst. Ich werde es gerne so einrichten, daß Du im Herbst alles zu sehen bekommst. Im Dorotheum sind ja nur einige Sachen unterge-



bracht, die schon mit mir von Warschau mitgekommen sind. Seither sind wieder drei Sendungen eingetroffen und die Hauptsendungen kommen erst im Herbst. Ich werde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mir einige Winke geben können wirst; denn das Dorotheum fasse ich nur als Aushilfe auf, so lange ich mich nicht intensiver damit abgeben kann. Ich werde aber jede andere Gelegenheit gerne aufgreifen. Ich möchte Deine Anteilnahme gleich ausnützen und verschiedene Ratschläge von Dir erbitten. Vor allem möchte ich gerne Deine Ansicht bezüglich der Reparaturen erfahren. Die ersten Sachen haben wir ohne Reparatur gelassen. Nun hat aber mein Kamerad in Warschau einen vorzüglichen Reparaturor entdeckt und daraufhin habe ich ihn angewiesen, jedes beschädigte Stück gleich dort ausbessern zu lassen. Ich ging von der Annahme aus, daß der Wert für den Kenner durch die Reparatur, die er gewiß erkennt, sicher nicht beeinträchtigt wird. Auf andere Käufer kann die Korrektur von günstigem Einfluß sein. Dann wollte ich Dich auch wegen eines Buches über Wiener Porzellan fragen. Mein Kamerad hat wohl verschiedene Bücher über Porzellan, aber er sagt, daß seines Wissens ein Spezialwerk über »Wiener Porzellan« existiert, das viele Abbildungen auf Tafeln enthalten soll. Näheres weiß er nicht darüber; aber er möchte es sich sehr wünschen. Könntest Du mich auf die Spur dieses Buches bringen? In den letzten Tagen haben wir ein großes altes Bild »Raub der Sabinerinnen« erworben und eine

sogen. »Sorbetschale«, ein Gefäß mit einem Deckel und zwei Henkeln, Altwien, 1776, weißer Grund mit sehr guten Kornblumen, auf dem Deckel überdies aufgesetztes Reliefblattwerk. In Aussicht ist eine 50 cm hohe Sèvresvase mit Miniaturmalerei (Schlachtbild); sie soll sehr schön sein, der Rand allerdings etwas abgeschlagen. Vorläufig ist sie zu teuer, 80 Rubel. Das ist eben auch das Elend, der schlechte Kronenwert. Ich bekomme jede Woche einen Bericht mit ausführlichen Beschreibungen und kann doch einigen Einfluß auf die Einkäufe ausüben. Das macht mir viel Spaß.

Daß Dir meine Vaterstadt wieder einen tiefen Eindruck gemacht hat, freut mich ungemein. Wir haben im Rgt ziemlich viel tschechische Mannschaft und Offiziere. Wenn ich in der letzten Zeit manchmal mich des Tschechischen bedient hab, hab ich mich jedesmal Deiner erinnert.

Der erste Brief Poldis aus Aussee klingt nicht gut; er scheint sich wieder mit einer Hypochondrie herumzuschlagen.

Mir geht es jetzt, besonders seitdem wir besseres Wetter haben, recht gut. In der nächsten Zukunft erwarten mich Veränderungen, worüber Dir wohl Poldi erzählen wird.³¹⁶ Auch ist es ein wenig ruhiger geworden; obwohl es an diesem Frontpunkt nie ganz ruhig werden kann wie an manchen anderen Frontteilen. Hier ist eben ein kritischer Punkt erster Ordnung und da geht die Kampftätigkeit nie aus. Die Batterien, die für alle Fälle bereit sein müssen, probieren täglich mit einigen Schüssen die Zielelemente aus und Mineneinschläge gibt es auch täglich. Daß die Posten sich gegenseitig fortwährend beschießen, ist hier ständiger Brauch.

Leb wohl lieber Hugo

Dein Robert

³¹⁶ U. a. die Beförderung zum Major, siehe unten Anm. 318.

31. Juli 1917.

Mein lieber Hugo

Seit 24 Stunden gibt es hier ein Gewitter nach dem anderen. Ich bin in einer abscheulichen Umgebung. Über einer öden Mulde an einen felsigen Hang sind zahllose Hütten hingeklebt, scheinbar gedeckt, ungedeckt gegen steileinfallende Minen und Mörsergranaten. Es ist wie in einem kleinen Industriezentrum. Motore surren und Bohrmaschinen, ununterbrochen wird gesprengt und ein grauslicher Betrieb von Tragtieren und Trägerkolonnen setzt Tag und Nacht nicht aus. Über unseren Köpfen ist jener berühmte Gipfel, jener kritische Punkt der ganzen Tiroler Front. Auf wenige Distanz über eine flache Einsattlung ist der zweite Gipfel des gleichen Berges, den haben die Italiener.³¹⁷ Die sind ähnlich eingebaut in das Innere des Berges wie wir und zahllose Minenwerfer, Mörser, Maschinengewehre und weiterhin schweres Geschütz stehen ihnen bereit, wenn es losgehen sollte. Wenn es von ihnen aus losgehen sollte, d. h. sobald das italienische Trommelfeuer einsetzt, versteckt sich oben in den Stellungen und hier unten alles in sichere Kavernen, nur die Posten geben acht, von denen auch viele sicher eingebaut sind. Aber meine Kompagnie hat in diesem Falle die Pflicht, schwarmweise oder wie immer möglichst rasch zur Verstärkung oben einzutreffen. Daß durch das Sperrfeuer die wenigsten hinaufkommen, ist wohl sicher. So sitze ich hier wie auf einer Mine, für die schon die Lunte brennt. Kein Mensch weiß aber, wie lang die Lunte ist. Wahrscheinlich wird schon ein anderer auf meinem Platz sitzen, bis sie zu Ende gebrannt ist, oder vielleicht gar schneidet sie die Friedensschere durch, bevor es zum Krachen kommt.

Seit einigen Tagen ist es hier viel ruhiger geworden. Geschossen wird nur ganz vereinzelt. Freilich kommt es trotzdem vor, daß etwa, wie gestern, ein Posten durch die Scharte einen Schuß bekommt und tot hinfällt. Meine Kompagnie wird fast ausschließlich für Arbeiten verwendet, für das Ausräumen gesprengten Gesteins aus Kavernen und endlosen Stollen. Ich selbst hab fast nichts zu tun.

³¹⁷ Die Front auf dem Berg Pasubio: Die feindlichen Heere postierten auf zwei entgegengesetzten Bergplatten, der Italienischen und der Österreichischen Platte (Dente Italiano und Dente Austriaco).

Ich bin jetzt sehr guter Laune, weil doch der August vor der Tür steht, der mir so viel Gutes bringt. Erstens bringt er den Goldkragen³¹⁸ und vor allem wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen einen dreitägigen Urlaub. Da reichlich Reisetage eingerechnet werden, kann ich fast eine Woche lang in Klenau sein.

Heute schreibe ich Dir hauptsächlich deshalb, weil es in der Porzellanaffaire eine Neuigkeit gibt, die mich vor einigen Tagen in helle Aufregung versetzt hat. Mein Kamerad hat bei einem Sammler, dem er einiges abgekauft hat, eine prachtvolle Sammlung von Porzellanfiguren ersten Ranges gefunden. Es sind 50 Stück, alle gut, alle alt, manche sogar sehr alt. Die meisten sind Meissner, viele Berliner, 3 Wiener, 3 Höchst, 6 russisch etc. Er schreibt: 1 Kavalier (Wien,³¹⁹ wundervoll), 1 Harlekin (Meißen), ein Kürassier (Meißen, außerordentlich gut), 1 »Afrika« (Meißen, aus der Länderserie), 1 »Musik« (Meißen) 3 Marktwiiber (Meißen), 2 große unbemalte Gruppen (50 cm hoch, Berlin)³²⁰ etc. etc. Der Sammler möchte es nicht gerne sehen, daß die Sammlung aus dem Königreich³²¹ hinauskommt, da sie einzig in ihrer Art sein soll. Einzelne Stücke will er absolut nicht verkaufen, wäre aber geneigt die Sammlung als ganzes abzugeben. Vor dem Krieg konnte er sich nicht entschließen, sie um 8.000 Rubel zu verkaufen. Der Preis, auf den wir uns voraussichtlich einigen könnten, wäre 10.000 Rl (etwa 40.000 K). Ich schrieb meinem Kameraden, daß wir uns vorläufig von der Höhe der Summe nicht abschrecken lassen dürfen. Wenn unsere jetzigen Käufe annähernd 10.000 K ergeben würden, könnten wir an das große Geschäft denken. (Denn erstens wäre für den schlimmsten Fall durch die 10.000 K ein eventueller Verlust sicher gedeckt.) Zu den 10.000 K würde ich weitere 10.000 K wohl aufreiben können und für die zweite Hälfte ließe sich vielleicht ein Arrangement treffen, daß sie erst nach einiger Zeit zu bezahlen wäre. Mein Kamerad calculiert so: 10 Stück sind so gut, daß sie ohne jeden Zweifel 20.000 K ergeben *müßten*. Für die restlichen

³¹⁸ Am 1.8.1917 wurde Michel zum Major befördert.

³¹⁹ Die Wiener Porzellanmanufaktur ist die zweitälteste Europas nach Meißen, wurde 1718 gegründet und bestand bis 1864.

³²⁰ Die erste Berliner Porzellanmanufaktur wurde 1751 eröffnet. Ihre Blüte erreichte sie 1763 unter Friedrich dem Großen.

³²¹ Mit Königreich Polen, auch Kongreßpolen genannt, ist der vor Kriegsbeginn von Russland abhängige Teil der polnischen Gebiete gemeint.

40 Stück noch 20.000 K zu bekommen, wäre eine Leichtigkeit. Freilich müsse man bedenken, daß auch für 2 Figuren etwa 12.000 K zu erzielen wären. Es sei nichts außergewöhnliches, daß jetzt gute Figuren in Auktionen bei einem Ausrufpreis von 500 K bis 8000 K und mehr steigen. Ich gab ihm die Weisung, vorläufig von der Sammlung nicht abzulassen und den eventuellen Kauf erst für den Dezember in Aussicht zu stellen. Als Vorarbeit soll er trachten von jeder einzelnen Figur eine gute Photo zu beschaffen und sie mit einem Begleittext versehen: Fabrik, Jahr, Farben, Maße etc. etc. an mich zu schicken. Vielleicht ließe sich schon auf dieser Basis einigermaßen Sicherheit gewinnen, ob man sich einlassen kann oder nicht. Wir ziehen übrigens auch in Erwägung, ob wir nicht zum Abschätzen an Ort und Stelle einen Fachmann engagieren sollen.

Er hat wieder einige interessante Käufe gemacht, darunter einen kleinen Tisch, ganz von Porzellan. Die drei Füße sind aus je drei Teilen zusammengesetzt und diese Teile von verschiedenen Fabriken. Unter manchem anderen hat er auch eine Kaffeeschale, Marke Belvédère, erworben. In Warschau selbst war nämlich unter August³²² eine Porzellanfabrik, die über die Anfänge nie hinausgekommen ist; ihre Erzeugnisse waren eigentlich mehr glasiertes Steingut als Porzellan. Dieses polnische Porzellan ist sehr geschätzt. Die Färbung – chocolatebraun mit silberner Verzierung – soll sehr originell sein, und die Formenbildung bei dieser Art überhaupt eine sehr gute. Wir haben schon einige Stücke Nieborów.³²³

Ich hoffe, daß Du mir meine Bitte aus meinem letzten Brief um Angabe des betreffenden Buches über Wiener Porzellan wirst erfüllen können.

Mit herzlichen Grüßen

Dein

Robert

³²² August II. der Starke (1670–1733) war Kurfürst von Sachsen und – von 1697 bis 1706, dann wieder von 1709 bis 1733 – König von Polen. Auf sein Betreiben ist die Errichtung der ersten europäischen Porzellanmanufaktur zurückzuführen, welche in Meißen gegründet wurde.

³²³ Nieborów liegt ca. 90 km südwestlich von Warschau und ist einer der berühmtesten Barock-Paläste in Polen.

mein lieber

eben heute war ich willens, an Dich zu schreiben, dachte lebhaft an Dich, da kam, wie es oft zu geschehen pflegt, Dein lieber Brief, vom 31. VII. Deine Situation dort ist nicht spassig, Du aber bist guten fröhlichen Mutes und das ist das A u. Ω vor dem sich schließlich auch die Schicksalsmächte beugen. Ähnlich gute Karten u. Briefe bekomme ich von Max Mell, der sich, hinter den Russen dreinmarschierend, gar nicht genug von Eindrücken u. Bildern aufnehmen kann.

Über Deinen Wunsch nach einem Buch über das Wiener Porzellan hab ich Beer Hofmann consultiert, aber wir waren uns darüber einig, dass wir nicht recht wissen welchen Zweck Du mit dem Buch im Auge hast. Um die Marke kann es sich nicht handeln, die sagt ja nichts, gerade gefälschte Stücke haben meist eine saubere Marke – also wohl um Bilder von Porzellan? Ein teures unhandliches Prachtwerk über Alt-Wien giebt es sicher, für die Museen bestimmt, aber was willst Du damit? Die Ähnlichkeit zwischen dem gefälschten Gegenstand u. der Abbildung wird ja immer bestehen – Du oder Dein Kamerad solltet ja nicht davon abgehen, dass man nicht nach der Bildung kaufen kann (oder nur nach allmählich selbsterworbener) und dass im Anfang das Gefühl, der Geschmack, der flair für alles eintreten müssen. Auch wenn ein Stück echt ist kommt alles auf das Individuum an, ein Meißner Harlekin kann 1000 M wert sein, ein anderer der gleichen Epoche 5000, ein Teller aus der Epoche Kändler³²⁴ 2000, die Wiederholung des gleichen aus der Epoche Marcolini³²⁵ nur 400, gar nicht immer ist das ältere das geschätztere, von Wien wird 1810 viel höher geschätzt als 1780, dann wird wieder 1730 (vor der Marke) ganz *enorm* geschätzt. Ich habe viel gesehen, weiß einiges, unendlich wenig, und würde nie anders als nach dem Gefühl kaufen. Übung ist das entscheidende. Die Kollektion scheint ja sehr verlockend, sie kann leicht *mehr* als 40,000 Kronen wert sein – aber man kann auch hängen bleiben. Es ist nicht immer leicht, zu realisieren. Die Tasse Wien

³²⁴ Siehe oben Anm. 315.

³²⁵ Camillo Graf von Marcolini (1739–1814) war von 1774 bis 1814 Direktor der Meißner Manufaktur.

1810 die ich voriges Jahr um 1400 Kronen kaufte, ist unstreitig heute 2500–3000 wert, jeder Kenner wird mir sie so schätzen, aber wer wird mir das Geld auf den Tisch legen, das ist was anderes. Wollte oder müsste ich sie augenblicklich verkaufen, so müsste ich vielleicht froh sein, 1200 dafür zu nehmen. Gärtner u. Gärtnerin die ich um 3200 Kr. kaufte, wären 10,000 Kr. wert gewesen, wenn sie, wie die frühesten Exemplare dieser Gruppe immer haben, jede einen mitgegossenen porzellanen *Korb* gehabt hätten; so da sie statt dessen eingeschraubte cache-pots hatten u. man außerdem merkte, dass ich sie los sein wollte, musste ich froh sein, mein Geld annähernd wiederzubekommen.

Darum lässt sich wenig raten u. sagen, – so lebhaft ich mich auch, und so gerne, an der Jagd mitbeteilige, – bevor man Einkäufe gesehen hat, und dadurch einen Rückschluss auf den Blick u. die gute Hand des Einkäufers gemacht hat. Als Berater könnte vielleicht der gewisse adelige Domherr oder Abbé in Frage kommen, dessen Name mir nicht einfällt, er hatte schöne Objecte u. ist gewöhnt unterm Preis einzukaufen.

Der Tisch mit Bestandteilen aus *drei Fabriken* ist mir sonderbar, auf polnisches Porzellan u. polnische Fayancen hab ich großes Zutrauen, ich habe bei Bisier sehr schöne Vasen der polnischen oder polnisch-schlesischen Fabrik gesehen, leider fällt mir der Name nicht ein. Ich selber fange an, Fayencen zu sammeln, für ein eventuelles künftiges Landhaus,³²⁶ Strasbourg,³²⁷ Holics³²⁸ u. was immer, ich würde sehr gerne solche kaufen, und manche andere auch.

Auf den goldenen Kragen freu ich mich für Dich u. mit Dir. Mit Poldy hatte ich nur wenige, aber gute u. reiche Gespräche. Er schien mir von Hypochondrie angeblasen, bald aber wieder frei.

Ich arbeite mehr u. mit größerer Anspannung als seit Jahren,³²⁹ bin aber, eben darum für alles, was mir nahe geht oder Freude macht oder meine Hilfe braucht, völlig geöffnet.

³²⁶ Es könnte sich um das Ferienhaus in Bad Aussee (Obertressen Nr. 6) handeln, das die Hofmannsthals ab 1919 bewohnten.

³²⁷ Die 1721 gegründete Straßburger Fayencefabrik bestand bis 1754.

³²⁸ Auch Hollitsch genannt: die 1743 eröffnete Fayence-Manufaktur im Schloss Holics auf dem historischen Gebiet Ungarns (heute Slowakei).

³²⁹ Die Beschäftigungen Hofmannsthals reichten von der Herausgabe des dritten Bandes der »Prosaischen Schriften« zur Fertigstellung der Prosafassung der »Frau ohne Schatten«, vgl. BW Mell, S. 125, sowie zur Arbeit am »Schwierigen«, vgl. SW XII Dramen 10, S. 157.

Schreib in welchem Sinn Du das Buch brauchst u. sei von Herzen
gegrüßt

von Deinem alten Freund

Hugo.

104. Hofmannsthal an Michel, Brief – Bad Aussee, 27.9.1917

Aussee 27 IX

mein lieber Robert

mit Deiner Ernennung zum Major ist auch mir eine große Freude zu Teil geworden, wie sonderbar erscheine ich mir selber, dass ich sie so verspätet zum Ausdruck bringe.

Du wirst es verstehen wenn ich Dir sage, dass ich seit Ende Juli an einer Comödie³³⁰ arbeite, und dass mir Arbeiten mit reifenden Jahren immer etwas Complexeres, Anspannenderes und beinahe Überwältigendes wird, aber nicht weniger reizvoll und von Hoffnung durchleuchtet als in früheren Jahren.

Ich las Deine Ernennung, da war ich schon im Zuge, Dir zu schreiben, da sagte mir Zifferer Du wärest noch nicht in Klattau, erst demnächst – so wollte ich es auf »demnächst« verschieben, aber die Tage, die Wochen flogen unter der Arbeit hin wie abgebrannter Zunder, also lass mich Dir jetzt die Hand drücken, u. gib mir auf einer Karte ein Lebenszeichen. Wie gespannt bin ich, zu wissen, wo Dein Geschick Dich jetzt hingeführt hat.

Ich bin hier bis Mitte October, dann in Rodaun.

Dein Hugo.

³³⁰ Wohl »Der Schwierige«.

Wien XIX/5, Kaasgraben
27. Spt. 1917.

Mein lieber Hugo

Deinen lieben Brief vom Anfang vorigen Monats wollte ich sehr ausführlich beantworten, kam aber, weil ich immer in Bewegung war, nie dazu. Zuerst kam eine kurze Absentierung nach Klenau-Wien; dann Rückkehr und Major; gleich darauf eine kurze Kommandierung nach Trient; schließlich ein längerer Urlaub, kaum war er aber angeschnitten, ereilte mich die Transferierung zu 84, wohin ich sofort einrücken mußte. Das Rgt ist sehr schön, es steckt im Nordostwinkel von Galizien. Dort gefällt es mir weitaus besser als in meiner früheren Stellung.

Über unsere Einkäufe hab ich jetzt volle Übersicht. Die Aktion leidet noch an Kinderkrankheiten, aber gerade für Porzellan und Fayencen scheint mein Kamerad eine wahrhaft gute Hand zu haben. Ich brenne schon darauf, was Du dazu sagen wirst. Wenn ich selbst jetzt voll darin tätig sein könnte, so müßte bald der schönste Schwung hineinkommen. Da ich aber Anfangs November wieder einrücke, so sieht die Sache von dieser Seite nicht gut aus. Ich hätte am liebsten deshalb alles dem Dorotheum überlassen. Aber dort ist eine solche Überfüllung, das vor Neujahr nichts Neues mehr angenommen wird. Die kleine Serie, die ich im Frühjahr hingegeben habe, kommt erst im Laufe der nächsten Monate daran. Ich werde mich jetzt bei Wawra³³¹ über die Auktionsmöglichkeiten orientieren. Es wäre schade, wenn in W. eine Stockung eintreten müßte, weil dabei gute Verbindungen verloren gingen. Eine Beratung mit Dir wird mir wohl auch hierin sehr von Nutzen sein. Hoffentlich kommst Du recht bald.

Ich freue mich herzlich

Dein

Robert

³³¹ Wiener Auktionshaus.

1. X.

mein lieber Robert

indess ich Dich in Gedanken überall in der Welt suchte nur nicht im Kaasgraben,³³² kam mir Dein lieber Brief zu. Inzwischen wird Dir Poldy mein Zetterl, Glückwunsch zum Major u. Freude Dich nicht mehr in der Pasubio-Stellung zu wissen, übermittelt haben.³³³

Für heute nur kurz, weil ich beständig sehr angespannt arbeite.³³⁴ Ich bin spätestens 17 X in Wien u. sehr bereit, Dich nach Besichtigung des Porzellans zu berathen. Lass Dich nur, wenn ich raten darf, bis dahin nicht sehr mit Händlern, Auktionsveranstaltern etc. ein, sie sind einmal gewohnt, 300/400 % Nutzen zu nehmen, jetzt auch 600, und den Künstler oder den *privaten Verkäufer* vollkommen einzuzwicken. Dagegen habe ich viele Bekannte, die etwa Porzellan aus erster Hand kaufen, eventuell könnte ich Dir dann paar Tausend Kronen à conto *sofort* verschaffen oder geben, damit das Einkaufen nicht ins Stocken kommt. Mich interessierst ja selber sehr, bin ja ein großer Porzellan-narr. Dein Hugo.

Rodaun, 21. IV. 19.

mein lieber Robert

krank im Bett liegend, habe ich Dein Buch »Gott u. der Infanterist«³³⁵ in großer Ruhe u. Sammlung gelesen, und sehr reine Freude daran gehabt. Es ist ein ausgezeichnet schönes Buch und vielleicht das einzige *schöne* unverzerrte Buch, das, mindestens auf dieser Seite, aus den Begebenheiten dieses Krieges entstanden ist. – Da sagen die Leute, und schreien es aus, es gäbe kein oesterreichisches Wesen, das sei alles Schein – aber dies eine

³³² Zur Michelschen Villa im Kaasgraben siehe Anm. 299.

³³³ Es handelt sich vermutlich um Brief Nr. 104. Pasubio liegt an der Grenze von Venetien und Trentino, ca. 30 km Luftlinie östl. des Gardasees.

³³⁴ Wiederum muß sich Hofmannsthal auf den »Schwierigen« beziehen, vgl. Anm. 330.

³³⁵ Michel: Gott und der Infanterist (wie Anm. 49).

Buch schlägt ja all solches Geschrei nieder. Nirgend anders auf der Welt konnte dieses Buch entstehen und aus dem Furchtbaren u. Grässlichen das Milde und Gute hervortreten lassen.

Wunderschön ist der Parallelismus des Motivs zwischen der ersten u. letzten Geschichte. Aber noch vieles Andere ist sehr schön, das ich jetzt nicht aufzählen kann. (Am wenigsten lieb war mir vielleicht das kurze Stück »Mutter Marie« und das Hereintreten des Galanten oder verliebten Elementes in diese Welt.) Sehr gerührt hat mich, wie das Wort und der Begriff, »Demut«, dieses seltene Wort u. dieser seltene hohe Begriff, ungezwungen immer wieder auftaucht.

Mein lieber Robert, es kommt mir manchmal vor als ob Du Dich blenden u. ängstigen ließest durch das unruhige Wesen des litterarischen Marktes und der augenblicklichen, nie wesentlichen Geltungen und als ob Du öfter in Sorge wärest um die Geltung Deiner eigenen Arbeiten in diesem Bereich. Dazu hast Du keine Ursache. Deine Arbeiten sind etwas wirkliches, aus wirklichem Talent entsprungen, aus einem reinen volksnahen Wesen, aus dem tiefen Verstehen der Volksnatur und der Tiernatur und der Landschaftsnatur. Der Bildungssprache bedienst Du Dich nicht wie ein Virtuose, aber mit einer reinen erworbenen Sicherheit und vermagst in ihr sehr rein u. deutlich das auszudrücken was Dir vor der Seele ist, ohne Übertreibung und Verzerrung. – Du hast alle Ursache froh u. zufrieden zu sein. –

Dein Freund

Hugo.

108. Hofmannsthal an Michel, Brief – Ferleiten, 7.8.1919

Ferleiten, den 7 August 1919.

mein lieber Robert

es drückt mich schon lange, dass ich Deinen guten ausführlichen Brief im Juni unbeantwortet gelassen habe. Verzeih mir, mein Lieber. Ich war gar nicht gesund und ich konnte mir so wenig abgewinnen. Hier in einer großen Einsamkeit, fünfzehn Stunden des Tages allein, ohne Zeitung, mit sehr wenig Briefen, hab ich mich selber wieder zusammengeklaut. Ich war wirklich auseinandergefallen.

Vom Kino³³⁶ wollen wir heute nicht reden. Ich fühle das ist eine Sache, zu der ich nur durch glückliche Zufälle, die mir etwas aufschließen, ein freundlicheres Verhältnis gewinnen kann, nicht durch guten Willen.

Wenn sich diese Sphäre mit einer anderen mischt, mit der sie nichts, aber auch gar nichts zu tun hat – wie in den Andeutungen die Du mir über Hauptmanns Plan³³⁷ machst, die handgreifliche äußere Welt einer Dichtung auf diese Art entseelt der plumpen Mitwelt preiszugeben, so dreht sich mir der Magen um, sei mir nicht böse! Aber ich habe Dich zu gern, um nicht aufrichtig zu sein, mein guter Robert, und was immer Du angreifst, dem wünsche ich Gelingen.

Ich habe hier das Märchen von der Frau ohne Schatten zu Ende geschrieben, September 1913 schrieb ich die ersten Zeilen davon und glaubte im ersten Frühling 1914 damit zu Ende zu sein.

Am 11^{ten} verbringe ich mit Poldy den Tag in Salzburg. Er steht, schreibt

³³⁶ Michel trug sich bereits vor dem Krieg mit Gedanken, seine bosnischen Stoffe zu verfilmen. Diese Pläne verwirklichteten sich im Juni 1918, als zwei vom Armeekommando beauftragte Filme entstanden: »Die Wila der Narenta« und »Der Schatzgräber von Blagaj« (vgl. oben Anm. 7). In der Nachkriegszeit gab Michel seine wohl dilettantisch gebliebene Regielaufbahn auf, ohne jedoch sich vom Kinogeschäft abzuwenden. Dabei verwickelte er sich in vielfältige, meist gescheiterte Unternehmungen, wobei folgende Neugründungen zu nennen sind: die Jugoslawia-Filmgesellschaft, die Zeitschrift »Theater- und Kinowoche«; der Filmverlag Wien-Berlin mit Gabriel Pascal (s. u. Anm. 337); der Österreichische Filmdienst. Ferner seien hier erwähnt: die Übernahme der Vertretung des Verbandes Deutscher Filmautoren in Österreich (s. u. Anm. 343); die Anfertigung des Drehbuches zu Urban Gads »Christian Wahnschaffe« n. dem gleichnamigen Roman Jakob Wassermanns; die (wohl abgebrochene) Anfertigung des Drehbuches nach Schnitzlers »Der junge Medardus«; das Projekt eines Puppenfilmes mit Figuren Richard Teschners.

³³⁷ Im Sommer 1919 gründete Michel zusammen mit Gabriel Pascal (1891–1954) – dem späterhin der Durchbruch als Regisseur und Filmproduzent in England gelang – den Filmverlag Michel-Pascal. Ziel der Gründung war es, Werke von Autoren an Filmfabriken zu vertreiben und sämtliche mit dem Film zusammenhängende Interessen der Autoren und Verlage wahrzunehmen. Mit solchen Absichten wandte sich Michel an Gerhart Hauptmann, um sich die Verfilmungsrechte der sehr erfolgreichen Erzählung »Der Ketzer von Soana« (1918) zu sichern, wobei sich Hauptmann einverstanden erklärt haben dürfte, wie einem undatierten Brief Michels an Hauptmann zu entnehmen ist, abgedruckt in: Andrea Frindt: »Internationale Haltung und Vermittlung slawischer Landschaft und Kultur im Werk Robert Michels (1876–1957)«. Berlin: Magisterarbeit [masch.], 1996, S. 116.

er mir vor weittragenden Entschlüssen. Leb wohl mein Guter, hab einen guten Sommer mit Deiner Frau u. den Kindern!

Dein Freund Hugo.

PS. Wenn S. B.³³⁸ im Herbst etwa doch frei ist, wird sie sich vor dem 15 IX (womöglich vor dem 1. IX.) bei Roller melden, nichtwahr? Es wäre sehr schön, wenn sie die schöne stumme Rolle übernähme!³³⁹

109. Hofmannsthal an Michel, Brief – August 1919

mein guter lieber Robert.

Das mir gebrachte Bild, eine hässliche italienische Fälscherarbeit von circa 1880, kann für mich auch nicht für ein Darlehen von 300 Kronen die Basis bilden, denn ich möchte es nicht um 300 Kr. haben! Natürlich macht es mich mehr als skeptisch gegen den übrigen Besitz des Mannes.

Wir können natürlich noch in Aussee über die Sache sprechen – aber, mein lieber, möchtest Du nicht schauen dieses Geld von wem andern zu kriegen? Siehst Du mein Guter, ich habe große Auslagen, nehme auch was ein – und ich helfe beständig u. gerne links u. rechts Menschen, die nicht weiter können – meinem Doctor³⁴⁰ in Rodaun, M.H. A.F. R.P. ³⁴¹ – alle Monat ist es wer anderer. Auch Dir würde ich von Herzen gerne zu helfen trachten, wenn Du ein armer Teufel wärest, was Du dank glücklicher Umstände ja ganz u. gar nicht bist, sondern das Gegenteil,

³³⁸ Sibylla Blei (1897–1962), die Tochter Franz Bleis, debütierte am 13.11.1914 als stumme »Vertraute« in Max Reinhardts Berliner Inszenierung von Hofmannsthals »Elektra«. Zu erwähnen ist ferner ihre Beteiligung an Michels Filmen als Hauptdarstellerin, vgl. Anm. 336.

³³⁹ Hofmannsthal bittet Michel, Sibylla Blei auszurichten, er sehe sie gerne in der Rolle des Jünglings bei der Uraufführung der »Frau ohne Schatten« (Staatsoper Wien am 10.10.1919).

³⁴⁰ Hofmannsthals Hausarzt hieß Maximilian Wimmer, vgl. TB Christiane, S. 292.

³⁴¹ Gemeint sind, der Reihe nach, der Maler Wilhelm Müller-Hofmann (1885–1948), später Professor an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Wien; der Maler Anton Faistauer (1887–1930), den Hofmannsthal durch die Vermittlung Erwin Langs kennenlernte; der Philosoph und Schriftsteller Rudolf Pannwitz (1881–1969).

voll Chancen u. Aussichten – aber solche Leih-Sachen aigrieren so leicht ein Verhältnis, besonders wenn man dann etwas Dringenderes einem Anderen refusieren muss, also *womöglich* lassen wirs. Von Herzen Dein
Hugo.

PS. Kriegst Du nicht die 5000 in paar Tagen durch die Verkäufe?

110. Hofmannsthal an Michel, Brief – 10.10.1919

10 X 19.

Lieber Robert

bitte lies diesen Brief u. mach das mit Seipel³⁴² ich kann das Andere nicht machen, da ich von Poldy schon einen anderen wichtigeren Auftrag habe – beides nicht confundieren will.

Dein

Hugo.

111. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 23.7.1920

Rodaun 23 VII 20.

mein lieber Robert

ich dank Dir herzlich für den für mich so günstig formulierten Vertrag. Den Auftrag, die Exemplare an die Berliner Stelle zu schicken, gebe ich noch heute.³⁴³

³⁴² Hier dürfte es sich um einen verschollenen Brief Andrians an Hofmannsthal handeln. Warum Andrian ursprünglich Hofmannsthal bat, sich an Ignaz Seipel (1876–1932) zu wenden, bleibt unklar, obwohl der Grund bestimmt im Zusammenhang mit Andrians Absicht steht, eine Reihe von Artikeln zur österreichischen Politik zu publizieren, um sich somit als politischer Schriftsteller einen Namen zu machen. Der Prälat Ignaz Seipel, der spätere Bundeskanzler, war bereits Minister für soziale Fürsorge in der letzten k.u.k. Regierung, die von Heinrich Lammasch gebildet wurde, gewesen; zum Zeitpunkt dieses Briefes war er Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung der Republik Österreich und saß in den Reihen der Christlich-Sozialen.

³⁴³ Im Januar 1920 übernahm Michel die Vertretung des Verbands deutscher Filmautoren

Ich dank Dir noch einmal für Deinen Besuch und die liebe Art, wie Du mir helfen willst.

Mir ist nachher der richtige deutsche Märchenname für den »Teufel in der Flasche« eingefallen, den Du vielleicht nicht kennst; man heißt einen solchen Teufel ein »Galgenmännlein«.³⁴⁴

Herzlich Dein Hugo.

112. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 24.7.1920

[Gedruckter Briefkopf:
Rodaun
bei Wien]

24 VII. 20.

mein lieber Robert,

ich vergaß leider dem gestrigen Brief diese von Dir gewünschten Daten beizufügen:

Aufgeführt sind von meinen Werken in Amerika folgende, abgesehen von den von mir u. R. Strauss gemeinsam verfassten Opern.

1. Elektra, Trauerspiel. Gespielt von Mrs. Patrick-Campbell³⁴⁵ in New York, Chicago etc.

2. Hochzeit der Sobeide gespielt in Milwaukee 1920

für die Gebiete Österreich und Jugoslawien, wobei sein Mandat die Verhandlung mit Autoren über den Erwerb von Verfilmungsrechten mit einschloß. Daraus ergab sich der Umstand dieses hier erwähnten (nicht ermittelten) Vertrags zwischen Hofmannsthal und dem oben genannten Verband, dessen Inhalt folgendermaßen rekonstruiert werden kann: Hofmannsthal befugte hierbei die Berliner Geschäftsstelle des Verbandes, über die Verfilmungsrechte einiger seiner Werke (vgl. Nrn. 112 und 114) zu verfügen mit dem Auftrag, amerikanische Filmproduzenten anzuwerben und somit Filmverträge zu schließen.

³⁴⁴ Bei Michel kommt das Sagenmotiv des Galgenmännleins (ein menschenähnlicher Wurzelstock, der unter dem Galgen aus dem Harn oder Sperma eines Gehängten wächst und seinem Besitzer Reichtum und Glück bringt) im Märchen »Der dienende Teufel« vor, in: Robert Michel: Slowakische Märchen. Mit Zeichnungen von Grete Hartmann. 1. bis 5. Tausend. Wien, Leipzig 1941, S. 5–10.

³⁴⁵ Zu Beatrice Stella Patrick-Campbell s. o. Anm. 182.

3. Jedermann (Everyman) gespielt in Los Angeles 1915 in Vorbereitung bei Mr. Martin Harvey³⁴⁶ zur Aufführung in England u. Amerika.

Herzlich der Deine

Hugo.

113. Hofmannsthal an Michel, Postkarte – Salzburg, 30.7.1920

30 VII 20.

mein lieber, wenn Du mir den Amerik. Vertrag oder sonstige Mitteilung schon nach Rodaun geschickt hast so erreicht mich das Betreffende über Rodaun-Aussee, ist es aber noch nicht abgeschickt so adressiere bitte nach

Hinterhör
Post Neubeuern am Inn
Oberbaiern.

Herzlich Dein

Hugo

114. Hofmannsthal an Michel, Brief – Bad Aussee, 1.9.1920

Bad Aussee, am 1. September 1920.

Mein lieber,

Gestrige Depesche hoffe in deinen Händen. Du erinnerst Dich, dass ich bezüglich der Straussachen (Rosenkavalier, Elektra, Frau ohne Schatten) Dir gleich sagte, ich könne ohne seines Verlegers³⁴⁷ Zustimmung nichts verfilmen lassen. Nur das eine schien mir nach Deiner Darlegung ganz plausibel: dass uns für Amerika (nur dies hatten wir im Auge) günstige

³⁴⁶ Der Schauspieler und Theaterproduzent Sir John Martin-Harvey (1863–1944) half 1921 durch die Vermittlung Georg Franckensteins die Londoner Aufführung des »Jedermann« zustande zu bringen.

³⁴⁷ Gemeint ist der 1866 von Adolf Fürstner gegründete Fürstner-Verlag.

Anträge zukämen, die ich dann Strauss und Verleger vorlegen und Ihre Zustimmung gewinnen könnte. Diese Einschränkung hoffte ich, würdest Du sogleich der Berliner Hauptstelle bekannt geben. Dies ist leider nicht erfolgt, und statt dessen hat die Berliner Stelle eine Zeitungsnotiz versandt, worin sie ohne weiteres bekannt gibt, dass sie neben Jedermann und anderen Sachen von mir auch die drei oben erwähnten Straussachen zur Verfilmung übernommen habe. Umgehend darauf schärfster Einspruch telegraphisch und brieflich nicht nur von Strauss Vertreter Fürstner, sondern auch von der Genossenschaft deutscher Tonsetzer: also schon eine verfahrenre Situation. Ich schrieb sofort an die Straussvertreter, dass die ganze Sache wie mir nach ihren Mahnungen klar sei, eine Uebertretung meiner Befugnis, (da sie mir in Erinnerung brachten, dass ich die Cinemaverwertung der Opern vertraglich an Strauss und Vertreter mitübertragen hatte) dass ich also irrtümlich, aber natürlich in harmloser Absicht gehandelt, und ja noch garnichts geschehen, sondern nur der erste Schritt zur Herbeiführung von Filmanträgen getan sei. Die beiden Herren billigten mir natürlich gute Absicht zu, betonten aber meinen Irrtum über die Rechtslage und veranlassten mich express an die Berliner Hauptstelle deiner Gesellschaft zu schreiben und sie zu bitten jede Aktion in Bezug auf die genannten drei Werke sofort einzustellen, wofür ich ihnen in Aussicht stellte, später nach Strauss Rückkehr denselben eventuell für die Sache zu gewinnen. Ich nahm der Gesellschaft gegenüber die Schuld ganz allein auf mich, sprach von Zerstreutheit, und momentanem Irrtum in der Rechtslage. Tatsächlich bist aber du mit Schuld, mein Guter, denn ich habe Dir gesagt, dass ich bezüglich dieser Dinge nicht frei handeln kann, und nur ganz bedingungsweise vorgegangen werden kann. Ich habe natürlich gegenüber Dir, als einem guten alten Freund, nicht so scharf und misstrauisch denkend gehandelt, wie gegenüber einem fremden Agenten. (Vergleich unser Gespräch über Poldis Charakter) und Du hast natürlich aus lauter gutem Willen für mich rascher handeln wollen und die Einschränkung etwas übersehen. Ich bitte Dich also, bring du jetzt sofort die Sache gegenüber deiner Gesellschaft genau im Sinn meines obigen Briefes an die Gesellschaft in Ordnung dass sie jede Aktion bezüglich der Straussopern einstweilen stoppen soll, auch bezüglich des Märchens, das juristisch wegen gleichen Inhalts als identisch mit der Oper angesehen wird. Sollte ich, was ich nicht mehr weiss, aus der gleichen Zerstreutheit und unscharfem Den-

ken in dem Vertrag mit Dir die Strausswerke mit aufgenommen haben, so bitte ich Dich, diese Werke in deinem Vertragsexemplar zu tilgen, resp. tilgen zu lassen, denn ich habe damit schon etwas getan wozu ich nicht berechtigt war, freilich immer unter dem mir nach deiner Darlegung vorschwebenden Hauptgedanken: dass es sich ja nicht um Abschlüsse mit Filmfabriken handle, sondern nur um eine Zwischenstelle, durch welche die einzelnen Verfilmungsanträge an uns herankommen und von uns (Strauss u. Vertreter und mir) angenommen oder abgelehnt werden könnten. Aber auch wenn man die Sache so sieht habe ich zwar arglos und in guter Absicht aber förmlich unrichtig gehandelt, und ich bitte Dich also freundschaftlich, mich mit aller Energie herauszureissen, so dass die Sache ganz aus der Welt geschafft ist. Es wäre mir über alles peinlich in Strauss Abwesenheit mit seinen Vertretern in Conflict zu geraten, noch dazu als der Unrecht Habende. Deiner Gesellschaft gegenüber musst Du einen Teil der Schuld an der Confusion unbedingt auf Dich nehmen, das stärkste Argument bleibt aber unbedingt dieses, dass ich Dir versprach die Sache bei Strauss nach seiner Rückkehr zu vertreten. Ich bitte Dich gib mir sofort durch ein Telegramm Nachricht von Empfang dieses Briefes, und dass Du in der erbetenen Weise an die Gesellschaft geschrieben hast, sowie in deinem Vertragsexemplar die Veränderungen vorgenommen hast, oder mir dasselbe mit Auslassung der genannten Werke zu neuer Unterschrift schickst, und das ungültig gewordene Exemplar vernichtest. Bitte lass mich nicht im Stich, ich bin in schwerer angreifender Arbeit³⁴⁸ und die unglückliche Confusion kostet mich Nervenkraft und Zeit.

In Freundschaft Dein

Hugo

³⁴⁸ Es handelt sich um den »Turm«, vgl. SW XVI.1 Dramen 14.1, S. 151.

115. *Hofmannsthal an Michel, Postkarte – Rodaun, 19.6.1923*

Rodaun
19 VI 23.
(auf Brief 16 V.)

lieber Robert

ich kann über das Welttheater für Film nicht frei verfügen. Das ist eine complicierte Angelegenheit u. ich kann es nur gemeinsam mit Reinhardt, Otto Kahn etc. behandeln.³⁴⁹

Herzlich Dein

Hugo.

116. *Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 15.6.1925*

Rodaun 15/VI

Lieber Herr Michel,

was ich heute in dieser Stunde an Mitgefühl empfinde kann ich Ihnen in diesem Moment nicht ausdrücken. Seien Sie und Ihre Frau versichert dass ich in alter Freundschaft innigst Eurer gedenke.³⁵⁰

Es war mir so schwer dem lieben Kind die letzte Ehre nicht zu erweisen – in der gleichen Stunde kam Hugo von einer langen Reise an³⁵¹ und ich musste ihn abholen. – Er weiss noch nichts von dem grossen Unglück und wird wie ich tief mit Euch fühlen

³⁴⁹ Otto H. Kahn (1867–1934) war ein amerikanischer Mäzen deutschen Ursprungs. »Als Reinhardt im Anschluß an die Festspiele 1922 Verhandlungen mit [ihm] anknüpfte, gedachte er sein Gastspiel in New York mit dem »Welttheater« zu eröffnen. [...] Ursprünglich vorgesehen für den Winter 1922 wurde das Gastspiel später auf den Herbst 1923 verlegt.« In: Cynthia Walk: Hofmannsthal und Reinhardt: Das amerikanische Debüt. Zwei Briefe über eine geplante Aufführung des »Salzburger Großen Welttheater« in New York. In: HB 12 (1974), S. 428–438, hier S. 428f.

³⁵⁰ Gerty trauert um den Tod Adalberts, des zweitältesten Sohnes Michels, der am 11. 6. 1925 an Blutvergiftung infolge einer Nierenentzündung starb.

³⁵¹ Vom 1. bis zum 8. 6. 1925 hielt sich Hofmannsthal auf Einladung der dortigen Sektion des PEN-Clubs in London auf, um Vorträge zu halten; er wohnte bei Georg Franckenstein in der österreichischen Botschaft.

Ich drücke Ihnen und Ihrer lieben Frau in tiefster Ergriffenheit die Hand

Ganz Ihre

Gerty Hofmannsthal.

117. *Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 16.6.1925*

[Gedruckter Briefkopf: Rodaun b. Wien]

16 VI 25

mein lieber Robert

aus London zurückgekommen finde ich die traurige Nachricht von dem Unglück das Dich und Deine Frau getroffen hat.

Was läßt sich da aussprechen!

Ich fühle mit Dir und mit ihr von ganzem Herzen.

In alter freundschaftlicher Gesinnung Dein

Hugo.

118. *Hofmannsthal an Michel, Brief mit Beilage*³⁵² – Rodaun, 16.2.1926

Rodaun d 16/ II 26

Lieber Robert.

Inliegend die Zeilen an den Verlagsdirector.³⁵³ Persönlich kenne ich leider niemand von den Herren, doch werde ich eine Copie dieses Briefes

³⁵² Diesem Brief lag eine maschinenschriftliche Kopie des vom 16.2.1926 datierenden Briefes Hofmannsthals an den Direktor des Münchner Georg Hirth-Verlags, Richard Pflaum bei, abgedruckt in: Thomas Mann, Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. In: J. Hellmut Freund, Gerda Niedeck (Hrsg.): Almanach. Das zweiundachtzigste Jahr. Frankfurt a. M. 1968, S. 13–44, hier S. 43.

³⁵³ Gemeint ist wohl Richard Pflaum (1884–1951), Direktor des Georg Hirth-Verlags. Michel strebte eine Anstellung als Leiter einer illustrierten Zeitschrift, möglicherweise der »Jugend. Münchner Illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben« an. Hofmannsthals und Thomas Manns Vermittlung ist wohl erfolglos geblieben, vgl. Thomas Mann, Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel (wie Anm. 352), S. 26 f.

übermorgen an Thomas Mann schicken und ihn bitten gleichfalls zu intervenieren.

Herzlich Dein

Hugo

Ich wäre immer sehr glücklich Dir ein bissl helfen zu können!

119. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 12.3.1926

Rodaun.

Lieber Robert

komm doch nächsten Mittwoch $\frac{1}{4}$ 2 zum Essen hier heraus und dann werden wir uns zusammen das »Interview«³⁵⁴ zurechtlegen. Ich kann Dir *diese* Arbeit sehr erleichtern.

Dein

Hugo.

Du hast jetzt die Stadtbahn³⁵⁵ bis Hietzing, dort, an der Hietzinger Brücke, den 60^{er} Wagen. Du mußt um 12^h 30 in Hietzing in den 60^{er} steigen, dann erreichst Du 1^h00 in Mauer.³⁵⁶

120. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 22.3.1926

Rodaun 22 III

26.

lieber Robert, willst Du mir das Geschriebene in diesem wichtigen Fall

³⁵⁴ Im Mai 1926 veröffentlichte Michel ein Feuilleton über Hofmannsthal mit dem Titel »Ein Besuch bei Hofmannsthal«, in: Münchner Neueste Nachrichten 24. 4. 1926, S. 3. Artikel ist im Internet einsehbar: www.hofmannsthal.de/hjb2005.

³⁵⁵ Gemeint ist die Gürtel- und Wientalstrecke der um die Jahrhundertwende entstandenen Stadtbahnlinie, die 1925 nach den Elektrifizierungsarbeiten wieder in Betrieb genommen wurde.

³⁵⁶ Mauer bei Wien (heute in den XXIII. Wiener Bezirk eingemeindet), unweit von Rodaun, ist ein beliebter Heurigenort entlang der Südbahn.

nicht vielleicht doch schicken? Ich würde es postwendend zurückschicken. Und willst Du es nicht eventuell auch dem Poldy zeigen?

Dein

Hugo

121. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, Ende April 1926

[Gedruckter Briefkopf: Rodaun bei Wien]

lieber Robert

hier die Unterschrift mit vielem Dank. Sorgen gibts wirklich in der Welt genug aber gerade in Bezug auf die Josefstadt bestehen keine ernsteren, weder künstlerische noch materielle; es hat sich dort nichts verändert, man will nichts verändern, es liegt keine Ursache vor etwas zu verändern. Das Jahr war nicht besonders, weil man ungeschickt disponiert hatte, eine Krise besteht nicht. Das Zeitungsgeschwätz beruht offenbar auf einer Confusion, die damit zusammenhängt, dass der Großindustrielle Mautner in Schwierigkeiten gerathen ist, u. man sich eingebildet hatte, dieser subventioniere das Theater: was *nie der Fall war*. Er ist lediglich Mitbesitzer des Hauses, neben Castiglioni u. sein Besitzanteil 1/9 des Castiglionischen.³⁵⁷

Herzlich Dein

Hugo.

³⁵⁷ Das Theater in der Josefstadt wurde 1924 unter der Direktion Max Reinhardts neu eröffnet. Besitzer des Hauses waren u. a. der Textil-Industrielle Isidor Mautner (1852–1930) und der Triestiner Tycoon Camillo Castiglioni (1879–1957). Mautners finanzielle Schwierigkeiten dürften mit der sich im Laufe des Jahres 1926 abzeichnenden Krise der Neuen Wiener Bankgesellschaft zusammenhängen, deren Präsident Isidor Mautners Sohn Stephan (1877–1944, nach Auschwitz deportiert) war. Der eigentliche Grund für diesen Brief muß allerdings in den Ende April 1926 kursierenden Gerüchten gesucht werden, wonach das Theater in der Josefstadt in der folgenden Saison zu einer Singspielbühne hätte umgewandelt werden sollen. Dies dürfte Michel in Unruhe versetzt haben, da er vermutlich Hoffnungen an eine Aufführung seines Lustspiels »Der weiße und schwarze Beg« durch Max Reinhardt knüpfte.

Wien, 29. April 1926.

XIX. Kaasgraben.³⁵⁸

Mein lieber Hugo

ich hatte vorgestern die große Freude, mit Poldi in Cristinas Heimreise³⁵⁹ gehen zu können, und danke Dir herzlich dafür. Nach der Vorstellung erzählte mir Poldi, daß Du mit Lolas Schicksal³⁶⁰ großes Mitgefühl hättest, und ermutigte mich, Dich zu bitten, daß Du mir erlaubst, Dir die Möglichkeiten für eine Hilfe zur Erleichterung ihres Schicksals auseinanderzusetzen. Wenn Du die große Güte haben willst mich anzuhören, bitte ich Dich um eine Zeile, wo und wann das sein könnte. Bei dieser Gelegenheit würde ich Dir das Blatt der M. N. Nachrichten bringen, in dem nun endlich mein Aufsatz über Dich, wenn auch da und dort ein wenig gekürzt, erschienen ist. Auch habe ich eine Mission vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller an Dich.³⁶¹

Herzlich Dein

Robert

³⁵⁸ Hier kann nicht mehr die Hoffmann-Villa gemeint sein. Michels Tochter schreibt in ihren Erinnerungen: »Der Besitz im Kaasgraben wurde verkauft. Spekulationen einer Clique, denen mein leichtgläubiger Vater erlag, ließen Geld und Hoffnungen in einer neugegründeten Filmgesellschaft, in sogenannten Ölbohrungen und anderen vagen Unternehmungen zerfließen. Wir landeten – treu dem Kaasgraben – in einer Künstlerkolonie der ehemaligen Kriegsbaracken, die von dem Künstler Antios (Trcka), bekannt durch seine wunderbaren Altenberger-, Klimt- und Schiele-Kunstphotographien, verwaltet wurde.« Agathe Michel-Mossetig: Das Bild des Vaters (wie Anm. 8) S. 31.

³⁵⁹ »Am 23. April 1926 geht unter der Regie von Stefan Hock »Cristinas Heimreise« mit Gustaf Gründgens, Helene Thimig und Gustav Waldau am Theater in der Josephstadt in die Szene.« In: SW XI Dramen 9, S. 429. Michel muß der Vorstellung am 27. 4. beigewohnt haben.

³⁶⁰ »Meine unglückliche Mutter«, erinnert sich Agathe Michel-Mossetig, »verfiel über den großen Verlust des Sohnes in Melancholie und wurde in einem Landeskrankenhaus im Jahre 1941 ein Opfer der Euthanasie.« In: Agathe Michel-Mossetig: Das Bild des Vaters (wie Anm. 8), S. 31. Eleonora Michel, die bereits im Sommer 1926 in die psychiatrische Heilanstalt Salzburg-Lehen (heute: Christian-Doppler-Klinik – Landesnervenklinik) zur Pflege aufgenommen worden war, wurde am 21. 5. 1941 von dort zusammen mit weiteren 85 Pfleglingen in die Vernichtungsanstalt Schloß Hartheim bei Alkoven/Eferding abtransportiert und am 9. 6. 1941 ermordet.

³⁶¹ Der 1909 als Berufsorganisation der deutschen Schriftsteller in Berlin gegründete Schutzverband zählte Hofmannsthal bereits seit dem März 1911 zu seinen Mitgliedern. 1920

Rodaun d 8 / V 26

Lieber Robert.

Es ist doch nur selbstverständlich, dass ich, sowie ich es Poldi gesagt habe, mithelfen will diese furchtbare Lage³⁶² etwas zu erleichtern, und dass ich dazu auch gewiss noch eine Person unter den nichtverarmten Verwandten finde. Also ich bitte darauf zu zählen, innerhalb den Grenzen, die dem reducierten Einzelnen gesteckt sind.

Nur mit Sehen vor Anfang Juni, lieber Robert, geht es mir über die Begriffe schwierig. Ich muss den 19ten abreisen,³⁶³ vorher mehrere durch Termine fixierte Dinge schreiben³⁶⁴ und ausserdem dringen zahllose Dinge auf mich ein; aber wenn Du eventuell etwas sagen willst, so kannst Du es ja nach dem 19 auch mit meiner Frau besprechen. Sie ist ja natürlich ebenfalls voll Mitgefühl und von allem informiert.

Mit vielen herzlichen Grüssen

Dein

Hugo

bildete sich aus der 1917 entstandenen österreichischen Ortsgruppe der »Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Österreich«, dem Hofmannsthal von 1923 bis zu seinem Tod vorstand. Vgl. Ernst Fischer: Der »Schutzverband deutscher Schriftsteller« 1909–1933. Frankfurt a. M. 1980 (Archiv für Geschichte des Buchwesens; 21, Lfg. 1–3), Sp. 127 und vor allem 289–292.

³⁶² Zur Erkrankung Eleonoras Michels s. o. Anm. 360.

³⁶³ Hofmannsthal begab sich nach Weimar zu Kessler, vgl. BW Andrian, S. 377.

³⁶⁴ In Hofmannsthals letzten Lebensjahren häuften sich die Gelegenheiten öffentlicher Ansprachen bzw. aktiv beigewohnter Veranstaltungen augenfällig. Für den Spätfrihling 1926 sind folgende Beteiligungen zu nennen: Vom 4. 6. 1926 datiert eine Pressekonferenz in Wien zum Umbau des Salzburger Festspielhauses, wobei Hofmannsthal über die kommende Festspielsaison und die Idee der Salzburger Festspiele sprach. Am 6. 6. 1926 hielt er eine Rede anlässlich eines Festes der »Freunde des humanistischen Gymnasiums« Wien unter dem Titel: »Vermächtnis der Antike«, vgl. GW RA III, S. 13–16. Ferner ist auch erschienen: Hugo von Hofmannsthal: Jubiläumswünsche und Sprüche. In: Festschrift. Zum 50jährigen Jubiläum des Magdeburger Stadttheaters. 1876–1926. Hrsg. vom Magistrat der Stadt Magdeburg. Magdeburg 1926, S. 65–72. Wahrscheinlich ist schließlich auch, daß Hofmannsthal den unveröffentlichen »Brief an einen Gleichaltrigen« meinte, den er Katharina Kippenberg für »Das Inselfchiff« versprochen hatte; gerade am 8.5.1926 schreibt er ihr diesbezüglich, vgl. BW Insel, Sp. 983, und SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 516.

Bad Aussee 28 X 27

lieber Robert,
ich muss morgen unerwartet für 48 Stunden nach Berlin fahren, und möchte nicht abreisen ohne Dir vorher wenigstens in Kürze meinen Dank für Dein Buch³⁶⁵ zu sagen, das ich gestern abends ausgelesen habe, und meine große Freude über ein so schönes Werk. Noch nie ist das Dichterische, das Deine Arbeiten immer enthalten haben, so rein und kraftvoll hervorgetreten. Ich freue mich sehr. Ende nächster Woche bin ich wieder hier.

Herzlich u. freundschaftlich

Dein Hugo.

Bad Aussee d 25/XI 27

Lieber Robert.

Ich habe mir gedacht, dass es Deinem Verleger³⁶⁶ vielleicht lieb wäre, wenn ich das was ich aufrichtig über Dein Buch denke zusammenfasste damit er es wie das jetzt üblich ist zu einer Schleife auf dem Buch verwenden könne.³⁶⁷ Ich refüsiere das gewöhnlich aber in diesem Fall tue ich es gerne. Sollte der Verleger es nicht wünschen so wirf den kleinen Zettel nur ruhig weg.

Herzlich Dein

Hugo.

³⁶⁵ Robert Michel: *Jesus im Böhmerwald*. 1. bis 6. Auflage. Wien 1927.

³⁶⁶ Es handelt sich um die F. G. Speidelsche Verlagesbuchhandlung, die Felix Speidel (1875–Sterbejahr unbekannt), ehemaliger Lektor des Rikola-Verlags, 1926 in Wien gegründet hatte.

³⁶⁷ Auf dem Waschzettel des Romans ist ein Satz zu lesen, der durchaus von Hofmannsthal stammen könnte, ohne daß dabei der Autor genannt worden sei: »Nie hat der Dichter aus tieferer Ergriffenheit und Reinheit geschaffen, denn beim Gestalten dieses neuen Werkes, das die erschütternde Geschichte des Knaben im Böhmerwald erzählt und bei aller Alltagsgebundenheit an die Wunder der Seele rührt.« In: ÖLA, 125/S98.

Rodaun d 10/IV 28

Lieber Robert.

Vor allem über Deine persönlichen Nachrichten, sei versichert, freue ich mich von ganzem Herzen. Was nun das andere betrifft: ich bin absolut bereit, sagen wir im Laufe des Mai, der zweiten Hälfte, denn bis gegen die Mitte werde ich abwesend sein,³⁶⁸ mich an einem solchen Abend in der gewünschten Weise zu beteiligen. Aber man muss doch sehr wohl das Folgende unterscheiden: wenn ich einen Abend dessen Programm irgend welche Besprechungen oder was immer enthält mit einer halb improvisierten Ansprache von 8–12 Minuten, ja etwas darüber hinaus, einleiten soll, so ist das eine Anforderung der ich gewachsen und zu der ich bereit bin. Ein Vortrag dagegen, der etwa als Hauptsache des ganzen Abends angekündigt wäre, geht weit über meine Kräfte, vor allem über die physischen, mit denen es nicht zum Besten steht. Der Vortrag damals in Warschau war eben eine kriegsdienstliche Leistung, zu der man unter ausserordentlichen Umständen fähig ist, auch war ich damals um 13 Jahre jünger. Der Münchener Vortrag³⁶⁹ im vorigen Jahr hat mich, ich meine die Vorbereitung, 6 Wochen gekostet. Das bezahlt mir niemand, weder moralisch noch materiell, umsomehr als mir Beifall, Freundlichkeiten und dergleichen in einer Weise gleichgültig sind, in meinem Alter, die nicht zu beschreiben ist. Also nimm die Sache als principiell zugesagt und schreibe mir mit ganz einfachen Worten was Du und Deine Freunde sich unter dem Thema »der Schriftsteller« vorstellen.³⁷⁰ Das ist ganz anregend. Noch besser: komm doch nächsten Samstag um $\frac{3}{4}$ 12 zu mir in die Stallburggasse 2.³⁷¹ Ich möchte noch etwas anderes mit Dir besprechen.

Herzlich Dein

Hugo.

³⁶⁸ Es handelt sich um eine mit der Familie unternommene Reise nach Norditalien, vgl. BW Redlich, S. 95.

³⁶⁹ »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« wurde am 10.1.1927 im Auditorium Maximum der Universität München gehalten, vgl. GW RA III, S. 24–41.

³⁷⁰ Eine vom April 1928 datierende Notiz unter der Überschrift: »Gedanken über Schriftsteller u. Schriftstellerei« ist im Nachlaß Hofmannsthals aufbewahrt und wird demnächst in SW XXXVII.1 erscheinen. Ich danke Ellen Ritter für die Mitteilung.

³⁷¹ Atelier-Wohnung in der Stallburggasse, die Hofmannsthal seit dem Juni 1917 gemietet hatte.

[Gedruckter Briefkopf:

Robert Michel

Kaasgraben WIEN XIX]

30. September 28

Lieber Hugo

Es ist wieder einmal eine Situation eingetreten, in der eine Unterstützung durch Dich für mich Wunder wirken könnte. Infolge günstiger Besetzungsmöglichkeiten wäre Buschbeck³⁷² jetzt bereit, seinem Chef³⁷³ die Annahme meines Lustspieles »Der weiße und der schwarze Beg« zu empfehlen. Nun ist er aber der Ansicht, daß noch ein Ansporn von außen sehr nützlich sein könnte; da erinnerte ich mich Deines Briefes über dieses Stück, in dem Du es sehr günstig beurteilst und seine Aufführungsmöglichkeit bei Reinhardt erwägst. Nur kamst Du zu dem Schluß, daß R. nur auf große Geschäfte angewiesen ist. Wenn Du jetzt die große Güte haben könntest, ein gutes Wort für das Stück im Besonderen oder für mich im Allgemeinen einzulegen, so gelänge mir vielleicht endlich auch auf der Bühne ein Durchbruch, der für meine Existenz von größter Wichtigkeit sein könnte.³⁷⁴ Schon eine bloße Anfrage bei Buschbeck, ob Du Dich für mich einsetzen sollst, dürfte genügen. Denn ich glaube, daß gegenwärtig kaum eines anderen Autors Wort soviel Gewicht beim Burgtheater haben wird wie das Deine.

Meine sonstigen literarischen Angelegenheiten stehen günstig. Gegenwärtig beginnt ein neuer Roman in der Wochenschau und bei Reclam erscheint in einigen Tagen »Die geliebte Stimme«³⁷⁵ als Buch. Nächste Woche trete ich eine Radiotournee durch Deutschland an und später eine Reise mit Vorlesungen durch Nordböhmen. Auch die Zeitungen drucken brav.

³⁷² Erhard Buschbeck (1889–1960) war seit dem September 1918 Dramaturg am Burgtheater.

³⁷³ Direktor des Burgtheaters war von 1923 bis 1930 Franz Herterich (1877–1966).

³⁷⁴ Die Uraufführung des Lustspiels »Der weiße und der schwarze Beg« fand am 24. 5. 1930 unter der Regie Otto Tresslers im Wiener Akademietheater statt.

³⁷⁵ Robert Michel: Die geliebte Stimme. Mit einem Nachwort von Paul Wiegler. Leipzig 1928. Der Roman basiert auf dem Lustspiel »Der weiße und der schwarze Beg«.

Da ich nicht weiß, wo Du jetzt bist, adressiere ich nach Rodaun. Ich hoffe, daß Dein Sommer gut war, mit guter Ernte und Festigung der Gesundheit gesegnet.

Herzlich

Dein dankbarer

Robert

128. Hofmannsthal an Michel, Brief – Rodaun, 22.1.1929

Rodaun d 22/I 29

Mein lieber Robert.

Du wirst es vielleicht kaum glaublich finden wenn ich Dir sage dass Dein lieber freundschaftlicher Brief vom 30/XII mir erst heute vor Augen kommt. Es ist eben ein solches beständiges Zuviel in dem Briefeinlauf, ein solches beständiges Heraussuchen der dringendsten Sachen dass immer das Wenige worin nicht Belästigung sondern etwas Freundliches und Persönliches ist ganz zurückgedrängt wird. Lass mich Dir also gleich einen Vorschlag machen: komm doch diesen Samstag so gegen 11 Uhr zu mir in die Stallburggasse. Herausbitten kann ich Dich im Moment nicht weil ich hier herausen vor meiner Abreise, die nächste Woche erfolgt,³⁷⁶ mit zu erledigenden Sachen überhäuft bin.

Freundschaftlich Dein

Hugo.

Eine eventuelle Absage müsstest Du beim Portier Stallburggasse schriftlich hinterlassen. Wir sind ab Donnerstag drinnen

³⁷⁶ Hofmannsthal verbrachte den ganzen Februar und den Anfang des März in C.J. Burckhardts Landsitz auf dem Schönenberg bei Basel. Dort hoffte er, die Bearbeitung des ersten Aktes der »Arabella« durchzuführen, was ihm jedoch nicht gelang, vgl. SW XXVI Operndichtungen 4, S. 187.

problematisch
Freitag 25.

lieber Robert.

es geht leider morgen nicht! Es handelt sich um einen Krankenbesuch bei dem armen so schwer kranken Z.,³⁷⁷ der schon vorher für diesen Vormittag fixiert war. Ich hatte das übersehen. Es tut mir von Herzen leid.

Ich werde Dich gleich verständigen wenn ich wieder zurück bin u. hoffe Dich dann ruhig in Rodaun zu sehen.

Immer Dein

Hugo.

Rodaun 1. V 29

lieber Freund,

ich freue mich wirklich riesig, dass das gelungen ist!³⁷⁸

Die Mpte. mit meinem für Dich bestimmten Brief sind währenddessen direct an Frau Tandler³⁷⁹ abgegangen, ich hoffe dass das in Ordnung ist.

Freundschaftlich

Dein

Hugo.

³⁷⁷ Nach fünf Monaten des qualvollen Leidens an Krebs der Nebenniere starb Paul Zifferer am 14. 2. 1929.

³⁷⁸ Michels Wunsch, den Stoff des Romans »Die geliebte Stimme« vertonen zu lassen, verwirklichte sich erst auf Hofmannsthals Rat hin, er möge sich an den tschechischen Komponisten Jaromir Weinberger (1896–1967) wenden, der kurz zuvor mit der Oper »Schwanda, der Dudelsackpfeifer« einen großen Erfolg erzielt hatte. Die Premiere der Oper »Die geliebte Stimme« fand am 28. 2. 1931 im Münchner National-Theater statt unter der musikalischen Leitung Hans Knappertsbuschs.

³⁷⁹ Cäcilie Tandler (geb. Pinker, 1893–1946) vermittelte berufsmäßig Feuilletons und kurze Erzählungen an Zeitungsredaktionen im ganzen deutschsprachigen Raum. Unter den Autoren, für die sie arbeitete, sind Mell, Hofmannsthal, Michel und, in den 30er Jahren, Hermann Hesse zu erwähnen. Ich danke Peter Michael Braunwarth für die Ermittlung der Lebensdaten.

131. Michel an Gerty von Hofmannsthal, Postkarte – 26.1.1935

Verehrte gnädige Frau

York, Horst, Gneisenau und von Boyen waren alle vier preussische Feldmarschälle.³⁸⁰

Mit vielen Handküssen

Ihr Robert Michel

132. Gerty von Hofmannsthal an Michel, Brief – Oxford, 27.7.1948

107 Woodstock Rd
Oxford
July 27 th 48

Lieber Robert Michel,

Ich war so erstaunt und erfreut als eines Tages durch die guetige Vermittlung Ihres Schwiegersohnes³⁸¹ der liebe Brief kam. Es war wirklich wie aus einer andern Welt! Man ist ja doch so schrecklich entwurzelt nach so vielen Jahren – aber nirgends zuhaus —

Ich bin in reger Correspondenz mit vielen Freunden in Wien besonders mit Grete Wiesenthal³⁸² und das ist schoen. Alles was Sie von Ihrem Sohn schreiben ist schoen und erfreulich. Gern haette ich auch Nachres ueber Agathe gewußt und hatte eigentlich gehofft Ihren Schwiegersohn einmal zu sehen, aber vielleicht ist er längst schon ueber alle Berge.

Ich habe alle Versuche gemacht mein Haus in Zell wiederzubekommen.³⁸³ Es haette die Uebergabe sein sollen, aber leider habe ich noch

³⁸⁰ S. o. Anm. 265.

³⁸¹ Edwin Mosetig (1904–1992) war Agathe Michels (1912–1997) Ehemann.

³⁸² Grete Wiesenthal war Tänzerin, ebenso wie ihre Schwestern Elsa und Berta, erreichte aber größere Bekanntheit als sie. Hofmannsthal hatte die Schwestern Grete und Elsa am 6. 11. 1907 im Atelier des Malers Rudolf Huber, des Verlobten Elsa Wiesenthals, zum ersten Mal tanzen gesehen. Agathe Michel-Mosetig erinnert sich: »Aus größter Bewunderung und Verehrung zu Grete Wiesenthal, deren Tanzschule auf der Hohen Warte in der ehemaligen Mendlschule war, wurden wir drei [Adalbert, Agathe und Leopold Michel, RC] zu unserer großen Begeisterung durch einige Jahre zum Tanzunterricht geschickt«. In: Agathe Michel-Mosetig: Das Bild des Vaters (wie Anm. 8), S. 31.

³⁸³ »Es handelt sich um das von Gerty von Hofmannsthal 1932 angekaufte Schloß Prielau

nichts gehoert. Wenn alles glatt gegangen waere oder noch geht, so habe ich vor, diesen Sommer das erste Mal in meine Heimat zu kommen!

Dass Hugo so anerkannt wird jetzt, und dass der »Turm« mit grossem Erfolg gespielt wurde, freut mich sehr.³⁸⁴ Man will auch in Salzburg eine kl Feier machen damit die Bueste wieder aufgestellt wird.³⁸⁵ Ich moechte gern heuer zu den Festspielen und Puthon³⁸⁶ hat mich freundlich eingeladen.

Mit Poldi hab ich auch wieder den Contact aufgenommen nachdem wir jahrelang nichts von einander hoerten.³⁸⁷

Nun muss ich Ihnen noch von ganzem Herzen danken fuer die Sendung des Buches³⁸⁸ mit der schoenen Widmung. Ich lese es eben mit grossem Vergnuegen und einiger Wehmut! Wie sehr spiegelt es meine Jugend – auch ich war eine so gluehende Kaiserin-Anhaengerin. Stundenlang stand ich auf der Strasse wenn ich den Wagen sah mit den goldenen Speichen ———

Von mir selbst ist nicht viel zu sagen, als dass man aelter wird, gottlob bin ich gesund und noch ganz leistungsfahig, habe die ganzen Jahre fuer mich und andere Leute *gekocht*, damit ich halbwegs anstaendig leben konnte. Mein Zuhause ist Oxford, nur hab ich seit heuer ein kl. pied a terre in London. Raimund hat in erster Ehe zwei grosse Maederln und in zweiter Ehe mit einer reizend schoenen Schwiegertochter 1 Maederl

in Maishofen (Pinzgau), aus dem sie 1938 vertrieben wurde.« In: Ferruccio Delle Cave (Hrsg.): Correspondenzen. Briefe an Leopold von Andrian 1894–1950. Marbach am Neckar 1989, S. 147. Später gelang es ihr, wieder in den Besitz ihres Anwesens zu kommen, vgl. ihren Brief an Agathe Michel-Mosettig vom 29.3.1957 aus Battersea bei London: »Ich bin jedes Jahr jetzt in Zell / See Schloss Prielau. Ich hab das Haus nach vielen Kämpfen mit einem Ober-Nazi zurückerhalten.« Im Privatbesitz der Erben Robert Michels.

³⁸⁴ Gemeint ist die Aufführung der ersten Fassung des Trauerspiels »Der Turm«, der so genannten Kinderkönig-Fassung, die am 10. 6. 1948 unter der Regie von Leopold Lindtberg im Wiener Ronacher Theater uraufgeführt wurde, vgl. SW XVI. 2 Dramen 14. 2, S. 257.

³⁸⁵ Am 8.9.1937 war in der Vorhalle zum Faistauer-Foyer im Kleinen Festspielhaus eine von Viktor Hammer angefertigte Hofmannsthal-Büste enthüllt worden. Georg von Frankenstein hielt die Festrede. Ob die Feier zur Wiederaufstellung der Büste stattfand, wurde nicht ermittelt.

³⁸⁶ Heinrich Freiherr von Puthon (1872–1961) war von 1926 bis 1938, dann wieder von 1945 bis 1960 Präsident der Salzburger Festspiele.

³⁸⁷ Vgl. Gertys Brief an Andrian vom 19.4.1948, in: Prutsch, Zeyringer (Hrsg.): Leopold von Andrian (wie Anm. 114), S. 797f.

³⁸⁸ Robert Michel: Die allerhöchste Frau. Wien 1947.

von 6 und einen 2 jaehrigen Buben Octavian genannt, der wirklich jetzt in dem herzigsten Alter ist. Die kleine heisst Arabella, dann hat er eine Romana und eine Silvia – Sie sehen er ist den Namen treu die sein Vater liebte!

Christiane ihr aeltester geht schon nach Harvard 18 Jahre und die zwei andern 16, 14. Ich war in Amerika und es war ein ganz grosser Eindruck, ich war 5 Monate dort.

Bitte, lieber Robert, gruessen Sie alle, die sich meiner erinnern herzlich

Ihre

Gerty H.

UNZUREICHEND DATIERT

133. Hofmannsthal an Michel, Postkarte – Salzburg, 3. September

Salzburg 3 IX.

Lieber Robert

ich schreibe jetzt sofort nach Empfang Deines Briefes, im gewünschten Sinn an die Buchgemeinschaft.

Immer Dein Hugo

Hugo von Hofmannsthal

Vier Briefe an Paul Kahn aus dem Jahre 1905

Herausgegeben und kommentiert von Ernst Schulin

Im Nachlaß von Paul Kahn (Privatbesitz) befinden sich vier Briefe von Hugo von Hofmannsthal, die hier mitgeteilt werden. Alle sind vierseitig auf $17,7 \times 22,4$ cm großen Bogen geschrieben. Auch zwei kleine Umschläge ($9,3 \times 12$ cm) sind erhalten. Aus dem Poststempel des einen ergibt sich die Jahreszahl 1905.

Paul Kahn (1871–1947) war ein Sohn des wohlhabenden Mannheimer Bankiers und Fabrikanten Bernhard Kahn (1827–1905). Einige der Geschwister von Paul waren mit dem Berliner Kultur- und Wirtschaftsleben verbunden: seine Schwester Clara als Frau des Juristen Paul Jonas, des Mitbegründers und Rechtsberaters der »Freien Bühne«, seine Schwester Lili als Frau des AEG-Direktors Felix Deutsch und sein Bruder Robert als Komponist und Professor an der Hochschule für Musik. Innerhalb der Rechtswissenschaft spielte sein Bruder Franz eine bedeutende Rolle, und am berühmtesten wurde sein Bruder Otto H. Kahn im fernen New York als einer der reichsten Bankiers und großzügigsten Mäzene, vor allem für die Metropolitan Opera.

Paul Kahn galt als vielseitig begabt und liebenswürdig, war aber beruflich ziellos. Eine Stelle in der AEG in Berlin gab er bald wieder auf. Durch seine Geschwister Clara und Robert lernte er Gerhart Hauptmann kennen, verbrachte mit ihm und Robert im August 1899 Ferientage auf Hiddensee und wohnte bei ihm 1903 und 1904 jeweils einige Wochen als »Sekretär, Freund und lieber Hausgenosse« in Agnetendorf. Sehr beliebt war er dort auch als Klavierbegleiter der Geige spielenden Margarete Hauptmann.

Hofmannsthal hat ihn wahrscheinlich Ende Oktober 1903 getroffen, als er sich zur Uraufführung seiner »Elektra« in Berlin aufhielt. Sie fand am 30. Oktober im Kleinen Theater unter der Regie von Max Reinhardt statt, und nur einen Tag später folgte im Deutschen Theater die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns »Rose Bernd«. Paul Kahn, der damals in Wilhelmshagen nördlich von Berlin wohnte, hat zwar nach

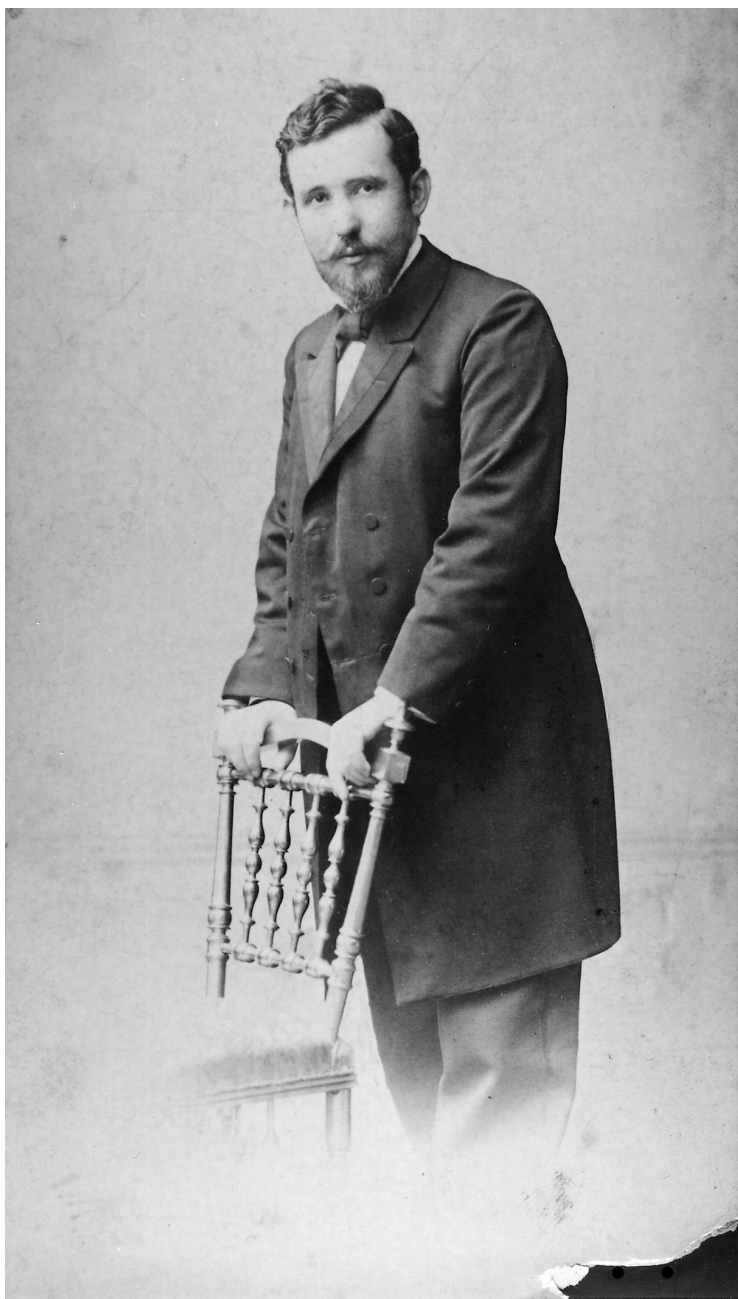
Ausweis seines Tagebuchs nur Hauptmanns Uraufführung gesehen (und am Vorabend ihre Generalprobe), dürfte aber Hofmannsthal bei einem der gesellschaftlichen Treffen kennengelernt haben. Daß er sich für ihn interessierte, sieht man daran, daß sich in seiner Bibliothek neben der »Rose Bernd« die (auf 1904 vordatierte) Erstausgabe der »Elektra« mit der Notiz »Wilhelmsh., Novemb. 03« befindet. (Vier weitere Ausgaben von Hofmannsthal kaufte er sich 1904: »Der Tod des Tizian«, »Victor Hugo«, »Ausgewählte Gedichte, zweite Ausgabe« und das auf 1905 vordatierte »Märchen der 672. Nacht«.)

Das Treffen Ende 1903 in Berlin – im folgenden Jahr ist Hofmannsthal dort nicht gewesen – läßt sich aus dem ersten Brief vom 6. Januar 1905 entnehmen, in dem Hofmannsthal bedauert, ihn »diesmal wohl nicht im Norden« zu sehen. Ende November 1904 war Paul Kahn von Agnetendorf zu seinem todkranken Bruder Franz nach Straßburg gereist. Dieser starb am 6. Dezember. Danach fuhr Paul zu seinen Eltern, die nicht mehr in Mannheim sondern in Heidelberg wohnten, und kümmerte sich um den Nachlaß seines Bruders. Von Heidelberg aus dürfte er Anfang 1905 an Hofmannsthal geschrieben und selbst oder im Namen seiner Eltern eine Spende für den Schriftsteller Peter Altenberg angeboten haben.

Er hatte also – wohl durch seine Schwester Clara Jonas oder durch Hauptmann – davon gehört, daß Hofmannsthal bei Freunden Beiträge zur Unterstützung dieses exzentrischen Wiener Literaten sammelte, der damals durch den Bankrott des väterlichen Geschäfts mittellos geworden war. Altenberg sei schwer nervenkrank, schrieb Hofmannsthal am 7. Januar 1905 in einem Brief, ohne jedes Einkommen und müsse vor dem Verhungern geschützt werden; er sei ihm unsympathisch, tue ihm aber leid, und er versuche eine zwei Jahre laufende Hilfe zu organisieren.¹ Schon im Mai 1904 hatte der Verleger Samuel Fischer mit Alfred Kerr eine Hilfsaktion beschlossen, zu der Gerhart Hauptmann, Max Liebermann, Walther Rathenau und viele andere beitrugen; sie hatte über 2.600 Mark ergeben.² Nun übernahm Hofmannsthal die Fortführung

¹ Hugo von Hofmannsthal, Brief-Chronik, hg. v. Martin E. Schmid, Bd. I, Heidelberg 2003, Sp. 896 (an Wladimir Schmujlow).

² Brief Fischers an G. Hauptmann vom 27.5.1904, in: Samuel Fischer, Hedwig Fischer, Briefwechsel mit Autoren, hg. v. Dierk Rodewald u. Corinna Fiedler, Frankfurt a. M. 1989, S. 217f. mit Anm. S. 912. Altenbergs Dankesbrief vom Sommer 1904 ebd. S. 391.



Paul Kahn um 1905

dieser Hilfe. Fischer fand es schwer, »in Berlin weiteres für Altenberg zu erreichen«, regelte aber die Überweisung der neu gesammelten Beträge auf dessen Berliner Konto.³

I

Rodaun bei Wien

6 I

Lieber Herr Kahn

so freundlich von Ihnen, an das zu denken. Noch netter wäre es gewesen, wenn Sie ein bißchen von Ihnen und Ihrem Leben geschrieben hätten. So sieht man Sie diesmal wohl nicht im Norden? Wir gehen etwa in einer Woche nach Berlin. Mein neues Stück wird bei Reinhardt aufgeführt.⁴

Bitte schicken Sie das Geld, für das ich herzlich danke, gelegentlich unter Beifügung meines Namens an die oesterr. Central Bodencredit Bank Wien I Hohenstaufengasse 12.

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

II

Rodaun 6 II.

Lieber Herr Paul Kahn,

ich danke Ihnen herzlich für das schöne Buch, ich bewahre es mit Freude zum Andenken an die schönen freundlichen Tage in Agnetendorf, in denen auch wir einander näher gekommen sind, als in der großen Stadt.⁵

³ Fischer an Hofmannsthal 2.3.1905, ebd. S. 540.

⁴ »Das gerettete Venedig« wurde am 21.1.1905 im Lessingtheater uraufgeführt, aber unter der Regie von Emil Lessing.

⁵ Gerhart Hauptmann war bei der Uraufführung des »Geretteten Venedig« dabeigewesen. Auf seine Einladung fuhr Hofmannsthal mit seiner Frau am 26. Januar wohl mit ihm

Erlauben Sie mir, Ihnen eines der Büttenpapier-Exemplare des »Geretteten Venedig« zu schicken, sagen Sie aber, bitte, ein Wort (nur auf einer Postkarte) an welche Adresse.

Die 100 Mark, die Sie so freundlich waren, mir zu leihen, sind nun wohl in Ihren Händen – ich sandte sie an Ihre Frau Schwester.⁶ Ich wußte nicht, ob Sie vielleicht gewünscht hatten, ich sollte sie sogleich als Beitrag für 10 Monate für P. A.⁷ behalten. Ich dachte daran, wußte aber nicht, ob es Ihnen gefaßt hätte. Jedenfalls bitte ich aber, fassen Sie es nicht so, als wollte ich Ihre so freundlich angebotene Mithilfe in dieser Sache hierdurch ablehnen. Bitte schicken Sie mir den Betrag für ein Jahr wenn es Ihnen paßt – ich habe ihn schon eingerechnet.⁸ Und wenn Sie jemandem begegnen, wie gesagt ... und der auch die Bücher von P. A. kennt, so denken Sie daran, bitte.

Meine Frau grüßt Sie herzlich.

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

zusammen nach Agnetendorf und blieb dort bis zum 31. Januar. Hauptmann hatte vorher, am 24. 1., von seinem Hotel in Berlin aus an Paul Kahn geschrieben: »Liebster Herr Paul, Ich habe einen so grenzenlosen Musikhunger, ehrlich, kummervoll, daß ich bitten muß: kommen Sie so bald wie möglich zu uns verschmachtenden! Lieber heute als morgen! Immer Ihr Gerhart Hauptmann.« (Nachlaß Paul Kahn, wie auch alle späteren, in den Fußnoten nicht weiter nachgewiesenen Briefzitate.) Also kam Paul Kahn auch nach Agnetendorf (und blieb bis zum 5. Februar). Es wurde Schlitten gefahren; davon berichtet eine Ansichtskarte vom 30. 1. an Ludwig von Hofmann, die Hauptmann, das Ehepaar Hofmannsthal und »P. Kahn« unterschrieben. (Brief-Chronik, Sp. 900.) Hofmannsthal dankte dann Margarete Hauptmann am 6. 2. aus Rodaun für die »freundlichen Ausruhtage« und ihr Geigenspiel; hier war sie von Paul Kahn am Klavier begleitet worden.

⁶ Paul Kahn hatte ihm das Geld wohl in Agnetendorf geliehen. Hofmannsthal schickte nicht nur das Geld, sondern auch diesen Brief an die Schwester, Frau Justizrat Jonas, nach Charlottenburg.

⁷ Peter Altenberg. Kahn hat sich übrigens in diesen Wochen (noch in Wilhelmshagen 1905) die bei Fischer erschienenen Bücher von ihm gekauft: »Ashantec« (1897) und »Wie ich es sehe« (4. Aufl. 1904).

⁸ Diese etwas umständlichen Ausführungen deuten darauf hin, daß Paul Kahn zwar Geld für Peter Altenberg versprochen, aber nach Hofmannsthals erstem Brief vom 6. Januar noch nicht geschickt hatte. Daher dessen Unsicherheit, ob er die geliehenen 100 Mark als Spende auffassen durfte. Erst nach diesem zweiten Brief kam das »große Geldgeschenk« der Eltern, wie sich aus dem dritten ergibt.

Bezugsgut Peter Altenberg			überwiesen an S. Fischer		Kr.	
empfang von:	für Dauer Monate	Betrag Kr.				
Schalk	12	60	Jänner 1905	...	360	
Richard	"	120	Februar	...	360	
Heymel						
Paul Kahn	(einmal)	1350				
Frau Stern						
Heiseler	München 6	100 Mark.				
Paul Kahn Jänner 1906 100 M.						

Angelegenheit Peter Altenberg

empfang von	für Dauer Monate	Betrag Kr.
Schalk	12	60
Richard	"	120
Heymel		
Paul Kahn	(einmal)	1350
Frau Stern		
Heiseler München	6	100 Mark.
Paul Kahn	Jänner 1906	100 M.

überwiesen an S. Fischer		Kr.
Jänner 1905		360
Februar "		360

(Original des Blattes im Freien Deutschen Hochstift, Stiftung Volkswagenwerk, E III 236. 116b.)

Rodaun 20 II.

Lieber Herr Paul Kahn,

verzeihen Sie meine Zerstreutheit: obwohl Sie mir schrieben, daß Sie vom 14ten – 20ten verschollen sein werden, habe ich glaub ich, das Exemplar des »gerett. Venedig« den 13ten von hier nach Wilhelmshagen geschickt, so daß es erst nach Ihrer Abreise dort eingelangt sein dürfte.⁹ Bitte schreiben Sie mir ein Wort, ob Sie es erhielt[en]. Für das große Geldgeschenk, das Ihre Eltern mir durch Sie zugekommen lassen, bitte ich Sie, meinen herzlichen Dank anzunehmen und zu übermitteln.¹⁰ Ich empfinde es als etwas tief Wohlthuendes und Freundliches, daß Sie – der mich kaum kennt – in dieser Weise mir helfen und mich erleichtern – denn diese Angelegenheiten fremder Menschen und die eigene Unfähigkeit, ausgiebig zu helfen – eine Sache, die sich schmerzlich oft wiederholt – deprimiert mich tief, und häufig.

Darf ich, glauben Sie, von dieser für P. A. bestimmten Summe, die ich auf 2 Jahre vertheile, einen geringen Theil (etwa 1/5) diesem Zweck entfremden und einem anderen Zweck, natürlich der gleichen Art, zu-

⁹ Es ist unbekannt, wohin Paul Kahn nach seinem Aufenthalt in Agnetendorf fuhr. Er bereitete in diesen Wochen seinen Umzug von Wilhelmshagen nach Heidelberg vor, wohin er Ende März 1905 übersiedelte. Hofmannsthal schickte diesen Brief vom 20. 2. nach »Heidelberg, Villa Lassich« (= Lassig), also an die Adresse von Paul Kahns Eltern.

¹⁰ Es handelte sich tatsächlich um eine vergleichsweise besonders hohe einmalige Spende. Hofmannsthal notierte auf einem Blatt »Angelegenheit Peter Altenberg«, das mir Herr Dr. Konrad Heumann, Frankfurt a. M. freundlicherweise in Kopie geschickt hat, er habe von Paul Kahn »(einmal) 1350« Kronen empfangen. (Bei zwei anderen Spendern waren es für die Dauer von 12 Monaten 60 bzw. 120 Kronen.) Den Betrag hat Hofmannsthal aus 1100 in 1350 korrigiert, möglicherweise durch Umrechnung von Mark in Kronen. Wieviel die Eltern Kahn spenden wollten, geht aus einem Brief von Emma Kahn an ihren Sohn Paul Ende Januar 1905 hervor. Dort schreibt sie, daß sein Bruder Otto H. Kahn in New York 50.000 Mark zur Verfügung gestellt habe, und zwar für die Stiftung eines Instituts für Internationales Recht zum Andenken an den verstorbenen Franz Kahn (und mit dessen juristischer Bibliothek). Die Eltern Kahn wollten davon 10.000 Mark für andere Zwecke abzwiegen, darunter 1000 für Peter Altenberg. »Ich finde das besser, Du wohl auch«, schrieb die Mutter. »Die 1000 M. für Altenberg kann man ja verwalten, frage einmal Hofmannsthal an.« Wenn dieser auf seinem Blatt zunächst 1100 (Mark?) notierte, so könnte sich das daraus erklären, daß Paul Kahn 100 Mark zugelegt hat, vielleicht auch als nochmaligen Betrag für das nächste Jahr. Denn Hofmannsthal notierte auf seinem Blatt außerdem: »Paul Kahn, Jänner 1906. 100 M.«

führen, wo es sich um die gleiche äußerste Noth handelt, aber um ein viel reineres und rührenderes menschliches Wesen, einen Mann, der mir viel näher steht als Altenberg, aber eben kein Künstler oder Schriftsteller – bitte fragen Sie vielleicht und beantworten es mir aufrichtig.¹¹

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

IV

R. 31 III.

Lieber Herr Paul Kahn,

ich komme aus Ragusa zurück und finde diese traurige Nachricht. Es thut mir so schmerzlich leid! Ich denke viel an Sie. Vielleicht übermitteln Sie auch Ihrer Schwester Clara gelegentlich meine herzliche Teilname.

Ihr aufrichtig ergebener

Hofmannsthal

Die traurige Nachricht war die Anzeige vom Tode des Vaters Bernhard Kahn. Und damit endet die Korrespondenz Hofmannsthals mit Paul Kahn. Da dieser die Briefe seiner Geschwister und Freunde und nicht zuletzt die von berühmten Zeitgenossen (Gerhart und Margarete Hauptmann, Arthur Schnitzler, Walther Rathenau u. v. a.) sorgfältig aufbewahrte, ist nicht anzunehmen, daß spätere Briefe von Hofmannsthal existiert haben.

Die vier hier mitgeteilten dürften natürlich für die »Kulturgeschichte« der deutsch-jüdischen Familie Kahn interessanter sein als für die Hof-

¹¹ Wer dieser andere Mann war, ist unbekannt. Vielleicht der todkranke (noch 1905 verstorbene) Freund Edgar Karg von Bebenburg, falls er ihn bei dessen hohen Behandlungskosten unterstützen wollte. Vgl. Brief-Chronik, Sp. 910.

mannsthal-Forschung.¹² Man erfährt immerhin etwas darüber, wie er mit Geldsachen umging, halb zerstreut, halb eigenmächtig, etwas deprimiert und hilflos beim Helfenwollen. Am 12. Februar 1905 schickte er aus den eingegangenen Spenden erstmals 360 Kronen für Altenberg an Fischer: »Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich annehme, dass Sie ihm schon von diesem Monat an eine Unterstützung schicken. Es scheint dringend notwendig zu sein.« Zwei Wochen später, am 27. Februar, schrieb er ihm: »Von Altenberg erhielt ich unlängst einen lebhaften Dankbrief, in welchem er seine »näheren Freunde« beschuldigt ihn verhungern zu lassen. Da er ein sehr unsicherer Herr ist, und gewiß andern erzählt, *ich* ließe ihn verhungern, so bitte ich Sie, schreiben Sie mir gelegentlich, wie viel Sie ihm monatlich schicken, damit ich vor mir selbst darüber ruhig bin. Ich weise Ihnen dieser Tage abermals 360 Kronen an.«¹³ Auch in den folgenden Jahren ist Altenberg weiter unterstützt worden; Hofmannsthal trug jeweils dazu bei, war aber wohl an der Organisation nicht mehr maßgebend beteiligt.¹⁴

Daß er noch an Paul Kahn gedacht hat, ist nach 1905 durch Clara Jonas zweimal überliefert. Sie schrieb ihrem Bruder am 29. Januar

¹² Über »Kahns und Deutsche« ist eine Monographie in Vorbereitung. Bisher: Ernst Schulin, Walther Rathenaus Diotima. Lili Deutsch, ihre Familie und der Kreis um Gerhart Hauptmann, in: Hans Wilderott (Hg.), Die Extreme berühren sich. Walther Rathenau 1867–1922, (Ausstellungskatalog Deutsches Historisches Museum), Berlin 1993, S. 55–66.

¹³ Samuel Fischer, Briefwechsel mit Autoren, S. 538f. Auch auf dem in Anm. 10 zitierten Blatt »Angelegenheit Peter Altenberg« notiert Hofmannsthal diese beiden Überweisungen an Samuel Fischer: »Jänner 1905« und Februar je 360 Kronen. In seiner Antwort vom 2. 3. 1905 informierte ihn Fischer darüber, daß alle Zahlungen auf das Konto Altenberg überwiesen würden und dieser nach eigenem Ermessen darüber verfüge: »Er entnimmt (sehr sparsam) der Bank jeweils das notwendige.« Ebd. S. 540.

¹⁴ Darüber Fischer, Briefwechsel, S. 68, 195, 391 und die Anmerkungen S. 858 u. 912. Altenberg kümmerte sich selber um die Organisation, wie aus einem Brief von Arthur Schnitzler an Hermann Bahr vom 16. 11. 1912 hervorgeht: »Neulich schrieb mir Peter Altenberg, daß eine Anzahl derjenigen Leute, die ihn im Laufe der letzten Jahre regelmäßig unterstützten, allmählich ausgesprungen seien und fragt mich zugleich, ob ich bereit wäre an Stelle dieser Leute einzutreten und andere im gleichen Sinne zu gewinnen. Unter diesen nennt er Dich und so frage ich an, ob Du bereit wärst, ihm monatlich bis auf Weiteres einen zu bestimmenden Betrag anzuweisen, wie es vorläufig Hugo und ich zu tun gedenken. Bist Du einverstanden, so teile es mir freundlichst mit und schreibe zugleich an S. Fischer, mit welchem Betrag Du Dich zu beteiligen gedenkst. Fischer will es nämlich übernehmen, das Geld allmonatlich an P. A. zu expedieren.« In: Donald G. Daviau (Hg.), The Letters of Arthur Schnitzler to Hermann Bahr. Chapel Hill 1978, S. 109f.

1906 nach Rom, daß sich Hofmannsthal, der zur Uraufführung seines Schauspiels »Ödipus und die Sphinx« nach Berlin gekommen war, nach ihm erkundigt habe und ihn grüßen lasse. Paul Kahn hatte Ende 1905 begonnen, längere Reisen nach Italien, England und Griechenland zu unternehmen. Er blieb dann im Süden, heiratete 1908 eine Griechin und leitete später das Büro der AEG in Athen.

Am 5. Juli 1911 schrieb ihm Clara vom Kurhaus Semmering aus dorthin. Sie erzählte, eine Woche lang hätten sie und Otto Brahm, mit dem sie seit vielen Jahren ein Liebesverhältnis hatte, angenehme Gesellschaft gehabt: Schnitzlers, Wassermann und Hofmannsthals. »Der Hofmannsthal (den ich nicht sehr mag & die Frau ist ein Gänschen, die man nicht gut ertragen kann) hat sich sehr nach Dir erkundigt & läßt Dich grüßen & er hätte Deinen Namen in einem Kloster (kann's Phokis heißen?) gelesen & gehört, Du wärest ein paar Tage dort gewesen. Der schreibt & übersetzt allerlei, aber mir scheint er kleiner und unsicherer geworden zu sein.«

Das bezieht sich auf die Griechenlandreise, die Hofmannsthal mit dem Grafen Kessler und Maillol April/Mai 1908 unternommen hatte. Von Delphi aus waren sie am 9. Mai zum Kloster Hosios Lukas geritten und hatten dort übernachtet. Hofmannsthal hat später im ersten Abschnitt seiner »Augenblicke in Griechenland« darüber geschrieben. (»Das Kloster des heiligen Lukas.«) Dort fand er also offenbar einen Gästebucheintrag von Paul Kahn. Der war (nach dessen Tagebuch) am 22. April 1908 auf einem Maultier dorthin geritten, – nur etwas mehr als zwei Wochen vorher.

Nilpferde in den Gärten der Semiramis.

Hofmannsthals »Cristinas Heimreise« im Licht zeitgenössischer Rezeption (1910–1930)

Herausgegeben von Mathias Mayer

Einleitung

Die Geschichte der Fassungen von »Cristinas Heimreise« ist nicht nur kompliziert und langwierig – sie erstreckt sich von 1908 bis 1926 –, sie ist als Teil von Hofmannsthals Bühnenerfahrung auch schmerzlich, denn diesem von ihm selbst schließlich als »uneigentliches Theaterstück«¹ qualifizierten Werk blieb trotz vielfacher Bemühungen der Durchbruch versagt. Dabei ist gerade der Versuch, im Bereich der Komödie Fuß zu fassen, für die Bemühung um das »Soziale« von programmatischer Bedeutung: Der Bruch mit George, die Zusammenarbeit mit Richard Strauss und schließlich das gescheiterte Ringen um »Silvia im Stern« stellten bereits erschwerte Vorbedingungen dar. 1908 als »Florindos Werk« begonnen, aber nicht publiziert, folgten 1910 zwei Aufführungen der daraus hervorgegangenen Komödie »Cristinas Heimreise«, einmal im Februar 1910 in Berlin (drei Akte), dann im Mai 1910 in Budapest (mit der Opferung des Schlußaktes). Weitere Aufführungen – als Einakter »Florindo« 1921 und dann wieder in der Budapester Fassung 1926 an der Wiener Josefstadt – blieben folgenlos.

Dabei ist diese schmerzliche, durchaus aufschlußreiche Textgeschichte auch mit der Wahrnehmung durch die Zeitgenossen verknüpft. Schon die Dokumentation der Zeugnisse Hofmannsthals aus seinen Briefwechseln² konnte Einblicke in die Werkstatt bieten. Aber erst die Chronik der öffentlichen Aufnahme, überwiegend der Theateraufführungen, kann nun ein authentischeres Bild davon vermitteln, mit welchem Erwartungshorizont der Zeitgenossen eine Hofmannsthalsche Bühnenauffüh-

¹ BW Andrian, S. 373.

² SW XI Dramen 9, S. 731–836.

rung zu rechnen hatte. Aus den nachfolgend abgedruckten Rezensionen zwischen 1910 und 1930, ergänzt um wenige Stimmen von Lesern, die keine Aufführung beschreiben (Josef V. Widmann, Arnold Zweig, Arnold Gehlen), geht das mehr als kritische Klima anschaulich hervor, in das Hofmannsthals Komödie kam. Die vielfach ganz konkret greifbaren Vorbehalte sammeln sich zu einem in seiner Kritik eher noch geschärften Profil zeittypischer Argumente; so erfahren wir nicht nur, daß die Berliner Uraufführung vier Stunden dauerte, daß sich der Beifall von Akt zu Akt verringerte, sondern es schlägt sich auch die Enttäuschung vieler Beobachter nieder (und Hofmannsthal konnte sie ein Stück weit nachvollziehen), daß diese Komödie durch übergroßen Ernst zu sehr beschwert worden ist. Darüber hinaus aber zeigt sich hier ein theatergeschichtlich höchst anschauliches Spiegelbild der Reinhardt-Bühne, die Schauspieler werden im einzelnen gewürdigt und gewinnen noch im großen zeitlichen Abstand Plastizität. Mit Monty Jacobs, Siegfried Jacobsohn und schließlich Herbert Ihering meldet sich auch eine gewichtige Riege der zeitgenössischen Kritik zu Wort, mit Josef Viktor Widmann, der Budapester Aufführung und der französischen Besprechung von Tibal weitet sich die berlinzentrierte Wahrnehmung des österreichischen Stückes wenigstens zeitweise ins Mitteleuropäische. Immer wieder wird »Cristinas Heimreise« an den anderen Werken des Autors gemessen, besonders an »Der Abenteurer und die Sängerin«, jener schon 1899 gespielten Szene des gealterten Casanova. Dabei spielt nun, 1910, Hofmannsthals Entscheidung für die Prosa eine gewichtige Rolle – seine Sprache wird als vergleichsweise einfacher anerkannt, überwiegend aber als »getrocknetes Papierdeutsch« (Kp. 12.2. 1910), als lebensfremde »Lese Frucht« (Rudolf Lothar), als »Literatur aus Literatur« (Paul Goldmann) kritisiert; nur Julius Elias hält energisch dagegen: »Der Prosa-Ausdruck ist von höchstem kolloquialen Reize; nichts Buchmässiges haftet seiner Fülle an«. Hofmannsthal bekommt immer wieder das Urteil vorgehalten, sich ungebremst als Eklektiker der vorhandenen Literatur zu bedienen, er gilt dem Rezensenten der »Rheinisch-Westfälischen Zeitung« als bloßer Dekorateur. Was angesichts der hochdramatischen Stoffe einer »Elektra« oder eines »Ödipus« in der Anlehnung an vorhandene Stücke die filigrane Intertextualität Hofmannsthals zusammenhalten konnte, wendet sich nun, bei der Komödie, sehr viel kritischer gegen den Autor: Seine Lebensferne und blutleere Lebloisigkeit – gerade das hatte man

der »Elektra« kaum vorwerfen können – treten für viele Kritiker um so deutlicher hervor, als die neue Komödie als Entwicklungsstadium, aber so gut wie nicht als Fortschritt des Autors gewertet wird. Richard Otto Frankfurter etwa findet den melancholisch-resignativen Unterton Hofmannsthals wieder, nimmt indessen am »babelischen Stilgewirr« erheblich Anstoß. Aber nicht nur am eigenen Werk wird der Autor gemessen, Hauptmann, Schnitzler und Wedekind werden zum Vergleich aufgeboten. Überdies wird die Komödie historisch eingeordnet, Goldoni und Lessing, die Wiener Posse, aber auch Iffland, Kotzebue und Birch-Pfeiffer werden – besonders angesichts des ursprünglichen Schlußaktes in Capodiponte – maliziös angeführt. Quasi stereotyp zieht sich die Beobachtung durch die Texte, daß Hofmannsthal hier seinen Don Juan geschrieben habe, wobei gelegentlich sogar Mozarts Oper herbeizitiert wird – nicht ganz unpassend, wenn man bedenkt, daß Hofmannsthal ursprünglich auch an ein Singspiel gedacht hatte. Die Dokumente bieten aber nicht allein theatergeschichtliche Zeugnisse, sie spiegeln – etwa in der sehr heterogenen Bewertung der Komik von Pedros exotischer Phantasie oder des (fast Thomas Bernhard vorwegnehmenden) Hausknechts – Einblicke in die zeitgenössische Mentalität, von der wir nun immerhin erfahren, daß »Prinzessin August Wilhelm« (!) die Aufführung empört vorzeitig verließ. Die Rezensionen werden hier zu einem Querschnitt wilhelminischer Positionen, – im Kontext kolonialistischer Perspektiven lesen sich die Gegenüberstellungen von Tomasos hinterindischem Heimweh oder von Pedros umgekehrter Sehnsucht nach der Schnelligkeit der »sehr guten Sache« bei den Häuptlingsfrauen fast als eine Globalisierung der Reise-Thematik. Denn die frühen Beobachter und Kritiker des Stückes haben eine erstaunliche Sensibilität für die spezifische Färbung der Komödie bewiesen: Nicht nur das Verhältnis von Stadt und Land wird aus dem Szenenwechsel von Venedig ins Gebirge thematisiert, auch der in der Komödie inszenierte, dann zu sehr belastete Zusammenhang von Fremde und Nähe, von Ferne und Heimat stellt das Zentrum der »Heimreise« in einen größeren Horizont. So lassen sich die Besprechungen denn auch für einen geschärften Blick auf die Identitätsproblematik des Lustspiels nutzen, wenn etwa Paul Zifferer die Verbindung zu Hofmannsthals Lebensthema der Wege und Begegnungen sichtbar macht: »An einem Kreuzweg begegnen einander die Menschen«, Einmaligkeit und Wiederholung, Dauerhaftigkeit und

Veränderung, Identität und ›Mobilität‹ werden miteinander verschränkt; aber diese subtilen Bezüge zum Verhältnis von Elektra und Chrysothemis, von Ariadne und Zerbinetta, sie sind offenbar mehr dem Text als der Bühnenpraxis zu entnehmen gewesen. Und das uneigentliche Theaterstück hat etwas von einem uneigentlichen Libretto.

Aber auch gezielte Hinweise zu Hofmannsthals Quelle, den Memoiren Casanovas, finden sich (bei Paul Goldmann und Hermann Kienzl); Hofmannsthals Handlungsverlauf wird an Casanovas Liebesgeschichte kritisch geprüft. Insofern bietet die vorliegende Sammlung auch Einblicke in die Quellenkritik und deren spezifische Bewertung; besonders kann die Rezeption mitverantwortlich gemacht werden für die von Hofmannsthal unternommenen Schritte, etwa den ursprünglichen Capodiponte-Schlußakt, der in Berlin nahezu plump gewirkt haben muß, für die Budapester Fassung zu streichen (das hatte Siegfried Jacobsohn empfohlen), wofür Hofmannsthal dann allerdings doch wieder heftig kritisiert wurde (von Eugen Mohacsí und Richard Specht): Die Opferung dieses Schlußaktes erscheint keineswegs als gelungen, nicht im Sinne eines organischen Fragments, sondern vielmehr als Verkrüppelung, – ein Zeichen dafür, wie schwer sich die Veränderungen am Text auf der Bühne plausibel machen konnten. Mit einem gewissen Mut zur Verzweiflung entschloß sich Hofmannsthal dann 1921 zur Konzentration auf den ersten Akt, der dann auch konsequenterweise nach der Hauptfigur »Florindo« benannt wurde.

Die Zeugnisse bieten somit ein ungeschöntes Bild einer zeitgenössischen Rezeption, die nach 1918 freilich nicht freundlicher werden konnte. Je kritischer die Bilanz ausfällt, desto deutlicher wird indessen die Repräsentation der seinerzeitigen Wahrnehmung, auf die Hofmannsthal produktiv zu reagieren versuchte. Dazwischen stehen die selbständigen Stimmen der Leser, besonders Arnold Gehlens 1925, die diesem Text jedoch seine ernsthafte Seite abzugewinnen vermochten.

Dabei ist nicht zuletzt der Zeitpunkt von Gehlens Würdigung aufschlußreich, 1925, als selbst der Dichter so gut wie alles Vertrauen in gerade dieses Stück verloren hatte. Doch im Unterschied zu manchen zeitgenössischen Versuchen, Hofmannsthals Werk in chronologischer Ordnung Revue passieren und dabei auch einem Werk wie »Christinas Heimreise« relative Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, stellt Gehlen gerade dieses Stück mit hohem Anspruch außerhalb der Werkgeschichte.

Zwar liegen »Der Schwierige« und »Jedermann«, auch »Das Salzburger Große Welttheater« vor, Gehlen aber erkennt in der »Cristina«-Komödie – als Entscheidung, die Welt als Komödie zu sehen – »das Resume eines ganzen künstlerischen Lebens, eine Konfession, die an Breite der Voraussetzungen schlechterdings nur mit den entsprechenden Werken Ibsens oder Hauptmanns vergleichbar ist«.

Die vorgelegten Rezensionen treten neben die umfangreicheren Sammlungen zur »Frau ohne Schatten«³ zum »Schwierigen«⁴ und zum »Andreas«.⁵

Für kompetente und schnelle Hilfe ergeht herzlicher Dank an Herrn Dr. Eckart Früh, Wiener Stadt- und Landesbibliothek, sowie an Herrn Dr. Konrad Heumann, Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt am Main.

Texte

10. Februar 1910, Paul Zifferer⁶

Das neue Lustspiel Hugo v. Hofmannsthals.
(»Cristinas Heimreise.«)

Heimfahrt: Man schüttelt die Hände, die sich einem entgegenstrecken, man blickt in feuchte Augen. Aber die Gedanken haben schon längst Abschied genommen. Es ist einem zu Mute, als stehe man zwischen zwei Welten. Dort lockt die Fremde. Hier ruft die Heimat. Jede Reise ist gleichsam ein Ausflug in ein neues Leben. Man bricht mit seiner

³ Claudia Konrad, »Die Frau ohne Schatten« von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss. Studien zur Genese, zum Textbuch und zur Rezeptionsgeschichte (Hamburger Beiträge zur Musikwissenschaft, Bd. 37), Hamburg 1988, bes. S. 138–340.

⁴ Douglas A. Joyce, Hugo von Hofmannsthal's »Der Schwierige«. A Fifty-Year Theater History, Columbia 1993.

⁵ Hofmannsthals »Andreas«. Nachträge, Nachfragen und Nachwirkungen, hg. von Matthias Mayer, in: HJb 7 (1999), S. 101–197.

⁶ 1879–1929, Schriftsteller, später Kultur- und Presseattaché bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris.

Vergangenheit, löst sich von der Scholle, wird ein anderer. Zu Hause besinnt man sich dann, reibt sich die Augen. Das Erlebnis der Reise fällt von den Schultern wie ein buntes Maskengewand. Man verschließt es in einem Schrein, achtet seiner nicht mehr. Aber später, mitten im Alltag, holt man es hervor und lächelt, fühlt sich durch die Erinnerung seltsam beschwichtigt. Die Heimreise war eine Reise in den Frieden.

Diese Stimmung ist über das neue Lustspiel Hugo v. Hofmannsthals gebreitet. Nächster Tage schon wird es in Berlin lebendig über die Bühne schreiten. Aber jetzt gehört es noch dem Dichter. Wir betreten dessen Werkstatt, blicken über seine Schulter, während er an seinen Gestalten bosselt. Nun schiebt er den Vorhang beiseite. Ein zartes Bild entschleiert sich uns. In einer Barke, die gerade vom Ufer abstößt, steht aufrecht ein junges Mädchen. Ihr schlanker Körper ist in bäuerischen Sonntagsstaat gehüllt, silberne Nadeln durchbohren ihr Haar. Aber weich und abgerundet sind ihre Bewegungen. Ihre roten Lippen scheinen durstig geöffnet, ans Ufer geklammert ist ihr Blick. Und von drüben her vermeint man langgezogen, sehnsüchtig den Ruf zu vernehmen: Cristina!

Bevor wir Cristinas Heimreise erzählen, müßten wir eigentlich von der leichtfertigen Antonia sprechen und von ihrer jungen Schwester Teresa und von der hübschen Schneidersfrau zwei Häuser um die Ecke. Denn sie alle hat Florindo um Cristinas willen betrogen, wie er sie vorher eine mit der anderen betrog. Cristina schickt sich gerade an, abzureisen. Halbwüchsige Bursche bringen ihr Gepäck, einen ganzen Berg von Körben und Taschen und zu oberst ein kleines Vogelbauer, auf dessen Stäbe sie in verträumter Zärtlichkeit ihre Lippen preßt. Von Antonias Fenstern aus hat Florindo das Spiel betrachtet. Mit wirrem Haar, einen Mantel lose umgeschlagen, läuft er auf die Straße, bleibt dicht vor Cristina stehen, die er mit seinen Blicken verzehrt: »Der Vogel hat zu viel! Das unvernünftige Tier verdient nicht dieses Übermaß von Glück. Ich will nicht, daß Sie ihn vor meinen Augen küssen. ...« Die Barke stößt vom Ufer, Cristina lächelt verwirrt. Ihr Lächeln sagt: Wer mich lieb hat, folgt mir. ... Gleich wird sie verschwunden sein. Vor wenigen Minuten erst ist sie Florindo begegnet. Und er kam aus den Armen einer Dirne. Aber nun ist ihm zu Mute, als könne er nimmer ohne Cristina leben. Da springt er der Barke nach. Am Ufer harrt seiner ein kleiner Bub mit dem Brieflein einer amourösen Dame. Er hat den liederlichen Herrn Florindo in der ganzen Stadt gesucht von einem Spielsaal zum andern. Neben dem Buben steht

Antonia und ringt verzweifelt die Hände. Die kleine Teresa hält sich abseits und verspottet die Schwester. Aber Florindo hört nicht mehr die weinerliche Stimme des Knaben, er sieht nicht die Tränen Antonias, nicht die verächtlich emporgezogenen Lippen Teresas. Er sitzt in schaukelnder Barke zu Cristinas Füßen und flüstert ihr törichte Worte der Liebe zu.

In einem kleinen Gasthof am Wegesrande werden Geigen und Flöten gestimmt. Treppauf, treppab wirbelt das Gesinde: der alte Romeo, das Küchenmädchen, der Hausknecht. Über die weißgedeckte Tafel sind Blumen gestreut. Die hohen Spiegel an den Wänden strahlen den Schein flimmernder Lichter aus, die in breiten Armleuchtern prunken. Verstaubte Flaschen werden entkorkt, aus der Küche strömt Bratengeruch. Man hört das Klappern der Teller und das leise Klingen von Gläsern, die gegeneinanderstoßen. Dann heben die Musikanten zu spielen an. Der Herr Florindo hat selbst alle Anordnungen getroffen. Er hat persönlich die Speisen ausgewählt und die Besonderheiten ihrer Zubereitung anbefohlen. Er ist geschäftig wie ein verliebter Page und aufgeregt wie eine junge Hausfrau, die zum erstenmal Gäste bewirtet. ... Und Florindos Gast ist Cristina.

Florindo weiß es: »Alle Frauen sind gleich. Es ist nur schamlose Neugierde, die uns vorspiegelt, sie wären verschieden. Es liegt etwas Bubenhaftes darin, etwas Niederträchtiges.« Aber er wirbt um Cristina, als habe er vorher nie um ein Mädchen geworben. Wie ein guter Schauspieler läßt er sich von der eigenen Rolle überzeugen. Er betört sich selbst, um Cristina zu betören. Er spricht von den Gnaden der Ehe, die das Leben erst lebenswert gestaltet, er spricht von der Glückseligkeit unverbrüchlicher Treue. Die Fabel von Philemon und Baucis preßt ihm die Tränen in den Hals. Und Cristina vertraut seiner Lüge, weil sie fühlt, daß ihm die Lüge Wahrheit ist. So sinkt sie in seine Arme. ...

Indessen sitzt unten in der einsamen Wirtsstube Florindos Freund, der Kapitän Tomaso. Aus fernen Ländern ist er heimgekehrt. Cristinas Heimat ist seine Heimat. Er sitzt gerne in einem Wirtshaus. Er findet, dies sei eine schöne, freundliche Einrichtung. In einem Wirtshaus wartet dieser plumpe Kapitän auf die Liebe. Er ist schüchtern wie ein Schulmädchen. Die Liebe ist ihm ein zartes, gebrechliches Ding, das man nicht mit groben Händen anfassen darf. Er hat sein Leben lang alles ertrotzt und erzwungen, darum will er jetzt demütig ausharren, bis die Liebe sich an ihn verschenkt. Aber er harrt vergeblich. Sogar die

leichtfertige Antonia ist ihm entschlüpft, die Florindo doch von sich stieß. Und er wagt es kaum, seine Augen zu Cristina zu erheben, da hat schon Florindo in einer einzigen Nacht alle Seligkeit der Liebe ausgeschlürft, hat alle Wünsche, alle Schwüre, ja Cristina selbst vergessen. Die steht nun da, übers Treppengeländer gebeugt, die Augen tränenleer, einem nachblickend, der längst von dannen zog.

Dieses Lustspiel trägt alle Voraussetzungen einer Tragödie in sich. Die Wolken der Handlung ballen sich zu einem Gewitter. Eine Frau steht zwischen zwei Freunden. Zwei Welten scheinen gegeneinander zu prallen: Glaube und Frivolität, Schwermut und Leichtsinn, Treue und Verrat. Gemeine Menschen würden gegeneinander losschlagen. Aber dem Kapitän Tomaso liegt nichts ferner, als seinen Freund Florindo zu hassen. Er begreift die Handlung Florindos gerade darum, weil er ihrer nicht fähig wäre. Er bewundert seinen Freund ob seiner Gewandtheit, ob seiner geschickten Manieren. Er schätzt die Eigenschaften, die er selbst nicht besitzt, er mißt sich nicht nach des andern Maß, er richtet nicht. Er tritt bescheiden zur Seite. Er findet sich mit seinem Schicksal ab, ohne sich zu verwundern, ohne zu murren. ... Wie er dann Cristina leiden sieht, eilt er ihr zu Hilfe und tröstet sie. Dies dünkt ihm ganz selbstverständlich in seinem vornehmen, geraden Gefühl. Er handelt, wie es ihm natürlich scheint, zu handeln. Er denkt gar nicht daran, daß sich noch alles zum besten wenden könnte, wie er Cristina in die Berge hinauf begleitet. Die Liebe besucht ihn plötzlich wie eine ganz große Überraschung. Er hat doch nicht umsonst gewartet.

Cristina liebt den Kapitän Tomaso. Sie mußte Florindo begegnen, um mit dem Kapitän die Heimreise anzutreten. Sie mußte selbst reif werden, um Reife zu verstehen. Noch schwankt sie zwar. Ihr natürliches Empfinden strebt zu Tomaso, ihre innerliche Güte, das Mütterliche in ihr fühlt sich zu der Güte des Kapitäns hingezogen. Aber sie glaubt, sich selbst zu verraten, wenn sie den Mann verrät, der sie zum Weibe machte. Ihr Mund sagt Ja zwischen Lachen und Weinen, ehe noch ihre Seele Ja zu sagen vermag. Über ihre Seele bleibt ein Schleier gebreitet. Den kann nur Florindo heben. Man fühlt es, daß diese beiden Menschen einander noch einmal begegnen müssen. Florindo begleitet eine Gräfin durchs Gebirge, wieder ganz im Banne des Augenblicks stehend, der neuen Minne ergeben. So sieht ihn Cristina wieder. Tomaso und Florindo stehen nebeneinander. Dem einen hat sich Cristina hingegeben, aber den

anderen liebt sie. Florindo konnte sie zum Weibe machen, aber nicht ihr Gatte sein. Als Wiederkehrender hat er keine Macht mehr über sie. Cristina zürnt ihm nicht, sie reicht ihm die Hand zum Abschied, sie wendet sich von ihm. Nun erst ist sie frei.

An einem Kreuzweg begegnen einander die Menschen. Manche lächeln einander zu, unterbrechen ihren Lauf, um Grüße zu tauschen, schreiten wohl eine Strecke weit zusammen. Die Lebenspfade durchkreuzen einander, und es scheint ihre Bestimmung, einander immer wieder zu durchkreuzen. Die erste Begegnung ist Liebe, die zweite Freundschaft, Gleichgiltigkeit, Haß. Oder man beachtete die erste kaum und bei der zweiten ist's einem zu Mute, als habe man sein Leben lang ihrer geharrt. Was ein Verhängnis schien, wird zur Erlösung. Jede Begegnung ist ein Schicksal. ... Dem einen dünkt sie eine gefällige Vorsehung, die lächelnd die Schritte der Menschen lenkt, dem anderen eine Zufälligkeit, die ihn verwirrt und peinigt.

Im kleinen Gasthof am Wegesrande steht knurrend, mißmutig der Hausknecht, über einen Haufen Schuhe gebeugt. Er haßt die Menschen, er glaubt, zugleich mit ihrem vertretenen Schuhwerk ihre mißratenen Existenzen in Händen zu halten: »Sie kommen, man weist ihnen ein Zimmer an, sie machen Unreinlichkeiten und gehen wieder. Es gibt nichts Dümmeres unter der Sonne als dieses ewige Ankommen und Wiederabfahren.« Seine Augen folgen mißgünstig der Strömung. Er verabscheut sie, weil er selbst nicht zu schwimmen versteht. ... Sein Widerpart ist Cristinas Onkel, der alte Pfarrer Don Blasius. Der sieht das Leben Jahr um Jahr an sich vorüberziehen und nickt ihm freundlich, wohlwollend zu. Er kann nicht mitreisen, aber er weiß: Es geht alles seinen rechten Weg. Wie dann Pasca, die Magd, den liederlichen Herrn Florindo einen hergelaufenen Menschen nennt, sagt Cristina selber unter Tränen lächelnd: »Irgendwo hergelaufen kommt ein jeder. Uns hat schon der Richtige zusammenlaufen lassen.«

Alle diese Menschen suchen die Liebe; jeder auf seine Weise. Cristina ist aus dem Gebirge in die Stadt gekommen, um einen Bräutigam zu erwählen. Und wie sie schon daran verzweifelt, den Würdigen zu finden, gerade auf der Heimreise begegnet sie dem Liebsten, begegnet sie dem Freunde. Kapitän Tomaso hält die Liebe an sich nicht für erstrebenswert. Er verlangt von ihr die Erfüllung all dessen, was ihm bisher fehlte. Er will von der Liebe wie von weichen Händen gestreichelt werden. Sein

Dasein, das rauh und unstet gewesen ist, verlangt nach der Liebe, um sich ans Dauernde, ans Ewige zu gewöhnen. Auch der flatterhafte Florindo sucht die Ewigkeit zu erfassen, festzuhalten. Aber die Liebe zerbröckelt unter seinen Fingern, die töricht zugreifen. So verdurstet er beim vollen Becher. So stürmt er immer wieder von neuem der Liebe nach und findet nur Leidenschaft. Er bleibt »un éternel recommenceur« wie Frau Natur selbst.

Dann begegnet uns eine komische Figur im Spiel, der Malaye Pedro. Kapitän Tomaso hat ihn mit nach Europa gebracht. Ihm erscheint unsere Liebe als umständliche Geisterbeschwörung, als geheimnisvoller Zauber, als eine schwer zu erforschende Kunst. Er verneigt sich vor der Liebe, er gibt sich ihr zu eigen, er bewundert sie. Aber er kann doch nicht begreifen, warum Dinge, die ihm bisher einfach und selbstverständlich galten, plötzlich eine so feierliche Gestalt annehmen. Er trägt die europäischen Sitten wie einen bunten Mummenschanz. Man fühlt, wie er sich mühsam zurechttastet. In ihm triumphiert unsere Gesittung und verzerrt sich zugleich. Wie ein toller Karneval schließt rings um ihn die Liebe ihren Reigen. Und mitten durch zirpt das leichtsinnige Liedchen Florindos: »Ach, für unsere schönsten Spiele sind der Stunden uns nicht viele, ach nicht viele uns beschert.«

Die Gestalten des neuen Lustspiels Hugo v. Hofmannsthals sind moderne Menschen. In ihren vollklingenden Namen spiegelt sich ein südlicher Himmel, und wir begegnen ihnen auf dem Wege, der von Venedig nach Capodiponte emporsteigt. Doch ihre Sprache ist der österreichische Plauderton. Cristinas Heimreise führt nach Wien. ... Es hat immer Frauen gegeben, die sich in griechischer Gewandung malen ließen, um ihr Bild den Launen der Mode zu entziehen. Cristina hüllt sich lose in das Kleid des achtzehnten Jahrhunderts, aber dieses Kostüm entrückt sie uns nicht, es hebt sie aus der Zeit.

Jede Gestalt dieses Lustspiels führt ihr besonderes Dasein. Hat jede ihre besondere Aufgabe. Doch sie alle durchströmt ein gemeinsamer Gedanke, eine gemeinsame Sehnsucht nach dem Ewigen. Über den Menschen steht die Welt. Die Ehe ist deren Grundlage. In dem naiven Pedro wird ihr Begriff geläutert. Durch die Liebe reist ihr Cristina entgegen. Florindo sucht, Tomaso findet sie. Die Begegnungen sind Zufall, meint der schlichte Pfarrer Don Blasius, aber die Ehe ist von Gott. Alle Gestalten werden gleichsam von den Armen einer Wage gehalten, die

nach keiner Seite hinneigt, weil Kräfte und Lasten gleich verteilt sind. Zwei Welten begegnen einander, aber sie zerstören nicht, sie beleben.

Cristinas Reise konnte ins Verderben führen, und sie führt ins Glück. Das mag nachdenklich stimmen. Ist nicht jede Tragik ein Mißverstehen? Wir Menschen alle, die einander irgendwo in einem kleinen Gasthof am Wegesrande begegnen, sind Träger desselben Schöpfungsgedankens. Wir alle müssen ihn erfüllen und gerade dann am meisten, wenn wir ihn zu verneinen glauben. Warum einander zürnen? Wer die Welt mit reifen Augen betrachtet, dem schwindet aller Haß, und es scheint ihm vergnüglich, daß die Menschen auf ihren törichten Wegen und Umwegen doch zum gleichen Ziele laufen. Wer allen Griesgram zu Hause läßt, dem bauen sich Brücken über die tiefsten Abgründe, und er reist durch das Leben wie durch ein frohes Spiel.

(Neue Freie Presse, Wien)

<12. Februar 1910>, M<onty> J<acobs>⁷

Deutsches Theater. Zum ersten Male: »Cristinas Heimreise«, Komödie von Hugo von Hofmannsthal.

Mit seiner ersten Prosakomödie hat Hofmannsthal einen stark bestrittenen Erfolg gewonnen, nicht den vollen Triumph, den die Freunde der Poesie gerade diesem Autor wünschen. Er hat die Bühne aufs neue reich beschenkt, aber er ist ihrer wieder nicht Herr geworden.

Sein Lustspiel, von dem noch die Rede sein wird, könnte »Der Abenteuerer und die Pächterin« heißen. Denn es verjüngt den gealterten Casanova, den Helden des funkelnden Versdramas »Der Abenteuerer und die Sängerin«. Diesmal heißt er Florindo und springt in seiner Sünden Maienblüte dem Bauernmädchen Cristina in die Barke, als sie von Venedig heimwärts fährt. In der ersten Reisenacht erobert er sie, um ihr sofort, von Don Juans Wanderstern verlockt, zu entschwinden. Ein Abenteuer, nichts weiter, auch nicht für das Mädchen. Denn als Florindo sie in ihrem Dorf, bei flüchtiger Rast, wiedersieht, hat sie als Braut eines reifen Verehrers ihr Bauernschicksal gefunden, tapfer und ohne Reue.

⁷ 1875–1945, Berliner Theaterkritiker, ab 1921 Feuilletonchef der ›Vossischen Zeitung‹.

Dieses leichte Spiel wird in seinen Präludien von einer wundervollen Heiterkeit getragen, im Tanzrhythmus der Jugend, des Rokoko, des Südlands. Wenn es dann schließlich beim Problem landet, beim Widerspiel von Haus und Freiheit, von Weib und Mann, dann ist die Geduld der Zuhörer gefährdet, dann hebt die Komödie sich nicht zur Höhe ihrer eigenen Ansprüche.

Die Ökonomie, die dem Dichter mangelt, hätte der Regisseur aufbieten müssen. Aber Reinhardt bremste, statt zu spornen, zum Vorteil des Liebhabers Florindo-Moissi, der niemals verführerischer, der Komiker Schildkraut und Arnold, die niemals wirksamer waren. Nicht zum Vorteil der Dichtung.

(Berliner Tageblatt)

12. Februar 1910, *Monty Jacobs*⁸

»Cristinas Heimreise.« Zur Aufführung im Deutschen Theater

Das war eine Premiere, wie sie sich unsere unbarmherzigen Logiergäste aus der Provinz wünschen, wenn sie ausziehen, um in den Berliner Theatern das Gruseln zu lernen. Man konnte sehen, wie der Autor zum Vorschein kam und wie ihn der Erfolg umrauschte. Man konnte studieren, wie die Stimmung allmählich umschlug und wie jählings der Sturm da war, Lachen und Pfeifen mitten im Applaus; endlich unsere neueste Errungenschaft: die Wahl der Hervorgerufenen durch ungeehrte Akklamation.

Hätten wir statt dieser Spektakel die freundlichere Sitte der öffentlichen Generalproben, so könnte die Kritik jetzt praktische Dramaturgie treiben. Denn eins wurde gestern allen klar, den Wohlmeinenden wie den Respektlosen, daß nämlich Hugo v. Hofmannsthals Komödie nicht vier Stunden dauern dürfte.

Um das Überflüssige zu tilgen, muß freilich erst einmal festgestellt werden, was denn eigentlich zu retten sei. Also fort mit den Episoden, herunter mit den Schalen! Dann bleibt als Kern das Lustspiel vom verführten, verlassenen Mädchen. Ein Lustspiel? Darüber kommt kein

⁸ 1875–1945, Berliner Theaterkritiker, ab 1921 Feuilletonchef der ›Vossischen Zeitung‹.

Mann hinweg. Hebbels Menschen widerrufen diese Regung erst, wenn sie sterben. Die junge Cristina aber und ihr Schiffskapitän Tomaso bleiben am Leben und beide werden eine glückliche Ehe am Bauernherde führen. Sie kommen darüber hinweg. »Es widerfährt einem halt allerlei, wenn eins auf Reisen geht,« sagt Cristina. Selbst als der Verführer, der Verräter, selbst als Florindo ihr wieder vor die Augen tritt, trübt sich die Ruhe ihrer Seele nicht. »Der hat mir nichts weggenommen.« Sie weiß es.

Aber der Zuschauer weiß auch sein Teil. Er würde der Bekennerin im Reifrock ihre tapfere Ethik gern glauben. Doch daß ihre Meinung sonderlich wichtig sei, das will ihm nicht in den Kopf. Denn das Lustspiel vom verlassenen Mädchen hebt erst knapp vor Toresschluß an, im letzten Akte einer bunten Komödie. Bis dahin ist Cristina eine Nebenperson, und Else Heims wahrte ihr den Rang einer frischen Landpomeranze ohne viele Anfechtungen der Seele. Wenn sie auf einmal als Locandiera das Heft in die Hand nimmt, so scheint die Überraschung groß und die Wirkung klein.

Wir müssen das Problem also anders packen. Fort mit den Episoden! Da gibt's Spielraum in Hülle und Fülle. Soll der brave Kapitän Tomaso über die Klinge springen, mit seiner hellen Herzenslust am heimatlichen Europa, nach fünfunddreißig Jahren unter malaiischem Himmel? Er brauchte nicht immer so ungefüge zu wirken, wie in Diegelmanns Gestalt, beinahe eine festgefahrene Fregatte statt eines Seemanns im Hafen. Aber ich möchte ihn nicht missen, wenn er die Silbernadeln im Haar der Mädchen anstaunt, die Tracht seiner Mutter. Lieber mag seinem Diener Pedro das Mundwerk verboten werden, dem gelben Mestizen, wenn Rudolf Schildkraut auch noch so erfinderisch der Monotonie seines kauderwelschen Humors abzuhelfen weiß. Sollen wir am Ende auch den Menschenfeind mit der Stiefelbürste, den Hausknecht fortstreichen, der so unwiderstehlich mit Viktor Arnolds Stimme über Gott und die Welt *raisonniert*?

Episoden über Episoden! Casanovas Welt, schon einmal von Hofmannsthal im »Abenteurer« verklärt, erschließt sich aufs neue. Nicht sein Name, aber sein Sinn feiert im jungen Florindo Auferstehung. Er soll Cristina, die Reisende, verführen – das ist seine Mission im Drama, basta. Doch er nimmt sich andere Rechte. Wenn er über die Bühne braust, so atmen die Frauen schwer und die Männer predigen tauben Ohren. Das ist nicht mehr der Chevalier de Seingalt, der Schwätzer und

Prahler. Das ist die Jugend, auferwachsen in Venedig, wo – Anatole France dient als Eideshelfer – der Himmel Wasser und Erde liebkost, befreit und beschwingt in der Zeit der Grazie und der wandernden Weltbetrüger. Das ist Florindo, wie sich die Courtisanen um ihn raufen, wie er, ein verwöhnter Schlingel, zur Seligkeit aufsteigt und den Rivalen die Tür vor der Nase zuschlagen läßt. Florindo, wie er von den Geschminkten zu den Reinen, von den Mägden zu den Gräfinnen taumelt. Er sieht Cristina, die Pfarrersnichte, vom Fenster, jagt hinab mit zerzaustem Haare, und wenn ihre Barke abstößt, so trägt ihn ein Sprung mitten hinein in das Fahrzeug. Er läßt im Gasthofe die Musikanten kommen, und alles wetteifert, ihm zu dienen, wenn er seine Liebste zum ersten Male bei Schein der Armleuchter sehen will. Eine Unbekannte steigt beim Morgengrauen die Treppe hinunter und ein paar Worte genügen, um Don Juans Erben der neuen Beute auszuliefern.

Es war fürwahr nicht Alexander Moissis erobernde Anmut allein, die alle diese Abenteuer in bunten Lichtern glänzen ließ. Denn Hofmannsthals Venezianer verscherzt sich die Gunst der Stunde niemals durch Wehleidigkeit, durch Selbstbespiegelung, durch Prahlerie wie all die andern Don Juans auf unserer modernen Bühne. Der Übermut trägt ihn auf goldener Wolke über die Skrupel hinweg, die Laune heißt sein Gesetz, und wenn er einmal, als Amateur, über Liebe und Frauen philosophiert, so beschwört er feierlich im nächsten Akte die Gegenmeinung.

Dieser umleuchteten Gestalt sollen wir ihr Recht verkürzen, weil das Präludium zum Cristinen-Drama sonst zu lange währt? Nein, denn sie ist echter als die Komödie vom verlassenen Mädchen mit ihrer erzwungenen Goldonischen Einfalt, mit ihrem unbekräftigten ethischen Ideal. Beide Teile, nur locker zusammengefügt, lassen sich nicht in den Rahmen eines Bühnenabends zwingen. Das hat die gestrige Aufführung mit ihrer Scheu vor dem Rotstift, mit ihrem bedächtigen Spieltempo erwiesen. Retten wir also, was sich zu verteidigen lohnt, nämlich Figur und Erlebnis des Florindo auf Kosten seines Opfers Cristina. Für den Abschluß dieses Vorspiels hat Hugo v. Hofmannsthal längst gesorgt. Denn das Deutsche Theater braucht ja nur den Sprung vom jungen zum ergrauten Casanova zu vollziehen, indem es auf die Florindo-Szenen das allzu schnell vergessene Versdrama vom »Abenteurer und der Sängerin« folgen läßt.

(Berliner Tagblatt)

Neueste Nachrichten. Deutsches Theater.

Zum ersten Mal: »Christinas Heimreise«, Komödie von Hugo v. Hofmannsthal.

Es ist leichter nachzufühlen, was Hugo v. Hofmannsthal mit seiner wunderlichen, in Einzelheiten verschwenderischen und im Ganzen doch armen Komödie von gestern gewollt hat, als einzusehen, warum er mit dieser Fülle von Gesichtern, die sanft vorüberschweben, ohne sich zu verdichten, mit diesen sentimental-humoristischen, sinnlich-übersinnlichen Träumen, die für die vertrauliche Mitteilung an einen Freund, etwa an einen intimen Leser, bestimmt scheinen, auf die Szene hinaus drängte und seine spielerischen Studien der Ungeduld eines erregbaren und Erregung heischenden Theaterpublikums preisgab. Es handelt sich um eine Reise im vielfältigsten Sinn, um eine Fahrt von Venedig in die Dörfer der norditalienischen Berge, um eine Wanderung durch alle erdenklichen Stile, die der Kenner mit sichtlichem Behagen auskostet und als geschmackvoller Eklektiker in einander arbeitet, zugleich um eine Wanderung durchs Leben, durch die Romantik der kecksten Liebesabenteuer, in deren Frivolität auch fromme Gemüter hineingezogen werden, zur Befriedigung des Biedermeiertums, durch Sinneslust zum Seelenfrieden, durch Verzückungen der Jugendtollheit zum Triumph der reifen Männlichkeit und Weiblichkeit. Der Weg ist in drei Stationen und sechs Bildern anschaulich gemacht, in denen eine Fülle literarischer Kultur steckt, die freilich den Dramatiker zuletzt die primitivsten Anforderungen des Theaters vergessen ließ. Die erste Szenenfolge, die noch einen hüpfenden dramatischen Gang hat, spielt in Venedig und stellt den Abenteurer Florindo, eine Art Casanova, in den Mittelpunkt einer bewegten Nacht. Dieser unermüdliche Liebesheld sinkt aus den Armen einer Kurtisane in die einer zweiten und verzückt sich zuletzt an einem unschuldigen Landmädchen, an der reizenden Christina, die in Gesellschaft ihres Onkels, des Pfarrers von Capodiponte, sich eben anschickt, Venedig zu verlassen, wo ihr väterlicher Beschützer vergeblich einen rechtschaffenen Mann für sie auszuwählen versucht hat. Florindo, dem

⁹ 1848–1927, Bühnenschriftsteller, Literaturwissenschaftler und Journalist.

in dieser Schönen ein neuer, ungeahnter Reiz aufdämmert, und der Eindruck auf die Sinne Christinas macht, schließt sich den naiven Leuten als willkommener Reisegesellschafter an, und in derselben Richtung tritt sein Freund, der bejahrte Schiffskapitän Tommaso, mit seinem Diener, einem Mischling von halb-malayischer Abkunft, einem notdürftig zivilisierten Caliban, dem er als seinem Lebensretter verpflichtet ist, die lang ersehnte Fahrt in sein Heimatdorf an. Im Gasthaus einer Zwischenstation treffen all diese Wanderer zusammen. Florindo bietet da alle seine Verführerkünste auf, um durch ein glänzendes Fest seine harmlosen Freunde zu blenden und eine Liebesnacht mit Christina zu feiern, die in ihm den künftigen Gatten sieht und sich ihm mit der Naturgewalt der ersten Liebe ergibt. Kaum aber, daß Christinas Magd und ehemalige Erzieherin, die rechtschaffene Pasca, zur Kenntnis des kecken Abenteurers gelangt, und den erschreckenden Zwischenfall in die Bahnen einer rechtschaffenen Verlobung zu lenken versucht, ist der Bräutigam wider Willen, der nach Venedig zurückgeschickt wird, auch schon entschlossen, sich für immer aus dem Staube zu machen. Eine problematische Gräfin, die ihm in den Wurf kommt, hat ihn sofort in ihrer Gewalt, und er bietet schlagfertig all' seinen Witz auf, um den Schiffskapitän als seinen Stellvertreter zum Reisebegleiter der Pfarrersnichte zu machen. Die letzten Bilder zeigen uns dann, wie die Dinge sich in Capodiponte entwickeln. Nach zwei Monaten, in denen Florindo nichts von sich hören ließ, weiß Christina, daß sie zum Opfer eines Irrtums geworden. Der Kapitän seinerseits, der zwischendurch der Gast der jugendlichen Posthalterin gewesen ist, wagt es kaum, einzugestehen, daß Christinas Besitz die Erfüllung aller seiner Heimats- und Lebensträume wäre. Aber das kluge, rechtschaffene Mädchen, das sich durch ihren Jugendirrtum nicht für entwürdigt hält, ermuntert das alte, gutmütige Kind, und Florindo, der auf neuer Liebesfahrt begriffen, kurze Rast in Capodiponte macht und in seiner Eitelkeit eine Gebrochene, Trostbedürftige zu finden wähnt, wird Zeuge eines soliden Glücks, das durch ihn hinter seinem Rücken zu stande gekommen ist. Diese kurze Skizze eines dürftigen Inhalts gibt freilich keine Vorstellung von den mannigfachen literarisch angehauchten Episoden und Stilornamenten, die Hofmannsthal in die kleine, nur in wenigen Momenten spannende, meist in behaglich-epischem Tempo dahinschleichende Handlung hineingearbeitet hat. Das Kolorit im örtlichen Sinne ist freilich nur in den ersten, venezianischen

Szenen gewahrt, die im Stile der verwegenen Renaissance-Novelle das sinnliche, lustdurchglühte Treiben einer italienischen Nacht veranschaulichen. Die folgenden Bilder haben mehr das Zeit- und Ortsgepräge der deutschen Postschneckenperiode, den ländlichen Biedermaierstil unserer nordischen Welt. Literarisch aber liegt der eigenartige Versuch vor, die ganze Tonfärbung dem Situations- und Szenenwechsel derart anzupassen, daß wir Zug um Zug durch die verschiedensten Tonarten hindurchgeführt werden. Auf den Anschlag der Renaissance-Novelle folgt ein Capriccio der innigsten Romantik; dann schwirren in den Gasthausszenen die verschiedenartigsten Weisen klassischen Humors aus dem vorigen Jahrhundert durcheinander, Lessing-Reminiscenzen – es gibt einen Moment, in dem ein mürrischer Hausknecht, der freilich in der Hauptsache aus der Wiener Posse empfangen ist, die Rolle des Just mit großer Treue spielt – Shakespeare-Schlegelsche Tonart, die in einigen grotesken Wendungen unverkennbar ist, dazwischen Kotzebue, dessen Kleinstädter-Humor über die Bühne huscht, und selbstverständlich mitklingend echt Hofmannsthalsche Melancholie der Blasiertheit, die in der Frage der Gleichheit und Ungleichheit der Frauen die Geheimnisse aller Lebemänner mit Geist verrät. Diese Stilspielereien gehen soweit, daß Hofmannsthal im letzten Akt, in dem der versöhnlich-sentimentalen Wendungen, auch vor Ifflandscher Konvention und Birch-Pfeifferschen Theaterkünsten nicht zurückschrickt. Diese Eklektik, in der fraglos ein feiner Geschmack die Teile verschiedenster Herkunft künstlerisch zum Mosaikbilde zusammenfaßt, beschäftigt den Literaturkenner; aber es mangelt zuletzt doch ebensosehr die kraftvolle Einheit, die ein Lebensbild überzeugend macht, wie der dramatische Puls, der im Theater den Ausschlag gibt. Das Schicksal des Abenteurers läßt kalt – das des Mädchens, das über seinen sogenannten »Fall« sofort hinwegkommt, ist undramatisch, weil in der geraden, derb gesunden Natur, die ihren Stolz bewahrt, im Grunde gar kein Konflikt vorhanden ist. Die Geschichte des Kapitäns bewegt sich in ausgetretenen Gleisen. Das Stück lebt von zierlich-stilisierten Episoden, die allenfalls eine literarische, aber keine dramatische Existenz begründen können. Was für dies Episoden und für die spielende Stilfreudigkeit Hofmannsthals szenisch geleistet werden kann, hat das Deutsche Theater redlich geboten. Das Stückchen Venedig in den ersten Bildern, die Szenerie des Gasthauses auf der Zwischenstation, Christinas bäuerlich-patriarchalische Häuslichkeit – all' das war

charakteristisch herausgearbeitet. Schildkraut war virtuos in der Rolle des malayschen Mischlings, affenhaft, halb tierisch und dabei doch liebenswürdig. Moissi fand im Florindo eine Rolle, in der er seinen glücklichen Ton für Lüstlinge, die sich Gefühle vortäuschen, verwerten konnte, Diegelmann gab dem Kapitän eine würzige Art der Biederkeit, die Heims hatte für die Christina die Schönheit und den Ton bäuerlicher Gesundheit, wenn auch nicht die rechte Glut für die Szene der Hingebung, Arnold war als Hausknecht von gediegenster Komik, Pagay überaus echt in der sanften Gutmütigkeit des Pfarrers, kurz – alles Wesentliche war auf die mannigfaltigen Töne der Komödie gestimmt. Aber nur die ersten Akte, in denen ein rascheres Tempo der Vorgänge die Erwartung weckte, hatten ausgesprochenen Erfolg; später wechselte unheimliche Ruhe mit einem Kampf zwischen Applaudierenden und Zischenden, und nach dem letzten Akte gewann die Opposition die Oberhand. Eines hat Hofmannsthal jedenfalls durch diesen Versuch bewiesen: daß ihm humoristische Wirkungen und Stimmungen nicht fremd sind; hoffentlich nutzt er diese Gabe reifer Künstlerschaft einmal zu einem, aus dem Leben heraus geborenen Lustspiel. »Christinas Heimreise« ist nur eine interessante Literaturstudie.

(Königlich privilegierte Berlinische Zeitung
von Staats- und gelehrten Sachen, Morgenausgabe)

12. Februar 1910, *R<ichard> O<tto> F<rankfurter>*¹⁰

Cristinas Heimreise.

Hofmannsthals Komödie im deutschen Theater.

Den neuen Komödienstil hat auch Hugo von Hofmannsthal nicht gefunden. Es sind Anläufe zu Neuem, auch zum Guten vorhanden. Humor und Witz finden sich, allerdings nur auf eine Figur gehäuft, und auch in ihr durch Mangel an Beschränkung zum Schluß ohne Zündkraft; bei näherem Zusehen aber zeigt sich, daß der bunte und wechselbildnerische Eindruck des Ganzen nicht dem Durcheinanderwirbeln von Lebensmög-

¹⁰ 1873–1953, Rechtsanwalt, Notar und Theaterkritiker.

lichkeiten, sondern der nicht immer geschmackvollen Mischung verschiedener Stile zu danken ist. Eine Komödie also der Formen, nicht des Inhalts. Die Groteske steht neben der epischen Kleinmalerei, Stimmungslyrik neben dem Abenteuer, der Frivolität und der Sentimentalität. Und man kann nicht behaupten, daß planvoll und mit künstlerischer Technik ein farbiges und verwickeltes Ornament in einen Teppich gewirkt wäre. Oft scheint es, als ob fahrige Kinderhände in Willkür und spielerischer Lust verbrauchte Reste auf gut Glück ineinander gehaspelt hätten.

In der Fabel knüpft Hofmannsthal an das Werk von ihm an, das ich am meisten liebe: Der Abenteuerer und die Sängerin. Wie dort steht eine Casanovafigur in Venedig vor uns. Florindo, Muster aller Untugenden und selbstverständlich darum Liebling von aller Untugenden Meisterinnen. Keine Frau kann ihm widerstehen. Nach toller Nacht mit dreien begegnet er früh der vierten, begleitet die bäuerliche, aber schöne, gesunde und mutterwitzige Cristina, die in ihr Dorf zurückreist, weil sie in Venedig keinen Mann fand, auf der Heimreise und macht sie auf der ersten Nachstation zur Frau. Sie zu seiner Frau zu machen verspricht er, vergißt es über neuem Abenteuer, und an seine Stelle tritt ein braver Kapitän, den Florindo halb unbewußt zu diesem Zweck für Cristina auf die Weiterfahrt zur Reisegesellschaft bestimmte. Sein Diener Pedro, malayisches Halbblut, heiratet Cristinas Pflegerin – und kann so seine Sehnsucht endlich stillen und aufhören zu jammern, daß die »gute Sache« in Europa so viel Schwierigkeiten macht und nicht, wie in Java selbst bei Häuptlingsfrauen, sich in »einer Wenigkeit von Minuten« arrangieren läßt. Eine von Schildkraut mit übersprudelnder Laune und in ganz ungewöhnlicher Vollendung herausgearbeitete Figur, die aber mit ihrer dicken Unanständigkeit schon nach dem ersten Akt nicht nur die Prinzessin August Wilhelm, sondern auch andere aus dem Theater vertrieb. Was ich vollständig begreiflich fand.

Aber trotz solcher Entgleisungen und trotz des Babelschen Stilgewirres fand sich doch auch in diesem Werke der melancholische Unterton, der das literarische Vormärzentum dieser Wiener Dichtergeneration auszeichnet, und der in seiner sanften Resignation, seiner weichen Nachgiebigkeit dies Österreich in dieser Epoche uns so in die Herzen geschmeichelt hat, weil es die Note eine Unglücks ist. Fein und frauenhaft klingt es auch: Wir alle reisen. Wohl dem, dessen Reise ein Ziel, eine Heimatssehnsucht hat. Ob er einmal in seinem Leben aus der Enge

zur Seite trat und wieder zurückfand in die häusliche Umgrenzung (wie Cristina), ob er wie der Kapitän die Winde aller Weltmeere um sich stürmen ließ, ein Menschenalter hindurch, um den Traum von dem Fischweiher auszuspinnen, an dem er in den goldenen Knabentagen saß, ob er aus der Wildnis und Finsternis zum Licht reist im dunklen Drange eines ehrlichen Herzens wie der Mischling Pedro – gleichviel. Die Reise, die ein Ende hat, ist ein Leben im Glück. Abseits aber zieht der Unstete seinen Weg, dessen Reisezweck das Reisen selbst ist. Er wird Glück aussäen, aber zur Zeit der Ernte ist er schon fern. Und wenn seine Sonne sich senkt, wird er im Abendschauern fröstelnd erkennen, daß seiner letzten Nacht Geliebte eiskalt ist und den furchtbaren Namen des großen Mysterium als Diadem – oder als Brandmal? – leuchtend an der Stirne trägt: die Einsamkeit.

Sie sind liebenswürdig, diese Österreicher, selbst wenn sie melancholisch sind. »San ma fidöll, daß ma fidöll san.« Seien wir vergnügt, auch wenn wir eigentlich traurig sind. Ich verstehe, daß diese leichte Liebenswürdigkeit nicht jedermanns Sache ist. Aber ich begreife nicht, wie über ein Werk aus diesem Geiste sich ein Theatersturm erheben kann. Außer Schildkraut konnte Diegelmann als Kapitän erfreuen, der Naturmädchenton und die resolute Gesundheit von Else Heims als Cristina lebhaften Beifall finden, Moissis Manier auf unbefangene Gemüter verstimmend wirken, und sein gänzlicher Mangel an Gehör peinvoll auf musikalische Ohren. Aber schließlich ist er ja nicht als Sänger engagiert. Das Heulen, Lachen, Zischen, Pfeifen war nach allen Richtungen ebenso unberechtigt wie das blindwütige Beifallstoben. Muß denn in diesem Theater immer gelärmt werden? Sehen Reinhardts blinde Anhänger denn nicht, daß sie auf dem besten Wege sind ihren Fetisch – allen sehr zu Leide – zu Tode anzubeten?

(BZ am Mittag. Nr. 36. Zweites Beiblatt)

12. Februar 1910

Die Berliner Premiere des neuen Stückes von Hofmannsthal. Berlin, 11. Februar.

»Cristinas Heimreise«, die neue Komödie von Hugo v. Hofmannsthal, wurde im Deutschen Theater aufgeführt. Das Stück behandelt einen aus den Memoiren des Casanova entnommenen Stoff. Nur tritt nicht Casanova selbst auf, sondern an seiner Stelle ein junger Frauenverführer, Florindo, der ein schönes Bauernmädchen kennen lernt, Cristina, die Nichte des Pfarrers von Capodiponte, sie auf ihrer Heimreise begleitet und während einer unterwegs in einer Herberge verbrachten Nacht ihr Liebhaber wird. Am nächsten Morgen verläßt er sie bereits, um einem neuen Abenteuer nachzujagen, nicht ohne sie vorher einem Freunde, dem Schiffskapitän Tomaso, der aus Hinterindien in die Heimat zurückgekehrt ist, ans Herz gelegt zu haben. Tomaso folgt dem Mädchen nach Capodiponte und nimmt sie zur Frau, obwohl er weiß, daß sie Florindos Geliebte war. Einige komische Nebenfiguren treten auf. Namentlich ein Malaie, der Diener des Kapitäns, der großes Verlangen nach Frauen gezeigt und ein gebrochenes Deutsch spricht.

Die Handlung des Stückes ist viel zu klein für die drei großen Akte, die in sechs Bilder zerfallen, und deren Aufführung heute vier Stunden dauerte. Der Hauptfehler des Stückes ist daher seine Breite. Namentlich im letzten Bilde gab das Publikum Zeichen von Ungeduld. Das Stück wäre besser und wirkungsvoller geworden, wenn es Hofmannsthal gelungen wäre, es auf die Hälfte zusammenzudrängen. Es ist ferner eine Komödie, der es mit Ausnahme einiger komischer Episoden sehr an Witz und Humor fehlt. Man lacht nicht viel in diesem Lustspiel, und es gibt nicht wenig Stellen darin, die eher langweilig als kurzweilig wirken. Auf der anderen Seite ist manches Feine in der Komödie zu finden, manche poetische Stimmung und manches anmutige Wort im Dialog. Auch ist es rühmend, daß Hofmannsthal in diesem Stücke auf Manier und Schwulst verzichtet, die manches seiner früheren Stücke so unerträglich machten, und daß seine Personen sich diesmal einer einfacheren Rede-weise befleißigen. Auch in der Figurenzeichnung ist manches gelungen, namentlich diejenige Florindos trägt hübsche Züge. Andere wieder, namentlich Tomaso, sind gar zu unwahrscheinlich, und alle machen den

Eindruck künstlicher Menschen, wie überhaupt das Gekünstelte die Signatur des ganzen Stückes ist.

Die Aufführung war eine der besten, die man seit langem im Deutschen Theater gesehen hat. Moissi spielte den Florindo mit liebenswürdigem Ungestüm, Diegelmann war ein biederer Tomaso, Schildkraut machte aus dem malaischen Diener eine Mischung aus einem halben Tier und einem halben Menschen, die ihm vorzüglich gelang. Die Frauenrollen vermochten weniger zu befriedigen. Insbesondere war Else Heims als Cristina recht unbedeutend.

Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt und von einem glänzenden Publikum besetzt, unter dem mancherlei Zelebritäten zu sehen waren. Von bekannten Schriftstellern wohnten unter anderen der Vorstellung bei: Gustav Frenssen, der Autor des »Jörn Uhl«, und Baronin Heyking die Verfasserin der »Briefe, die ihn nicht erreichten«. Prinz August Wilhelm, einer der Söhne des Kaisers, saß mit seiner Gemahlin in einer Proszeniumsloge, verließ aber das Haus nach der ersten Hälfte des Stückes.

Die Aufnahme war eine geteilte. Es gab Beifall nach jedem Akte, und schon nach dem ersten begannen die Rufe nach Hofmannsthal, welcher der Vorstellung beiwohnte, und sich nach mehreren Aktschlüssen zeigen konnte. Der Applaus war stellenweise sehr groß, aber es fehlte auch nicht an Widerspruch, der im Laufe des Abends immer stärker wurde.

(Abschrift aus dem Morgenblatte der »Neuen Freien Presse«
vom 12. Februar 1910, Nr. 16335.)

12. Februar 1910, Kp

Deutsches Theater. (»Cristinas Heimreise«. Komödie in 3 Akten von Hugo von Hofmannsthal.)

Für Reinhardt scheint es nur noch ein Thema zu geben: das vom Liebeskönig. Nach dem ursprünglichen brutalen, von Wegener gespielten und dem immerhin amüsanteren in Harry Waldens Maske kam gestern ein recht langweiliger und öder, obgleich ihm Herr Moissi sein Temperament lieh. Aber was nützt das sprühendste Temperament gegenüber

der Geschwätzigkeit und Breitspurigkeit und unverhüllten Seichtheit des neusten Hofmannsthalschen Produktes! Von diesem Wienerischen Liebeskönig – daß er Ende des 18. Jahrhunderts in Venedig und Umgegend »gewirkt« habe, ist Vorspiegelung falscher Tatsachen – bemerken wir etwa folgendes: Er schleicht aus eines Liebchens Haus ins Haus zweier gefälligen Schwestern, beobachtet dort vom Fenster aus das Bauernmädchen Cristina, das sich zur Heimreise in die Heimat anschickt, verliebt sich in die neue Erscheinung auf den ersten Blick, folgt ihr, gibt ihr im Gasthaus ein üppiges Fest, schleicht sich des Nachts in ihr Gemach, trollt sich am folgenden Morgen als Reisebegleiter einer jungen Dame von dannen und begegnet schließlich – will's der Zufall – der Cristina noch einmal just in deren eigener Behausung und just in dem Augenblick, als sie sich jemand anders zum definitiven Ehemann erkoren, verzichtet aber jetzt auf sein Herrscherrecht als Liebeskönig und wird vom neu Erkorenen sanft zur Tür hinausgeschoben.

Auch dieser neu Erkorene ist ein putziger Kerl. Es ist ein in Liebesachen bemitleidenswert schwerfälliger Schiffskapitän, von einer rührenden Beschränktheit, der keinem Mädels gegenüber den Mund aufkriegt und einfach wartet, daß die Liebe sich ihm darbietet. Was sie denn auch in Gestalt der nicht minder putzigen Cristina tut. Zu deren Charakteristik genüge eins: Sie hat doch also, wie schon bemerkt, in dem Gasthause ihre Jungfrauenschaft verloren – darüber spricht sie nachher: »Ja, ja, man erlebt so allerlei, wenn man auf Reisen ist.« Das geradezu Beleidigende und künstlerisch wie sittlich Rohe ist dabei, daß Herr von Hofmannsthal dies Mädchen von Hause aus so gezeichnet hat, daß wir es als Urbild keuscher Mädchenhaftigkeit, als Gretchentyp hinnehmen sollen. Oder soll man an eine beabsichtigte Variante des Goetheschen Gretchentyps glauben? In dem Sinne etwa: das moderne Gretchen wird ob des Fehltritts nicht mehr wahnsinnig, sondern trägt nun den Kopf erst recht hoch, verkündet laut: »Ich brauche mich vor niemand zu schämen«, und nimmt sich einen guten dummen Teufel zum Mann, der seinerseits wieder bei aller Beschränktheit doch modern genug ist, wegen des »dunklen Punktes« über alle Hebbelschen Bedenklichkeiten hoch erhaben zu sein!

Doch es hieße dem langatmigen, inhaltsarmen Stück zu viel Ehre antun, wollte man nach tieferem Sinn spähen. Für des Verfassers Erfindungsgabe sprechen auch hinlänglich die Episoden: ein beim Stiefelput-

zen philosophierender Hausknecht und die exotische Figur eines Mischlings, der mit seiner Kritik an Europa für den Witz sorgen soll. (Was in deren Szenen an erheiternder Wirkung zustande kam, gehört ausschließlich auf das Konto der Schauspieler Arnold und Schildkraut.)

Um den Abend zu einem ganz verlorenen zu machen, täuschte Hofmannsthal auch die letzte Hoffnung: die auf ein schillerndes sprachliches Gewand. Er hat ein trockenes Papierdeutsch geliefert, aus dem sich gekünstelte und erzwungene poetische »Bilder« unangenehm herausheben. Moissi versuchte damit fertig zu werden, indem er die Sätze in singenden Tenortönen herunterschnurrte, Diegelmann als sein lebenslänglicher Nachfolger bei Cristina, indem er sie naturalistisch zerhackte oder in sich hineinknurrte. Else Heims hatte das schöne Streben, die Cristina zu einer wirklichen poetischen Gestalt zu machen. Bei den ersten Werbungen des heißblütigen Don Juan war sie von köstlicher bäuerischer Naivität, leider mußte sie das Bäuerische dann immer mehr fallen lassen, da eben im Stück das naive Bauernmädchen sich immer entschiedener zu einer hypermodernen Reinhardt-Schülerin entwickelt.

Die Hofmannsthalsschwärmer waren natürlich vollzählig zur Stelle und jubelten wie besessen. Sie mußten aber Händen und Lungen starke Arbeit zumuten, denn auch die Schar der Unzufriedenen war beträchtlich, die dem kritiklosen Beifall kräftiges Zischen entgegensetzten. Der Vorstellung wohnten auch Prinz und Prinzessin August Wilhelm bei – aber nur bis zum dritten Bilde!

(National Zeitung, Berlin)

12. Februar 1910, Norbert Falk¹¹

Ein Lustspiel von Hofmannsthal.

»Christinas Heimreise«, Komödie in drei Akten von Hugo v. Hofmannsthal. Erstaufführung gestern im Deutschen Theater.

Die großen Humore wird man nicht bei Hofmannsthal suchen; Glitzersteinchen, Launchen, Ironien, wie etwa im »Abenteurer und der Sänge-

¹¹ 1870–1932, Schriftsteller, Herausgeber, Journalist (u. a. der »Berliner Morgenpost« und des »Kleinen Journals«).

rin«, die wird der Stilist Hofmannsthal, der emsige Neufasser grüner alter Smaragde und bewährter Brillanten für seine Kostümscherze sicherlich aufbringen. Die großen Humore nicht. Man erwartet sie nicht und ist darum nicht überrascht, sie nicht in einer weiten, breiten, flach und dünn ausgehämmerten Komödie vorzufinden. Da und drüben rührt er wohl einen gefällig-amüsanten oder grob-scherzhaften Brei an, aber, – da Hofmannsthal Wiener ist, so sei das Breispiel aus der österreichischen Küche gestattet: er macht einen »ausgezogenen«, d. h. dünn gedehnten Apfelstrudelteig daraus. Seine Köchin würde jedenfalls dran eine große Freude haben. So eine weiß das zu schätzen.

Es kommt jedoch nicht allein auf den Teig an, die Hauptsache ist die Füllung. Hofmannsthal macht aber Apfelstrudel ohne Füllung. Welche Inkonsequenz für einen geborenen Wiener! Aber die Prozedur genügt schon allein, um in einer Berliner Premiere jenen hysterischen Kampf der Beifallsraser mit der Opposition der Zischer zu entflammen. Auch ein Hausschlüssel wirkte mit. Aber immer und immer wieder kam der schlanke Herr v. Hofmannsthal und ließ sich umrauschen. Nur zum Schluß, als er gar zu sehr auf der Geduldsaiten fiedelte, wär's beinahe zum Sturz in den Abgrund gekommen. Aber die Retter waren zur Hand. Zur Hand, bildlich und wörtlich.

Hofmannsthals guter Engel heißt Rudolf Schildkraut. Seine grotesk-komischen Späße – er mimte die Liebesgier eines europäisierten Malayen, der unter einem unfreiwilligen Zölibat Höllenqualen leidet – retteten die ersten Akte aus der Einöde. Mit eigener Zutat und mit wirksamer Verleumdung der Dichterabsicht. Auch Viktor Arnold, der eine verdünnte Neuauflage des gebildeten Hausknechts zu spielen hatte, rührte Heiterkeit an. Damit sind die »großen« Humore der Komödie erschöpft. Sie hat aber entschieden Feinheiten im Kolorit; Venedig, Hofmannsthals Lieblingssphäre, ist in seiner Spätrokoeigenheit mit Bildern und Bildchen, mit Schreien, Gelächern, Liebesorgien, Reisestimmungen und all dem, in der literarischen Inpredianzionsbüchse (Etikett: »Venedig«) aufgespeicherten Teilchen, impressionistisch hingestrichelt. Hofmannsthal versteht das, und so lange er das »Bild« gibt, ist's meisterlich. Dann aber muß er endlich sein Komödienspiel beginnen. Und nun wird's dünn, unentschieden, wankend, breit, quält sich lang hin, und von weitem winkt überdeutlich das Ende der Dinge. Was ist's? Christina, ein Jungfräulein, wird von Onkel Abbate aus Venedig abgeholt. Ein heimgekehrter wak-

kerer Kapitän sieht sie, möchte sie wohl zum Weib begehren, hält sich für zu alt und ist wirklich zu plump. Er ist der »ehrliche olle Seebär«. Aber ein junger Kerl, ein Weiberjäger, der heute die und morgen jene hat, spricht sie an, redet sie trunken und springt schließlich in ihre Gondel. Er fährt mit. Im Gasthof unterwegs, wo übrigens auch der Kapitän mit seinem malayischen Naturburschen von Diener sich einfindet, schleicht sich der geübte Galan zu dem Jungfräulein ins Zimmer, verspricht ihr die Ehe und wer weiß noch was. Am nächsten Morgen aber reist er schon in Gesellschaft einer anderen weiter. Für die betrogene Christine bleibt nun nichts übrig als der alte brave Kapitän, den sie auch gern nimmt. Der gierige Malaye kriegt zur Stillung seines Liebesdurstes Christinas Meys.

Reiseabenteuer! Reisezauber! Wer eine Reise tut, der kann was erzählen! Junge Mädchen, nehmt Euch in Acht! – Das Stück hat nicht nur eine Stimmung und eine Unmoral. Es hat auch eine Moral. Und es endet artig auf dem Standesamt. Die Casanova-Windbeutelei Florindos ist anfangs auch amüsant, schließlich abgeschmackt und »aufs Exempel« banal. Der Dialog ist bald leer und stockend, bald vollgestopft mit tief-sinnig-sentimental-lyrischer Faselei. Für Witz muß Grobschlächtigkeit herhalten. Um die Hälfte gekürzt, die besseren Teile enger aneinandergerückt, kann das Werk farbiger, voller werden. Zudem es im ganzen gut gespielt wird und die Szene – von Ernst Stern gemalt – wieder sehr fein ist. Über dem komisch-brünstigen Schildkraut, dem stumpfsinnig-drolligen Hausknecht Arnolds steht die hübsche, und innerlich kühle Else Heims als Christina und Diegelmanns ehelüsterne Seebär. Herr Moissi als Frauenverführer ist reine Komik. Nein, die Kasanovas waren doch wohl anders gestaltet.

(Berliner Morgenpost Nr. 42)

»Cristinas Heimreise.« Komödie von Hugo v. Hofmannsthal.
Erstaufführung im Deutschen Theater.

Man könnte es auch wohl symbolisch nehmen. Zweifellos darf man es auch symbolisch deuten. Die Cristina – Cristina, bitte! Nicht etwa Christinchen! Sie stammt aus dem Venezianischen! Die Cristina, welche in dieser Komödie heimreist, ist die deutsche Poesie, das deutsche Drama unserer Zeit. Man könnte, man dürfte nicht nur – nein, man muß es so auslegen. Denn die Komödie ist ja doch von Hugo v. Hofmannsthal. Und der Hofmannsthal, wenn der dichtet, so denkt und philosophiert er sich dabei so unaufhörlich – so viel zusammen, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn er sich nicht unter anderem auch dabei gedacht hätte – seine Cristina wäre, seine Cristina könnte wohl auch die deutsche Poesie sein, das deutsche Drama unserer Zeit.

Unter anderem auch die deutsche Poesie! Natürlich unter anderem auch – unter vielem, vielem anderen noch! Ebensogut könnte man natürlich auch sagen, daß er in seiner Cristina die beiden Lieben symbolisiert: die Liebe, welche eine ewige Liebschaft ist, ein bunter Schmetterling, der von Blüte zu Blüte gekauelt, die Florindo-, Casanova-, Don-Juan-, Ninon-de-l'Enclos-Liebe – oder die andere Liebe, das stille Heimchen am häuslichen Herde, die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder. Er symbolisiert in seiner Cristina die beiden Seelen der Menschheit – die eine, welche da eine ewige Abenteurerin ist, in die Fernen schweift, in die Wolken und in die Gefilde unsterblicher Ahnen, und die andere, welche wie ein Pflanzentier, eine Tierpflanze festgewurzelt im Boden stecken bleibt ... Doch auch noch vieles, vieles andere kann man in diese Komödie hinein- und aus ihr herauslesen. Die Interpretation kann grenzenlos sein, wie die Florindo-Liebe und die schweifende Seele der Menschheit, und was Hofmannsthal als Kunstwerk wirklich gibt, das ist etwas höchst Simples, auf den häuslichen Herd wahrhaft Beschränktes. Sozusagen ein vierbeiniger Tisch von Peter Behrens, Bruno Paul oder aus den Wiener Kunstwerkstätten. Der ästhetisch völlig ungebildete Mensch hält so etwas einfach für einen Tisch auf vier Beinen. Aber der künstlerisch

¹² 1859–1930, Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Theaterkritiker.

wahrhaft schauende Mensch unserer Zeit erkennt in solchen Stühlen und Tischen mit Recht die letzten und tiefsten Offenbarungen des Weltgeistes, und alles, was die Michelangelo, Rembrandt, Dante, Shakespeare in ihren Werken niedergelegt haben, das enthüllt sich uns schon in einer einfachen und schlichten Kaffeetasse oder Suppenschüssel von Olbrich oder von Van de Velde. In minimis ars maxima.

Denn alle Kunst ist symbolisch, wie Goethe sagt. Ein Gleichnisreden! Eine Metapher. Daß alles künstlerische Sehen in einem Doppeltsehen besteht, alle wahrhaft künstlerischen Gesichte Doppeltgesichte sind, Bilderverwandlungen – habe ich hier schon öfters gesagt. Und Hugo v. Hofmannsthal ist gewiß ein Kunstmensch, ein Kunstkenner, der es auch ganz genau weiß wie alle Kunst nur aus einem Rätselwesen und Rätselsehen erwächst. ... Aber er weiß es auch nur! Er besitzt gerade die Imagination von der Kunst, daß er ganz genau weiß, was Kunst ist. Nur besitzt er die Kunst nicht selber! Nur ist er nicht selbst der Künstler. ... Seine Gleichnisrede ist nicht die künstlerische: Kunst = Leben; sondern er spricht artistisch-ästhetisch; Kunst = Kunst. Er will nicht Wirklichkeit in Fiktion; Fiktion in Wirklichkeit verwandeln – sondern dreht eine Fiktion in eine andere um. In Tat und Wirklichkeit besitzt er überhaupt kein Symbol! Und seine Komödie ist nicht organisch aus einem Symbol erwachsen – sondern zerfällt in zwei Teile. Eine höchst interesselose, gleichgültige, nichtssagende, alltägliche Begebenheit wird erzählt. Ein braver Handwerker stellt, sozusagen, einen viereckigen Tisch her, der gerade auf vier Beinen regelrecht stehen kann. Und neben diesem viereckigen Tisch pflanzt sich dann ein Ästhetiker auf, mit einem Stock in der Hand, ein »Kunstkenner«, ein großer Kunstphilosoph und Kunstphilologe, ein prachtvoller Intellektualist, der ganz und gar nichts sieht, der vollkommen blind am Leben, an der Welt, an der Kunst vorübergeht. Aber er denkt, er denkt sich alles mögliche zusammen, und kraft seines reinen Denkens beweist er nur, daß ich mir bei und unter seinem viereckigen Tisch da alles zu denken vermag, was ich nur gerade will. Und die große Kunst unserer Zeit besteht in einer solchen Symbiose von einem höchst beschränkten, kümmerlichen kunsthandwerklichen Treiben, welches gerade so weit reicht, um ein paar Tische und Stühle herzustellen, und einem wahrhaft erhabenen Kunstdenken, welches aus diesen Tischen und Stühlen alle göttlichen Offenbarungen herzuleiten wohl imstande ist. Aber sehen kann man nur gar nichts. ...

»Cristinas Heimreise!« Ja, Cristina, des Pfarrers Nichte, das gute deutsche Drama, das in den achtziger Jahren damals einem Florindo in die Arme sank und von ihm sich verführen ließ, um allerhand Fahrten in neue Länder und Reiche anzutreten, kehrt reuig und geheilt in die Glückswinkel zurück, wo die wahre Zufriedenheit herrscht, und heiratet den guten Onkel, den braven Kapitän Tomaso. Und der wahren Erkenntnis, daß das redliche Kotzebue- und Ifflandheim für uns viel besser taugt als alle hinterindischen Länder, will sich auch Hugo v. Hofmannsthal nicht länger entziehen. Uns braucht er das gar eigentlich nicht mehr zu sagen! Ich habe ihm immer das Zeugnis schon ausgestellt, daß er auch als Ödipus und Sophokles durchaus Kotzebuesch zu dichten und zu reden weiß. Auf diese Heimreise Cristinas hat uns ja bereits vor zehn oder zwölf Jahren auch Hermann Bahr schon hingewiesen: »Sie haben ja recht: ich kann Ihnen kein Werk unsere jungen Leute nennen, das verlangen dürfte, auf das nächste Geschlecht zu kommen. ... Die großen Werke sind gar nicht so wichtig, als wir zuerst meinten. ... Was hat die ›Mona Lisa‹ wohl eigentlich für die Menschheit getan? ... Es kränkt mich gar nicht mehr, wenn meine Freunde keine Mona Lisa malen und keinen Hamlet schreiben. ... Was uns not tut, sind bessere Möbel, bessere Kleider – also ein gutes Kunstgewerbe. ... Für die Literatur heißt das: Theaterstücke, die der Menge gefallen, ohne daß sich der Dichter zu schämen braucht. ...«

Nein, ich habe auch gar nichts gegen die Bescheidenheit. Sie zielt auch den Künstler! Also macht nur immerhin Tische und Stühle, welche der Menge gefallen und für sie notwendig sind, an und auf denen man sitzen kann, an denen es sich essen, trinken, arbeiten, spielen läßt. ... Aber ich habe etwas gegen Tische und Stühle, die gar keine Tische und Stühle sind, sondern wie Michelangelos »Jüngstes Gericht« und die Mona Lisa in ein Sanktuarium aufgestellt und als eine Dantische Komödie bewundert werden sollen, und ich habe etwas gegen Shakespearesche und Rembrandtsche Kunstwerke, die nur Tische und Stühle sind. ...

Und die Hofmannsthalsche Komödie steht nur gerade als solch ein Wesen vor mir, nicht Fisch und nicht Fleisch. ... Weder etwas für die Menge, noch auch für die wenigen, die wahren und wirklichen Jäger der Kunst! Sondern diese Komödie ist ein Werk höllischer Konfusionen, die Fiktion und Vision von einem viereckigen Tisch, welche mit der Fiktion von einem Kunstwerk vertauscht, eine Vision von großen Märchen und

Wundern, welche mit der Vision von einer Kaffeetasse verwechselt wird. ... In den achtziger Jahren sagten wir: warum nennst Du Cristina nicht Christinchen? Wozu Venedig? Warum Goldoni? Warum Florindo-Casanova? Das alles kann heute sich zutragen? In der nächsten Alltäglichkeit? In deinem Spießbürgerheim. ... Darum muß es hier auch sich zutragen. ... Im nächsten Alltäglichen. ... Aber nenne deine Kotzebue-Stube nicht Venedig! Ziehe deinem dummen, braven, einfältigen Christinchen keine Sophokles- und keine Shakespeare-Kleider an, noch auch setze ihr einen Goldoni-Federhut auf. ... Aber Hofmannsthal verwechselt und vertauscht eben eine Fiktion mit der anderen. ... Wenn er Goldoni nachempfndet, will er zugleich auch Shakespeare nachempfinden und aus der Locandiera eine Dantische Komödie herstellen.

Er hat alles – nur nicht das Leben, nur nicht die Wärme. Er ist dramatisch völlig blutlos, aber besitzt den höchsten dramatischen Esprit. Er schreibt kein Drama, doch er schreibt Nuancen. Ein Nichts von lauter Arabesken. Nicht eine Spur von Theatersinnen, und ein höchster Theaterintellekt. ... Weder Florindo-Casanova noch ein Kapitän Tomaso, fingiert sich Hofmannsthal als Tomaso in den Casanova hinein, und als Casanova in den Tomaso, und sitzt immer zwischen zwei Stühlen.

(Der Tag, Nr. 37)

13. Februar 1910, dt.

Deutsches Theater: Cristinas Heimreise. Komödie von Hugo von Hofmannsthal.

Der Beifall, der anfangs stark war, hatte zum Schlusse mit energischem Zischen zu kämpfen. Und auch die Applaudierenden werden ein Gefühl der Enttäuschung, ja einer gewissen Düpriertheit am Ende schwerlich haben unterdrücken können. Dem feinsinnigen Sprach- und Stimmungskünstler scheint jene Einheit schaffende Konzentrationskraft, die zur Schöpfung größerer dramatischer Gebilde erheischt ist, nicht erreichbar. So schloß er sich in seinen früheren Versuchen, in »Elektra« und im »Geretteten Venedig« aufs engste gegebenen Vorbildern an. Freier bewegte er sich in seinem »Oedipus«. Und in »Cristinas Heimreise«, wo er eine

selbst erfundene Fabel zugrunde legt, ahmt er die unentwickelte Technik des älteren englischen Komödienstils nach. So vielerlei äußerlich vorgeht, so langsam rückt doch die Entwicklung von der Stelle, so dunkel bleibt es in den ersten Aufzügen, worauf der Dichter eigentlich hinaus will. Und dann, als er nun endlich an den Angelpunkt gelangt, der einer psychologisch-lustspielmäßigen Behandlung wert gewesen wäre, zieht er sich mit ein paar altbackenen trivialen Winkelzügen aus der Affäre.

Im ersten Teil sieht es so aus, als solle die Bekehrung eines liederlich-lebenswürdigen Tunichtgut durch ein Abenteuer, das aus dem Rahmen der ihm sonst geläufigen herausfällt, den Inhalt der Komödie bilden. Dieser entzündliche Jüngling Florindo, der Abgott der venezianer Edelfräulein und Dirnen, prellt, aus den Armen eines leichten Dämchens kommend, seinen ebenfalls auf Abwegen wandelnden Freund, den braven Schiffskapitän Tomaso, begeistert sich dann aber am nächsten Morgen am Anblicke der ländlich schönen Cristina, die mit dem priesterlichen Oheim zum Bauerndorfe heim will. Seine Blicke fesseln das Mädchen mit magischer Gewalt. Sie hat kein Hehl, wie sehr er ihr gefällt, und daß sie ihm in ihrer Einfalt eine Heirat ansinnt, entzückt ihn vollends. Der Komödiant berauscht sich an dem eigenen Spiel. Jeder Augenblick der Trennung wäre unausdenkbares Elend; er springt ihr in die Barke nach.

Die Szenen im Gasthof, wie der Bezauberte der Königin seines Herzens ein glänzendes Festmahl bereitet, wie sie triumphierend glücklich sich ihm als künftigen Gatten hingibt, sind die gelungensten des Stücks. Der Abenteuerer gewinnt hier individueller bestimmte Züge, und in der Sprache spürt man den Pulsschlag Hofmannsthalscher Poesie. Moissi spielte diese scheinbare Umwandlung des egoistischen Genußmenschen so virtuos, daß man an ihre Realität und Dauer hätte glauben können. Indes der Dichter spinnt den Faden nicht weiter. Florindo scheidet; er empfiehlt die Braut dem wackeren Kapitän zur Obhut und vergißt sie in der Gesellschaft einer jungen Adelligen. Sie aber nimmt den angejahrten, zuverlässigen Seebären, der im stillen lange für sie glühte, zum Manne. Der seelische Prozeß, der eine solche Wendung hätte herbeiführen können: das allmähliche Wiedererwachen Cristinas aus phantastischer Bezauberung zur angeborenen bäuerlich prosaischen Vernünftigkeit und simplen Weltlust – dieses so reiche Ausbeute verheißende Thema wurde nur in alleroberflächlichster Weise berührt. Billige Surrogate mußten dafür herhalten. Auch die Versuche, durch die Figur eines nur halbge-

zähmten Malayen etwas Possenkomik zur Belebung des Schlusses herbeizuschaffen, schlugen fehl. Überhaupt wirkte dieser Wilde, den Herr Schildkraut grell grotesk charakterisierte, mit seinen ewigen Wiederholungen derselben kleinen Scherze peinlich humorlos; es befremdete, wie Hofmannsthals erlesener Geschmack zu solchen Lückenbüßern hatte greifen können. Inszenierung und Aufführung waren vortrefflich. Ebenbürtig stand neben Moissis bestrickendem Florindo Else Heims naturwüchsig einfache Cristina. In den Nebenrollen hatte außer Schildkraut Viktor Arnold, als grober Gastwirt, einen Heiterkeitserfolg.

(2. Beilage des »Vorwärts« Berliner Volksblatt,
Nr. 37, 27. Jg. Theater)

14. Februar 1910, *anonym*

Berlin, 13. Febr. Der neue Hofmannsthal. Das neue Werk Hugo von Hofmannsthals, die dreiaktige Komödie »Christinas Heimreise«, die am Freitag abend im Deutschen Theater ihre Uraufführung erlebte, durfte mit Spannung erwartet werden, denn der Wiener Dichter hatte mehrere Jahre lang geschwiegen und während dieser Zeit eine Sammlung seiner Gedichte und Prosaschriften unternommen, die einen Abschnitt in seiner Entwicklung, den Abschluß seiner Jugendepoche bedeutet. Wer aber nun die erste reife Frucht der Mannesjahre in dieser Poetenlaufbahn erhoffte, den muß das neue Werk enttäuschen, denn es verrät die alten Mängel des Hofmannsthalschen Talentes, seine geringe Kraft eigenen Erlebens, die anschniegssame Verwertung fremden Kunstgutes, die tastende Unsicherheit der dramatischen Technik, und zeigt keine neuen zukunftsvollen Ansätze einer blutvolleren leidenschaftlichen Beseelung der schönen Form. Nachdem der elegische Zauber des Epheben, die schimmernde Süße einer sich eben erst entfaltenden Anmut, die seine frühesten Dichtungen durch einen leuchtenden Duft verklärten, von Hofmannsthal gewichen sind, tritt es immer klarer aus seinen Werken hervor, daß er im Grunde nur ein höchst geschmackvoller Dekorateur ist, ein feiner Kunstarbeiter, der fremde Kostbarkeiten zu einer neuen Schöpfung mühsam zusammenfaßt. Wohl blitzen Juwelen auf, glänzen Perlen in den reichbrokateten Stoffen, mit denen er die leblosen Puppen

umhüllt, deren heißes wirkliches Sein er uns vortäuschen möchte. In dem blendenden Glanz seiner Szenerien, in dem flutenden Prachtstrom seiner Worte tauchen die Reflexe und Schatten einer Seelenstimmung empor, die ganz leise verschwebend aus des Dichters Innerstem heraufklingt. Aber er kann diese schemenhaften Visionen seiner müden Phantasie nicht in die heiße Sonne sinnlicher Anschauung locken, und so entgleiten sie wieder wie blasse Wolkenspiele an einem purpurnen Abendhimmel. Ein solcher Dichtertraum voll Glut, voll Prunk, voll zitterndem Verlangen und idyllisch reinem Ausklang mochte Hofmannsthal vorgeschwebt haben, als ihm die Gestalten und Bilder seiner Komödien zuerst vor die Seele traten: das in Liebe seligem Taumel hinsterbende Venedig des Rokoko, aus dessen mächtiger Schwüle des großen Abenteurers Flour auftaucht, des Lebensfürsten, der Gewalt hat über die Herzen der Frauen und die Wunder des Schicksals; ein altes Wirtshaus mit all seiner Romantik und seinem wimmelnden Leben, in jene abwechslungsreich geheimnisvolle Sphäre getaucht, aus der die pikanten und tollen Konflikte in der Komödie der englischen Restaurationszeit entstehen; ein stilles Dorf zum Schluß, ein kleiner, enger Kreis bescheiden echten Glücks, in den nur noch ein schwacher Wellenschlag des großen Weltgetriebes hineinklingt, verworren und verhallend das Brausen der unruhevollen Leidenschaft sich wagt. Von diesen farbigen Bildern ist nur noch die Idee übrig geblieben: Christina, die reiche, reine Dorfschöne, die aus ihrer Bergesamkeit nach Venedig gekommen ist, um sich einen Freier zu suchen, erliegt gerade im Augenblick ihrer Abreise dem verführerischen Leichtsinn des jungen Florindo, der ihr Herz und ihre Tugend im Sturm nimmt, und sie dann als echter Abenteurer des Herzens rasch verläßt, rasch vergißt. Im Hintergrunde aber steht der brave Kapitän Thomaso, der keine von den glänzenden Eigenschaften des Flattergeistes, dafür aber eine treue, gute Seele besitzt, und Christine zu einem dauerhaften, durch die Liebesaffaire der Heimreise erst recht gefestigten Glück in ihr Dorf zurückführt. Zur szenischen Ausstattung dieses dürftigen Stoffes hat Hofmannsthal überall geborgt; bald erinnert er an Goldonis feine Kostümfiguren, bald in der Kontrastierung der Dörflerin zu dem eleganten Stadthelden an die spanische Komödie, bald an das englische Lustspiel, aus dem die prächtige Gestalt des Kapitäns her stammt. In dem wilden Pedro, den sich der Kapitän aus Hinterindien mitgebracht hat, und der die lustige Person dieses wenig lustigen

Lustspiels ist, findet man eine alte Possenfigur wieder, deren erstauntes Vergleichen europäischer und eigener Gewohnheiten nie aufhören wird, Lachreiz zu erregen. Die Aufführung war in den Leistungen der Regie und der Schauspieler glänzend, konnte aber den unendlich langatmigen Schluß nicht erträglich gestalten. So errang sie wenigstens nach den ersten beiden Akten einen starken Erfolg, der dann aber in Ungeduld und Gleichgültigkeit umschlug.

(Rheinisch-Westfälische Zeitung, Nr. 173).

*ca. 14. Februar 1910, Grete von Hagen*¹³

Cristinas Heimreise. Komödie in 3 Akten von Hugo von Hofmannsthal

Die Vorzüge dieses Lustspiels, das Freitag abend im Deutschen Theater mit verdientem großen Erfolg seine Erstaufführung erlebte, liegen in seiner graziösen malerischen Belebtheit: eine abgelegene Kanalecke Venedigs im Morgengrauen, ein Haus voll Weibergeschrei, ein indischer Mischling auf seinen Kapitän wartend, der sich da drinnen vergnügt. Inzwischen führt sich der Gelbe wie eine groteske Bestie mit einem vorübergehenden Abbate auf, der seine junge Nichte sucht, um mit ihr in die terra ferma zurückzukehren. Der Kapitän hat bei seiner Schönen kein Glück gehabt, nach dem opulenten Schmaus setzt sie ihn vor die Tür. Da kommt aus dem Nebenhaus ein tuschelndes Liebespaar. Der Mann drückt die verschleierte Frau ins Haus zurück, um gleich darauf in die Krallen der leichtfertigen Schönen des Kapitäns zu geraten, die ihn nach einer leidenschaftlichen Eifersuchtsszene in ihr Haus zerrt und die gelben Vorhänge zuzieht. Es ist diesem Florindo nicht gelungen, sein Liebchen an den Kapitän zu verkuppeln, der, der Malayenbosheit und Tropenglut müde, mit einem guten schweren Bauernherzen und einem Sack voll holländischer Gulden nach der Heimat zurückgekehrt ist, von deren Süßigkeit, Frauen, Wiesen, Wirtshäusern er 35 Jahre lang

¹³ Vermutlich Margarete von Hagen, geb. 1885, Todesjahr nicht bekannt, Erzählerin in Berlin.

geträumt hat. Insbesondere erinnert er sich seines Fischwassers in den Bergen, von wo ihn einst als Knabe ein barscher Flußhüter verjagt hat, und das er nun für sich erstehen will. Auch von einer Witwe oder ihrer jungen Anverwandten hat er inzwischen geträumt und trägt darum das Scheitern seines ersten Liebesabenteuers mit Philosophie. Nicht so Don Pedro, sein mulattischer Diener, den die weißen Mädchen in einen dauernden Veitstanz der Erregung versetzen. – Inzwischen hat der Abbate seine Nichte Cristina gefunden, das Gepäck wird in die Gondel geladen, da ist Florindo aufgewacht, und während ihn die Zofe seines Liebchens frisiert, gewahrt er die schöne Cristina bei der Abreise und verliebt sich mit einzig erscheinender Wildheit in sie, stürzt halbangekleidet herab, heuert das Boot nach Mestre, um Fremde fern zu halten, bezaubert den Abbate, bezaubert das Mädchen, das brave, robuste Eheabsichten ohne Erfolg in die Stadt geführt hatten. Noch pittoresker ist der zweite Akt in dem Landwirtshaus, wo Florindo die, welche sich für seine Braut hält, und den Abbaten bewirtet und mit Musik und Wein betäubt. Auch der Kapitän ist wieder da, trinkt Punsch und lobt sich das Wirtshausleben, Don Pedro hängt an der Schürze Pascas, der Dienerin Cristinas. Die Geschichte geht aus, wie sie muß, Cristina wird verführt, aber es wird nicht tragisch, denn der Kapitän ist für sie der richtige Gatte. Im letzten Akt auf Cristinas Bauerngut werden beide einig, und der mit einer Gräfin und im Sammetmantel durchs Land reisende Florindo kann ihrem festgefügtten Bauernglück nichts mehr anhaben. Trotzdem ist diese Lösung keineswegs banal ausgefallen, die psychologische Schwierigkeit gelingt, daß weder Cristina als berechnende Heuchlerin, noch der Kapitän als Trottel erscheint. Unbegreiflich bleibt, daß man dieses reizende Lustspiel 4 Stunden lang dauern ließ. Warum ist die Kunst des geschickten Streichens so schlecht entwickelt? Warum müssen die famosen Späße Don Pedros durch die überflüssigen Wiederholungen zu Mätzchen ausarten? Dies ist die wunde Stelle, auf die auch sofort das Proletariat der Zischer den Finger legte, um auch dieses Stück zu Fall zu bringen. Glücklicherweise erdückte sie der laute Beifall des ganzen Hauses. Auch unter den Beifallsspendern mochten viele die Schwäche des Stückes, die locker geführte, mehr für die Erzählung geeignete Handlung empfinden. Darüber läßt sich diskutieren. Warum wird man sich aber bei uns nicht darüber klar, daß es vandalisch und niedrig ist, diskutabile Angelegenheiten, die ihre Schwächen haben mögen, mit Zischen im Theater zu zerstören?

Die Darstellung und besonders die Regie waren vortrefflich. Im Mittelpunkt des Interesses stand die Leistung des Herrn Schildkraut, der aus dem malayischen Mischling eine sich in grotesker Weise mit Europa auseinandersetzen- de Calibanfigur gemacht hat. Moissi war vielleicht, wie häufig, etwas zu nervös und zapplig, fand aber oft faszinierende Töne in der Rolle des Verführers Florindo. Frl. Heims spielte das während einer Nacht etwas verhexte Bauernmädchen kühl und robust, wie es der Rolle zukam. Diegelmann gab den heimgekehrten Kapitän ein wenig germanisch bieder, ohne jedoch dadurch zu sehr aus dem Stile des Ganzen zu fallen. Seine Wirtshausbehaglichkeit war köstlich. Es sei noch auf den feinen Abbaten des Herrn Pagay und die drollige Grobschlächtigkeit Viktor Arnolds als Hausknecht hingewiesen.

(Das Theater, Heft 12)

15. Februar 1910, Richard Nordhausen¹⁴

Der neue Hofmannsthal. Man schreibt uns aus Berlin: Diese Lustspiele ohne Lustigkeit, die sich so gerne Komödien nennen und ihre Humorarmut für höhere Weisheit ausgeben möchten! Diese mühseligen Konstruktionen, die leichten Witz zutage fördern sollen und ihn, wenn er langsam der Retorte entsteigt, sofort erdrücken! Auch Hugo v. Hofmannsthal hat im Deutschen Theater die böse Erfahrung so manches anspruchsvollen Mitstrebenden machen müssen, daß ein blutig ernstes Trauerspiel oft nicht entfernt so viel Geist und schöpferische Kraft verlangt, wie eine fidele Posse. Der Wiener ist mit seiner dreiaktigen und vierstündigen Komödie »Cristinas Heimreise« kläglich gescheitert. Abgesehen vom zweiten Bilde, das sich munter anließ und in etlichen Szenen vergnügliche Faschingsstimmung atmete, fand kein Stück des Stückes ungeteilten Beifall. Die von vornherein starke Zischerminderheit gewann im Laufe des Abends zusehends an Macht und entschied nach zehn Uhr die Niederlage. Allerdings versagte gerade im Schlußakt das dramatische Können und die Technik Hofmannsthals vollkommen. Die Bühne dampfte von seiner geschwätzigen Redseligkeit, er wiederholte wörtlich

¹⁴ 1868 geb., Todesjahr nach 1938. Erzähler, Herausgeber der »Gegenwart«, 1897–1905 Chefredakteur der »Berliner Blätter«.

vorangegangene Dialoge und schob die Figuren mit einem Ungeschick hin und her, das mehrmals Spöttgelächter entfesselte. Vielleicht hätte ein derb zufahrender Blaustift das Werk retten können. Die schwindstüchtige Handlung vertrug es nicht, daß man sie vier geschlagene Stunden lang auseinanderzerrte und ihre beängstigende Magerkeit immer von neuem zeigte. Hofmannsthal, der sich bei seinen Tragödien stets an vorhandene Stoffe und Dramen anlehnt, hatte wahrscheinlich geglaubt, eine Lustspielhandlung glatt aus eigener dürftiger Phantasie bestreiten zu können. Er erfand sich den glücklichen, allweil ungetreuen und rasch entzündlichen Liebhaber, die schöne, gediegene Jungfrau vom Dorfe und den gemühtiefen Alten, dessen Zuneigung ihr über die Nichtsnutzigkeit des hübschen Flatterhaufen die Augen öffnete. Eigentlich war's ein Trauerspiel –, nicht ein Komödienstoff. Solche Herzensirrungen kann nur ein großer, gewaltiger Komiker in helle, reine Lustspieloper umbiegen. Der Wiener suchte sich mit unmöglichen und auf die Dauer anwidernden Ulkereien zu behelfen, in mit einem Gesichter schneidenden Malayen, der unaufhörlich Liebeserklärungen im Stil seiner Heimat und unbewußte, grobe Zoten losließ. Von der Luft und dem Duft Veneziens, von der Sonne Capodipontes, die das Spiel ausgleichen soll, spürt man nichts darin. Zwischen Goldoni und Schnitzler schwankt es unentschieden hin und her, grau und lichtlos, ohne Lokalkolorit und ehrliches Heimatgefühl. Wie alle Begebenheiten, die sich im Hofmannsthal, im Lande des gepumpten Maskenkostüms und der schlechten Schminken, zutragen.

(Münchener Neueste Nachrichten, Jg. 63,1)

17. Februar 1910, Hermann Kienzl¹⁵

Der neue Hofmannsthal. (»Christinas Heimreise.«)

Wer doch schweigen dürfte! Nachsinnend mit allen Sinnen ... Was einer genossen, das halte er still bei sich; er verliert es halb, wenn er schwatzt.

¹⁵ 1865–1928, Journalist, Theaterkritiker, Mitherausgeber der Zeitschrift ›Das Blaubuch‹.

Glücklich der, der die Leute reden lassen und schweigen darf. Doch auf manchem liegt die Pflicht, zwischen seiner Innen- und der Außenwelt sozusagen einen Ausgleich zu vollziehen; den Leuten zu erzählen, wie die Brust von Freude, Helligkeit, Wärme erfüllt ist. Ach, denen es erzählen, die »Christinas Heimreise« nicht kennen! Lassen feinste Gefühle sich auf den Markt tragen?

Aber so ein Nachempfänder wie unsereiner hat nicht das Recht, zu klagen. Was bedeutet denn die Überwindung unserer Widerstände, da doch Hofmannsthal der Dichter seinen Teppich unter die Füße der Fremden breitet ... Von den bewußten zwei Seelen wird auch ihn die eine treiben, sich mitzuteilen, den Ausgleich zwischen Kunstwerk und Publikum als Pflicht auf sich zu nehmen; die andere bebt und schaudert bei der Preisgebung heimlicher und teurer Gesichter. Bebt, wenn die Menschen Beifall johlen; bebt, wenn sie höhnen und zischen. Beides ist im Berliner Deutschen Theater am 11. Februar 1910 geschehen. Eine seidenzarte Dichtung; ein roher Kampf. Nilpferde in den Gärten der Semiramis.

Berlin hat viele Verdienste um die neue Literatur erworben, viele Ehren. Auch wird man wohl sagen können, daß seine Intelligenz am 11. Februar im Ringen mit den subversiven Elementen wieder einen neuen Sieg erfochten habe; einen Sieg, der, abgeleitet von der Originalität und der Kultursattheit der Hofmannsthalschen Komödie, sogar eine Etappe zu bedeuten scheint. Wofern man groß zu würdigen geneigt ist, daß der Dichter von »Christinas Heimreise« im Radau mehr als ein Dutzend Mal an die Rampe gerufen wurde. Ja, man wußte sich im allgemeinen zu menagieren. Wußte! Wissen! Stadt der reinen Vernunft: hier galt's zu fühlen, wie bei Mozarts Don Juan ... Man stemmte sich abwehrend gegen die Übertünchten im Smoking, die der erlauchten Zivilisation des Dichters nicht gewachsen waren. Stadt der Bildungsphilister: hier galt's das erlesene Gebilde aus dem Herzen zu verstehen, nicht Bildung anzuerkennen ... Aus heißerer Sonne, aus einem schöneren Lande kam diese Lustspieldichtung. Man lachte! Man lärmte! Man klatschte! Erregt waren viele. Bewegt, das verriet das unruhige Forum, nur wenige.

Mit einem Wort: es war das gewohnte Schauspiel der Berliner Premieren. Der Athletensport des Publikums. Man gab sich ihm mit dem gleichen Eifer und Ernst hin, wie den Aufführungen unterkitschiger

Konventionaldramen. Dieser Mangel an Unterscheidung ist das Verletzende. Wollte man gegen diese persönliche Kunst um der alten Werte und Formen willen sich erboßen: gut denn, dann hätte man den Dichter und sein Werk mit dem Zorn überschütten sollen, den die Gewohnheit naturgemäß gegen das Ungewohnte speit. Nur das scheint mir gewiß: man durfte Hofmannsthal und seine Komödie nicht wie einen unserer kleinen Götzen behandeln. Ihm nicht diese hübsche Wendung und diese nette Szene gutschreiben, dagegen jene undramatische Breite und jene kleine Niete unmäßig verargen. Denn mit all seinen einzelnen Schwächen ist »Christinas Heimreise« eine ganze Welt. Die Welt eines souveränen Dichters, mit der die Lehnsgüter, Landratskreise und Bürgermeistereien der kleinen Herren nicht verglichen werden können. Wieviel Geschmuse fesselte in diesem Jahr die Theaterfreunde ... Gebt Distanz dem Dichter!

Nach den Lagunen Venedigs zog wieder die Südsehnsucht Hofmannsthals. Dorthin, wo sein wildes Renaissance-Drama (»Das gerettete Venedig«) in starken Farben aufleuchtete, wo sein reizvolles Versespiel »Der Abenteurer und die Sängerin« Girlanden aus Wohllaut und Gedanken wand. Mit diesem sinnigen dramatischen Gedicht aus Dichters früher Jugend ist die reife venezianische Komödie »Christinas Heimreise« mehr als ortsverwandt. Damals war der Abenteurer ein ergrauter Mann, jetzt ist's ein Jüngling: Florindo, – der Blühende. Er, wie jener Alte, von Schönheit und Weib trunken, ein Ewig-Durstender; ein das Leben Verbrausender, nicht Erlebender; auf stürmischen Fluten ein rastloser Segler – gleich jenem fliegenden Holländer; aber sein prangendes Schiff hat die hellen Wimpel der Freude. Er taumelt von Begierde zu Genuß und verschmachtet im Genuß nach Begierde. Den scheidenden Lebenskünstler im jugendlichen Gedicht überschattete Schwermut; dem jungen Florindo aber strotzen die Adern in Kraft und Seligkeit.

Doch seltsam! Wenn seine Sinne am heißesten begehren, seine Lippen nach dem Trunke schmachten, dann taucht seine Phantasie in die tiefen Mysterien einer treuen Liebe, die sich seinem rasenden Genusse wieder rasch verschließen. Und jeweils einmal in der tollen Jagd hemmt leichte Traurigkeit den Fuß. Dann ahnt er, daß er, der Strahlende, ein armer Wanderer ist, dessen Wege kein Ziel haben. »Immer auf der Reise« ... Bewußtsein und Trieb durchkreuzen sich in solchen Augenblicken. Auch noch in anderen Wirbelkreisen seines Wesens und Willens. Florindos

Bestimmung ist das Erkennen des Weibes in immerdar erneuter Gestalt. Und ob er auch weiß, daß der Frauen unendlich mannigfaltiger Reiz sich für ihn im Einerlei des letzten Genusses verliert, und der Besitz seine Liebe tötet, treibt es ihn unwiderstehlich, diese Liebe, für die er das Leben tausendfach opfern würde, im Besitze zu töten.

Don Juan ..., so naiv und überschwänglich, so jünglingschön, wie ihn keiner noch gedacht hat! Kein Prahlschamane, kein Roué; ein Spielball vielmehr. Und mit dem Landmann Cagliostro teilt er die Grazie, den unbewußten Mut, die aufrichtige Verlogenheit des genialen Lumpen.

Nacht in Venedig. Das ist nicht das beliebte »Milieu«, wie es brauchbare Zeichner hinstellen. Das ist der lustvolle Atem der Dogenstadt, der tausend wonnige, weiße Busen hebt und senkt. Das ist ihr innerster Duft, ihre Glut. ...

Aus den Armen der lieben Bürgerin kommt Florindo, und schon öffnen sich ihm neue Tore. Wohin er tritt, ihm gehört das Land mit allen Rosen. Antonia und Theresa, die leichtfertigen Schwestern, setzen den ehrlichen Kapitän Tomaso an die Luft, – der, nach 35 Jahren auf den Malayeninseln, Europas Mädchen wiedersah. »Kommen Sie nach!« ruft ihm Florindo aus dem verriegelten Hause zu.

Zu den Analogien, die teils als Arabesken die Komödie umschlingen, teils wie Unterströme sie durchziehen, gehört auch diese: Wie in der lockeren Buhlschaft mit den Dirnen, gewinnt alsbald in der Nebenbuhlerschaft um eines reinen Mädchens Liebe der egoistische Räuber über den redlichen Werber den Sieg. Dem Braven bleibe, was die Sünde ihm übrig läßt! Doch des Dichters gereifter Sinn verkehrt am Ende, ohne Moral zu geigen, die Werte; und der Besiegte wird Sieger. Er gewinnt, was der andere nur im schweren Traume schimmern sah: das Glück des Bestandes.

Florindo, nach dreifach genutzter Nacht, sieht in der Morgensonne Christina: die Jungfrau in herber Schönheit; eine »Unschuld vom Lande« fast, wäre ihr Blut nicht gelehrter, als ihr Wissen. Ihre südlich-reifen Sinne sind, als wäre das Menschliche sündenlos, in keuscher Selbstverständlichkeit des Willens der Natur gewärtig.

Florindo stürzt über das Mädchen die hohen Wellen seines Feuerstromes. Wie hier Liebe zündet und der Brand sich nährt, das reicht zu den letzten Schönheiten hinan, mit denen das Liebesblut der Dichter uns je gesegnet. Nicht nur auf den Worten liegt der süße Bann. Der Zauber-

flöte seiner Verse entsagend, hat Hofmannsthal diesmal die Macht des Ausdrucks gedämpft. Um so reicher sprießt ihm die Schönheit aus dem Weben der Seele.

Liebliche Erotik steigt in der verstohlenen Liebesnacht, die Florindo und Christina im Landgasthofe begehen, empor – nicht zu Dithyramben, aber zu dauernden Säulen im Tempel Aphroditens. Die Selbstverständlichkeit des Liebesopfers gewinnt eine neue dichterische Vision: Wie so klar, fest und heiter die jungfräuliche Christina will, was sie wollen muß ...

Die Nacht und der Morgen in der Herberge zu Ceneda sind die köstlichsten Stunden der Dichtung. Die Liebe lugt aus allen Ritzen des alten Gasthofes. Es sprühen Kerzenlichter; es klingen Geigen und Lieder; es wirbelt und lacht anmutig-tolle Liebeswonne; es mischen sich derbe und holde Geister. Asti spumante wärmt prickelnd unsere Adern. Das französische Rokoko hat sich – unsere Komödie spielt am Ende des 18. Jahrhunderts – im heißeren Guß Italiens noch einmal entfaltet. Unser Auge freut sich fröhlicher Vergangenheiten, unser Herz glaubt an Gegenwarten. Zum goldenen Brokat wird das Lustspiel ...

Mit noch heißen Augen und wundgeküßten Lippen bricht Florindo die Treue. Es gab Zuschauer, die von der Richtung der ernsthaften Komödie vorher nichts geahnt hatten und nun enttäuscht wurden. Sie trugen dann, verstimmt, das Charaktergemäße dem Dichter nach.

Der letzte Akt stellt freilich auch die Elastizität derjenigen, die mit dem Gedankenziel des Dichters Fühlung hatten, auf eine harte Probe. Obwohl gerade er die bedeutsamste Szene des Drama enthält. Mit einem Male ist nämlich der romantische Taumel dem fahlen Tageslicht gewichen. Das war des Spieles sicheres Ziel; aber wenn auch nicht die Einsicht, so widerstreben doch unsere Nerven gegen die scheinbare Schwenkung des Stils. Dazu kommt jetzt eine gewisse Ungeschicklichkeit in der breit ausladenden Weiterentwicklung des Dramas.

Der brave Kapitän, ein recht alter Brackenburg, ist der verlassenen Christina treulich ins Gebirgsdorf gefolgt, wo das Mädchen sein Haus bewirtschaftet. Die Verlassene? Christinas helläugige Gesundheit überwindet rasch den Schmerz. Was kam, hat kommen müssen ... Wundervoll ihr knappes Wort von den Veränderungen, die man auf Reisen erlebt; mehr sagt sie nicht – nach so grenzenloser Hingebung; nach grenzenlosem Verrat ...! (»Verrat«? Solche harte Worte, wie sie die tragischen

Dichter gern gebrauchen, verschmäht sie.) Was sollte ihr die Reue? Was sollte die Scham? »Da stehen die Leute – und da steh' ich!«

Der Kapitän, weltwandernsmüde, sehnt sich nach dem Hausherd; und liebt, noch jungwütig genug, Christina. Daß sie den Treuen, den Verlässlichen nehmen wird, wer kann's bezweifeln? verübeln? Aber Hofmannsthal fürchtete offenbar, daß die Banalen diese wahrhaft psychologische Wendung als Banalität verschreien würden. Aus Menschenfurcht, so glaub' ich, hat er eine langwierige Bezähmung der Widerspenstigen vorgenommen, die sehr ernüchternd wirkt und, was schlimmer ist, dem Charakter der Christina einigermaßen Gewalt antut. Man soll sich eben, wenn es aus einer inneren Notwendigkeit kommt, nicht scheuen, auch einmal »Schmerz« und »Herz« zu reimen ...

Doch kommt das rechte Ende: Die Beständigkeit, die Dauer (nennt's: »Die Ehe«) ist Dichters letzter Wunsch und Frieden ... An Hofmannsthals wundervolle Knabendichtung: »Der Tor und der Tod« muß ich denken. Da stirbt der Jüngling, der friedlos genossen, mit dem Wunsch des jungen Faust im Herzen, das Leben zu erleben. Noch selbst im frühen Mannesalter stehend, weiß Hofmannsthal heute dem Wunsche Gewährung zu geben. Der Faust des zweiten Teils baut Deiche, macht Land urbar, erlebt in der Beschränkung den höchsten Augenblick ...

Hofmannsthal stellt in der schon erwähnten bedeutsamen Schlußszene die zwei Männer nochmals nebeneinander: den Kapitän, der Anker geworfen hat, und Florindo, den Immer-Reisenden, der weder das Glück im Weibe noch sich selbst je besitzen kann. Dazu tritt Christina. Sie blickt auf Florindo – ohne Groll: Nichts, nichts hat ihr der Haltlose nehmen können ... Der Reigen des Gedankens schließt in einer Region, wohin das engherzige Urteil der Weltleute über Schuld und Unschuld des Weibes längst nicht hinauf reicht ...

Der dritte Akt sollte vom Dichter selbst nicht unverändert gelassen werden; unbedingt aber muß ihn der Regisseur wesentlich kürzen und das Tempo weit schneller nehmen. Bei der entzückenden Reinhardt'schen Aufführung wurde gerade in diesem Akt die Schwäche der Dichtung vermehrt statt verdeckt*). Den Kapitän gab nämlich ein Schauspieler (Diegelmann), der für behäbige bürgerliche Figuren ausgezeichnet geeignet ist, diesmal aber gütige und kluge Männlichkeit ins Philiströse breitzog. Kayßlers reife und spirituelle Energie hätte die Proportionen richtig gestellt.

Von kleinen, wundersamen Zügen der Dichtung wäre viel zu sagen. Man empfängt bunte und ernste Freude hundertfach. Neben der philosophisch vertieften Gestalt des groben Wirtes (von Viktor Arnold mit unwiderstehlicher Komik verkörpert) ist die des treuen, drollig-naiven und naiv-geilen malayischen Dieners Pedro besonders liebevoll ausgeführt. (Rudolf Schildkraut macht aus der Rolle ein Meisterstück!) Aber sehr originell ist gerade diese Figur nicht – trotz der neuen Hautfarben-Nuance. Eigentlich hat sie schon Defoe als den Sklaven Freitag in »Robinson Crusoe« entdeckt; und sie ist auch dem Japaner in Bahrs »Meister« verwandt. »Wir Wilden sind doch bessere Menschen!« ...

Höchste schauspielerische Kultur, nur erreichbar, wenn sie zugleich schönste Blüte der Natur ist; Leben, das Musik wurde, – Musik, die Leben wurde: das ist der Florindo Alexander Moissis und die Christina der Else Heims. Weiche und herbe Klänge. Wesenswahrheiten. – Und Reinhardts Schöpferstab weckte die Welt Hofmannsthals aus dem Schlummer zu traumhaft schönem Leben. Dichter, Maler (Ernst Stern) und Schauspieler schufen Italiens Herrlichkeit auf dem Bretterboden.

*) Die Erfahrungen der Premiere hat man bei der zweiten Aufführung genutzt. Erhebliche Streichungen sind vorgenommen worden, die Wirkung war sehr tief, der Beifall sehr stark und nahezu einmütig.

D. Red.

(Das Blaubuch. Wochenschrift. Begründet von Albert Kalthoff, hg. von H. Ilgenstein, 5. Jg., 17. 2.1910, Nr. 7. S. 159–163)

19. Februar 1910, *Rudolf Lothar*¹⁶

Hugo von Hofmannsthal und seine neue Komödie.

Im Deutschen Theater gab man »Cristinas Heimreise«, eine Komödie von Hugo von Hofmannsthal. Hofmannsthal hat es verstanden, in jungen Jahren die Ehrfurcht zu ernten, die man großen Dichtern darzubringen pflegt. Und wenn ein neues Werk von ihm erscheint, so

¹⁶ Eigentl. Spitzer; 1865–1943, Journalist, Kritiker, Essayist, Erzähler und Bühnenschriftsteller.

sitzen Bewunderung, Andacht, fromme Scheu und gläubige Verehrung im Orchester und spielen die Overture. Man glaubt an ihn. Es ist die große Kunst eines gottbegnadeten Poeten, Glauben zu erwecken. Diese Kunst übt er als Meister. Die Gläubigen werden denn auch seine neueste Komödie schön und lieblich und geistvoll finden. Ich vermag es nicht.

Hofmannsthal ist das Genie der Empfänglichkeit. Was er liest, wirkt auf ihn ein, modelt ihn, ändert ihn, bestimmt ihn. Es war ein guter Einfall von ihm, sich mit Sophokles zu beschäftigen. Er kam uns ganz sophokleisch. Wehe uns, wenn ihm einmal ein Band Scheerbart in die Hände fiel. Es ist nicht auszudenken! Diese außerordentliche Sensibilität der Psyche, diese fabelhafte Rezeptionsfähigkeit des Geistes, diese Mimikry des dichterischen Ingeniums, machen seine Persönlichkeit schillern und schimmern, wie die Flügel jener wundervollen brasilianischen Schmetterlinge, die in allen Farben changieren und die man bewundernd betrachtet. Aber der Einfluß der Lektüre geht nicht tief. Hofmannsthals Kunst bleibt immer Wortkunst. »Ergründen macht Empfinden unerträglich«, schrieb er einmal. So bleibt denn seine Psychologie in den Worten stecken. Was er uns gibt, sind Maskenspiele, Spiegelscherze, artistische Gesten, im Grunde genommen, immer lebensfern und lebensfremd. Man bekennt nicht ungestraft: »Es führt von der Poesie kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie.« Welch ein sonderbares Bekenntnis für einen Dichter!

»Cristinas Heimreise« ist vor allem eine Lese Frucht. Casanova, Goldoni, Lessing und Shakespeare standen Gevatter. Man ahnt, was dem Dichter vorschwebte. Aber man ahnt es nur. Er hat nicht die geringste Kraft, aus dem Willen zum Lustspiel die rechte Komödie zu machen. Immer und immer wieder versinkt die Kraft in Worten. Die Gläubigen werden die feine Psychologie rühmen. Aber sie ist nur ganz leicht angedeutet. Warum denn auch in die Tiefe gehen? »Ergründen macht Empfinden unerträglich!«

Da ist ein junger Fant, einer aus dem Stamme Casanovas, einer aus dem Hause Don Juans, der ewige Liebhaber, der nimmersatte Verführer, der unstete, leichtsinnige, leichtentflammte, treulose Flattergeist. Da ist sein Gegenstück, der brave, wackere, rechtschaffene, herzensgoldene, in Worten ungeschickte Kapitän. Zwischen beiden steht ein entzückendes Mädchen, eine Lotte ins Goldonische übertragen. Florindo, der Liebhaber, lehrt sie die Liebe, der Kapitän zeigt ihr den Weg in die Ehe. Sie

fällt an den einen und heiratet den andern. Und aus der ersten, rasch verfliegenen Liebe, steigt die zweite wurzelkräftig empor. Welch ein zartes und entzückendes Lustspiel hätte das geben können! So aber wurde eine langstielige, langweilige Sache daraus, deren psychologisch-symbolische Untermalung nur die verstehen, die guten Willens sind. Da dem Dichter der Humor fehlte, seine Handlung zu führen und seine Hauptgestalten zu zeichnen, so gab er dem Kapitän einen malaischen Diener, der nach Shakespeareschem Rezept für derbe Komik zu sorgen hat. Aber dieser Wilde, dessen Sexualbegriffe mit europäischem Anstand so schwer in Einklang zu bringen sind, wirkt nur abstoßend und unappetitlich. Was bleibt übrig? Ein paar hübsche, in Wasserfarben leicht hingeworfene Veduten. Pittoreske Momente. Die Lagune im Nebel. Ein venezianisches hochgeschwungenes Brücklein über dem Kanal. Ein Balkon mit schwatzenden Schönen. Eine Barke, die schwerbeladen mit allerhand Hausrat abfährt. Dann wieder ein kleines Wirtshaus mit komischen Hausknechten und Bedienten, mit der sonderbaren Stimmung, gemischt aus Speisegeruch und Abfahrtssentimentalität usw. usw. So geht ein Maler dahin und zeichnet sich hübsche Momente ins Skizzenbuch. Vom Skizzenbuch zum Kunstwerk aber ist noch ein weiter Weg. Man muß fanatisch gläubig sein, um in seinem dem Dichter ergebenen Gemüte anzunehmen, daß dieser Weg hier zurückgelegt worden ist.

So sorgfältig die Worte gesetzt sind, so sehr man merkt, wie der Dichter die Rede feilte und putzte, auch der Dialog kommt von der Skizze nicht los. Alles Psychologische liegt in der Luft. Wir sollen es in unseren Gedanken weiterführen. (Mich stören auch die vielen Austriazismen. Die vielen »Halt«, »Wir wollen auf die Luft« usw. Aber vielleicht sind das Nuancen, die ich nicht verstehe.)

Ich glaube nicht, daß »Cristinas Heimreise« auf der Bühne ein langes Leben haben wird. Es hatte die Anlage zu einem reizenden Lustspiel, es hätte eine psychologische Groteske werden können, vielleicht auch ein drolliger Fastnachtsscherz. So ist es von alledem etwas und im ganzen nichts. Was in der Erinnerung haften bleibt, ist ein Eckchen Venedig mit seinem wundervollen Reiz. Das war wohl die Anregung zum Ganzen. Aber die Anregung ist mir lieber als das Werk, das dadurch entstand.

(Allgemeine Zeitung, München, Beilage, S. 143)

Berliner Theater. »Cristinas Heimreise« von Hugo v. Hofmannsthal.

Hugo v. Hofmannsthal ist als Bühnenschriftsteller bisher hauptsächlich auf dem Gebiete der Tragödie tätig gewesen und hat auf diesem Gebiete Erfolge erzielt. Seine »Elektra« hat es in Berlin zu einer stattlichen Anzahl von Aufführungen gebracht und macht jetzt, nachdem sie von einem dem Schriftsteller wesensverwandten Komponisten in Musik oder vielmehr in etwas gesetzt worden ist, was nach der Versicherung dieses Komponisten als Musik zu gelten hat, den Weg über die Opernbühnen. Die Gegner der Hofmannsthalschen Tragödiendichtung werden hierdurch nicht widerlegt. Diese Erfolge beweisen nur, daß das Publikum sich irren kann und daß es auch einmal Gewaltsamkeit für Kraft, Blut und Greuel für Tragik, eine künstlich überhitzte Sprache für dichterisches Temperament nimmt.

Nun hat sich Hofmannsthal auch der Komödie zugewandt; doch sein erster Versuch auf diesem Gebiete ist nicht sonderlich geglückt. Wohl war, als die Komödie »Cristinas Heimreise« im Deutschen Theater aufgeführt wurde, der Beifall stark; aber gegen den Applaus kämpfte eine Opposition, die im Laufe des Premièrenabends immer mehr anwuchs und zum Schluß beinahe die Oberhand behalten hätte. Dabei hat die Komödie alle die Qualitäten, die Hofmannsthals Anhänger an ihm so hoch schätzen. Die Liebhaber der Sprachkunst Hofmannsthals insbesondere finden darin, namentlich in der Rolle des Florindo, einen echt Hofmannsthalschen Dialog. Andererseits hat Hofmannsthal sich diesmal, namentlich in der Rolle der Cristina, bemüht, auch einen einfachen Ton zu treffen. Das richtigste Urteil über die Komödie hat wohl ein Berliner Kritiker gefällt, der schrieb, daß in ihr »eine Fülle literarischer Kultur steckt.« Wer Hofmannsthals neue dramatische Arbeit liest und sie nur aus dem Buche kennt, wird ihre literarischen Vorzüge schätzen. Im Theater jedoch hält dieser günstige Eindruck nicht stand, weil das Stück eben allzu literarisch, weil es nur literarisch ist.

¹⁷ 1865–1935, Kritiker, Feuilletonist, Erzähler, Verfasser mehrerer Bände »Polemische Aufsätze über Berliner Theaterraufführungen«, 1903–1910. Stammte aus dem Freundeskreis Schnitzlers und Beer-Hofmanns. Vgl. SW XXI Dramen 19, S. 89 und S. 299.

An diese Stelle paßt vielleicht ein Satz, den Voltaire einmal über Goldoni schrieb – paßt namentlich deshalb, weil der Vergleich zwischen der Komödie Hofmannsthals, die im achtzehnten Jahrhundert zu Venedig spielt, und den Lustspielen des großen venezianischen Komödiendichters aus dem achtzehnten Jahrhundert naheliegt. Voltaire schrieb also in einem seiner Briefe: »Goldoni, que j'ai nommé et que je nommerai toujours le peintre de la nature.« Das ist also das höchste, das Voltaire von einem Komödiendichter zu sagen weiß, daß er der Maler der Natur ist, und das ist der Mangel, an dem Hofmannsthals Komödie leidet, daß sie Literatur gibt statt Natur. Bei Goldoni das natürliche, das echte Venedig des achtzehnten Jahrhunderts – bei Hofmannsthal ein Venedig, das nicht natürlich wirkt, dem man anmerkt, wie es mit literarischen Mitteln künstlich geschaffen ist, obwohl doch auch ein natürliches Venedig des achtzehnten Jahrhunderts von einem heutigen Autor geschaffen werden könnte, der es nicht, wie Goldoni, aus eigener Anschauung kennt, wenn nur überhaupt der heutige Autor die Gabe, die große Gabe des Komödiendichters besäße, »peintre de la nature« zu sein. Bei Goldoni eine natürliche Handlung, echtes Leben auf der Bühne, aus dem wirklichen Leben heraus geschaffen – bei Hofmannsthal Literatur aus Literatur heraus geschaffen, eine Erzählung des Casanova in die dramatische Form übertragen, und in der Weise übertragen, daß die Vorgänge, die in Casanovas Erzählung voll Leben sind, in Hofmannsthals Komödie nahezu alles Leben verloren haben. Bei Goldoni natürliche, echte, lebendige Menschen – bei Hofmannsthal Theaterfiguren, die wenig Natur an sich haben und manchmal geradezu gegen die Natur handeln und sprechen, unechte, künstliche Menschen, denen der Autor glaubt, Leben verliehen zu haben, weil er sich bestrebt hat, sie auf eine möglichst vollendete und möglichst aparte Art literarisch reden zu lassen.

Alle literarischen Bestrebungen werden das Publikum nicht davon abbringen, daß es von einer Komödie beansprucht, unterhalten zu werden, und Hofmannsthals Komödie hatte keinen Erfolg, weil sie so gar nicht unterhaltend ist. Sie ist zu gekünstelt, um unterhaltend zu sein. Auf allem Gekünstelten ruht der Fluch der Langeweile. Dazu kommt, daß es dem Autor an Humor fehlt. Wohl findet man in dem Buche Geist und Witz; aber es sind eben nur Buchgeist und Buchwitz, die auf der Bühne zum großen Teil verloren gehen – es ist kein lebendiger Humor. Und wenn es auch heute Sitte geworden ist, ein Lustspiel »Komödie« zu nennen, um

dadurch anzudeuten, daß es einen ernsteren Charakter hat, so darf doch selbst ein Lustspiel mit ernsterem Charakter nicht so sehr der Lustigkeit ermangeln, wie die Hofmannsthalsche Komödie.

Der Stoff der Komödie ist, wie erwähnt, den Erinnerungen des Casanova entnommen. Es handelt sich um ein Liebesabenteuer, von dem Casanova im achten und neunten Kapitel seiner Memoiren berichtet. Eines Morgens sieht er in einer Gondel, die von Venedig nach Mestre fahren soll, ein auffallend schönes Bauernmädchen in Begleitung eines alten Priesters. Er steigt ein und beginnt ein Gespräch mit dem Mädchen und ihrem Begleiter, aus dem er erfährt, daß sie Cristina heißt und in einem Dorfe bei Treviso wohnt, daß sie die Tochter eines reichen Pächters und die Nichte des geistlichen Herrn ist, daß sie mit ihrem Onkel vierzehn Tage in Venedig war, um einen Bräutigam zu finden, und daß sie, nachdem kein Bewerber ihr zugesagt hat, jetzt in ihr Heimatdorf zurückkehrt. Casanova, von der Schönheit des Mädchens und ihrem unschuldigen und naiven Geplauder bezaubert, erglüht sofort in hellem Feuer. Er gibt sich als Schreiber bei einem Advokaten aus und bewirbt sich nun selbst um die Hand der schönen Cristina. Das ist kein bloßes Spiel; er meint es ehrlich mit seiner Bewerbung. Manches Liebesabenteuer Casanovas beginnt damit, daß er heiraten möchte. Hätte er nur eine einzige Frau gefunden, die fest geblieben wäre in dem Entschlusse, nicht Ja zu sagen ohne den Segen des Priesters – auch Casanova wäre nicht als Junggeselle gestorben. Cristina erklärt allerdings mit Entschiedenheit, daß sie nur den Mann erhören will, der ihr angetraut ist. Daraufhin übernachtet die Reisegesellschaft in einem Gasthof zu Treviso, und am nächsten Morgen ist Cristina die Geliebte Casanovas. Dieser, der noch am Tage vorher davon überzeugt war, daß er Cristina heiraten müsse, findet nun auf einmal eine Reihe nicht minder überzeugender Gründe, die gegen die Ehe sprechen. Sehr hübsch ist es, wie er das selbst ausdrückt: »Ich hatte den Gedanken gehabt, Cristina zu heiraten, als ich sie mehr als mich selbst liebte. Allein nachdem ich sie in meinen Armen gehalten, hatte sich die Wagschale so sehr auf meine Seite geneigt, daß meine Eigenliebe sich stärker erwies als meine Liebe. Ich konnte mich nicht entschließen, auf die Vorteile und Hoffnungen zu verzichten, die ich mit meiner Unabhängigkeit verbunden glaubte.« Trotzdem bringt er es nicht übers Herz, sie zu verlassen. Er liebt sie noch und will sie glücklich machen. Cristina braucht zu ihrem Glücke einen Mann. Daher kehrt Casanova

nach Venedig zurück, um ihr dort einen Mann zu suchen. Mit Hilfe von Freunden und auch unter einiger Anwendung der Kabbala findet er bald einen gewissen Carlo, einen schönen jungen Mann, Amtsschreiber beim Seewesen. Casanova führt Carlo nach Cristinas Dorf. Carlo ist begeistert von dem Mädchen, auch ihre Mitgift gefällt ihm, und da er nicht weiß, was zwischen Casanova und Cristina sich zugetragen hat, ist er gerne bereit, sie zur Frau zu nehmen. Casanova müßte nun zufrieden sein, weil alles so sehr nach Wunsch geht. Statt dessen kämpft er mit den Tränen, weil Cristina seinen Vorschlag, nicht ihn, sondern Carlo zu heiraten, gar so ruhig und gefaßt aufnimmt. Die Hochzeit, zu der Casanova natürlich geladen ist, wird in Cristinas Heimatdorf gefeiert. Die ganze Gesellschaft begibt sich dann wieder nach Treviso, und am nächsten Morgen sagt Cristina zu Casanova, indem sie ihm die Hand reicht und ihn mit ihren schönen Augen anblickt: »Herr Casanova, ich bin glücklich und freue mich, Ihnen mein Glück zu verdanken.«

Der Reiz dieser kleinen Geschichte liegt hauptsächlich in der lebenswürdigen Kunst, mit der Casanova sie erzählt. Im übrigen enthalten die Erinnerungen des berühmten Frauenverführers manches Abenteuer, das interessanter, verwickelter, bewegter ist, und es bekundet nicht gerade dramatischen Instinkt, daß Hofmannsthal für seine Komödie diesen Stoff gewählt hat, der recht wenig dramatische Elemente enthält. Ein noch ungünstigeres Zeugnis für Hofmannsthals dramatische Begabung bildet die Art, wie er den Stoff behandelt hat. Die unbedeutenden Vorgänge hätten vielleicht für ein kleines, rasches Lustspiel von zwei, drei kurzen Akten ausgereicht. Hofmannsthal hat daraus drei riesige Akte gemacht, deren jeder noch in zwei Bilder zerfällt und deren Aufführung am Abend der Premiere vier Stunden dauerte. Der schleppende Gang des Stückes, die Reden und Gegenreden, deren Wortschwall gar nicht versiegen will, die endlos sich dehnenden Szenen ermüden schließlich selbst den geduldigsten und wohlwollendsten Hörer. Die Komödie Hofmannsthals hätte höchstens halb so lang sein dürfen, als sie in Wirklichkeit ist. Und wenn schon der Autor nicht die Fähigkeit besaß, sich kurz zu fassen, diese wichtigste aller dramatischen Fähigkeiten, so hätte ihm wenigstens der Regisseur des Deutschen Theaters den Dienst leisten müssen, sein Stück gehörig zusammenzustreichen. Oder gilt vielleicht Hugo v. Hofmannsthal schon so sehr als Klassiker, daß jedes seiner Worte als eine Kostbarkeit geschätzt wird und daß man keines wegzulassen wagt?

Hofmannsthals Komödie folgt ziemlich genau der Erzählung Casanovas. Nur trägt Casanova den Namen Florindo, und der Mann, der Cristina heiratet, heißt nicht Carlo und ist nicht Schreiber beim Ragionato, sondern er ist ein Schiffskapitän, namens Tomaso, der nach einer Abwesenheit von fünfunddreißig Jahren aus Hinterindien zurückgekehrt ist.

Das erste Bild hat offenbar den Zweck, Florindo als Don Juan darzustellen. Er hat ein nächtliches Stelldichein mit einer Schneidersfrau, macht dann einer leichtfertigen Person und deren Schwester einen galanten Besuch und empfängt überdies noch verschiedene Liebesbotschaften, die ihm alte Weiber oder kleine Buben überbringen. Die Charakterzeichnung ist hier mit Erotik gar zu überladen. Die Häufung von Abenteuern in einem einzigen halben Akt wirkt unwahrscheinlich, und man betrachtet skeptisch diesen Frauenverführer, der sich als ein solcher dadurch kennzeichnet, daß er unablässig nichts tut als verführen. Sonst freilich ist das erste Bild eines der gelungensten der Komödie. Ein bewegtes Treiben herrscht darin, und es ist von einer eigenartigen Nachtstimmung erfüllt. In der Ökonomie der ganzen Komödie aber ist es schädlich, trotz all seiner Reize; und es ist ein dramatischer Widersinn, daß beinahe die Hälfte des ersten Aktes verwendet wird, um breit ausgesponnene Liebeshändel vorzuführen, die lediglich zur Charakteristik des Helden dienen sollen und in denen Frauen eine Rolle spielen, die zur eigentlichen Handlung in gar keiner Beziehung stehen und in dem Stück überhaupt nicht mehr vorkommen.

Auch den Schiffskapitän Tomaso lernen wir in diesem ersten Bilde kennen. Tomaso wird am Schlusse Cristina heiraten, die Florindos Geliebte gewesen ist. Daß Cristinas Mann keinen Anstoß nimmt an dem, was vor der Ehe sich zugetragen hat, erklärt sich bei Casanova sehr natürlich dadurch, daß er es nicht weiß. Bei Hofmannsthal jedoch weiß er es, und dadurch wird seine Handlungsweise weniger natürlich. Allerdings bemüht sich Hofmannsthal, sie aus dem Charakter des Kapitäns zu erklären. Welchen Charakter nun muß ein Mann haben, der die Geliebte eines andern heiratet? Einen außerordentlich gutmütigen, meint Hofmannsthal, und so können wir uns gleich im ersten Bilde einen Begriff von dem außerordentlich gutmütigen Charakter des Kapitäns machen. Der Kapitän ist im Begriff, die leichtfertige Person zu besuchen. Da eilt Florindo an ihm vorbei und schlägt ihm die Tür vor der Nase zu.

Der Kapitän ist höchst befriedigt über diese Wendung der Dinge und zieht ab, indem er »dem munteren Burschen einen vergnügten Abend und ein fröhliches Erwachen« wünscht. Man kann allerdings nicht gutmütiger sein. Nur ist das Verhalten des Kapitäns nicht eben wahrscheinlich; und im wirklichen Leben würden wohl die Ansichten sehr geteilt sein über die Frage, ob jemand, der sich so herzlich darüber freut, daß ein anderer ihm sein Liebchen wegnimmt, als ein guter Mensch zu betrachten ist oder als ein Dummkopf.

Der Kapitän hat einen malayischen Diener, und dieser ist als die komische Hauptfigur des Stückes gedacht. Hofmannsthal hat hier die Art, wie Asiaten eine europäische Sprache radebrechen, meisterlich wiedergegeben. Das Bestreben des Malayen, sich in einer Sprache, die er nicht genügend kennt, mit der ganzen orientalischen Höflichkeit seiner eigenen auszudrücken, hat zur Folge, daß er als Höflichkeitsworte solche gebraucht, die es gar nicht sind, beispielsweise das Wort »brüllend« (»Mein Kapitän wird Sie mit brüllender Freude begrüßen«), oder daß er Artigkeitsadjektiva dahin setzt, wohin sie absolut nicht passen, wie zum Beispiel, wenn er von einem »hochachtenden Fußbad« spricht. Bei der Aufführung stellt es sich jedoch heraus, daß die Komik dieser Figur eine literarische, eine rein sprachliche ist, die auf der Bühne lange nicht so zur Geltung kommt als im Buche. Auch schaden die fortwährenden Wiederholungen. Es ist recht drollig, wenn der Malaye sich einmal über die Schwierigkeit des »europäischen Anfangs« (einer Liebschaft nämlich), beklagt und demgegenüber die Sitten seiner Heimat rühmt: »Auf den Inseln drüben ist es sehr schnell. Bei Häuptlingsfrauen kann es sehr schnell sein.« Nur ist dieser humoristische Einfall nicht so überwältigend, wie der Autor anzunehmen scheint, der ihn immer wieder vorbringt; und es belustigt schließlich gar nicht mehr, wenn man stets von neuem hört, daß es bei Häuptlingsfrauen sehr schnell sein kann.

Als weitere komische Eigenschaft des Malayen hat der Autor sich ausgedacht, daß er ein kaum bezähmbares Verlangen nach Frauen hat, daß er unablässig davon spricht und jedes weibliche Wesen begehrt, das ihm in den Weg kommt. Nun lassen sich gewiß aus der Begehrlichkeit eines Halbwilden allerlei komische Wirkungen ziehen. Solche Wirkungen hat aber der Autor nicht gezogen, sondern er scheint geglaubt zu haben, daß die Komik schon in der Begehrlichkeit selbst liegt, und hat sie daher so unverhüllt, so derb als möglich geschildert. Das ist jedoch ein großer

Irrtum; und der Malaye, der komisch sein soll, weil er begehrlisch ist, läßt lediglich erkennen, daß auf der Bühne ein Mensch, der sich wie ein brünstiges Tier gebärdet, weit eher widerwärtig als komisch wirkt.

Im übrigen kann man hier sehen, daß selbst die moderne Ästhetik, die doch beansprucht, als etwas ganz Besonders, ganz Erlesenes zu gelten, das mit profanen Sinnen gar nicht erfaßt werden kann, auch die banalsten und abgebrauchtesten Theatereffekte nicht verschmäht, nur daß sie nicht versteht, sie mit Geschick zu verwenden. Hofmannsthals malayischer Diener ist, wenn man genauer zusieht, niemand anderer als der Fremde, der aus exotischen Gegenden stammt und gebrochenes Deutsch spricht, und der seit Theatergenerationen schon manchem braven deutschen Lustspiel zum Erfolge verholfen hat. Und mit besonderer Freude begegnet man später in der hyperästhetischen Sphäre einer Hofmannsthalschen Komödie einem guten, alten Bekannten aus der deutschen Posse, dem groben Hausknecht. Bemerkenswert ist, daß am Abend der ersten Aufführung die Szenen dieses Hausknechts diejenigen waren, die beim Publikum den meisten Anklang fanden. Seine Grobheit erwies sich weit wirksamer als all der Tiefsinn, den Hofmannsthal seinem Helden Florindo in den Mund legt. Natürlich muß schließlich auch dieser Hausknecht sich literarisch ausdrücken und muß seinen Seelenzustand in längerer Rede entwickeln, aus der hervorgeht, daß ihm die Schuhe, die er täglich putzen muß, verhaßt sind, und daß er aus Widerwillen über den gemeinen Anblick solchen Schuhwerks sich auch einmal den Hals abschneiden könnte. Man hat zwar von solchen Selbstmordanwandlungen bei Hausknechten noch niemals gehört; und doch begreift man, daß gerade dieser Hausknecht den Umgang mit Schuhen als unerträglich empfindet, weil er eben kein gewöhnlicher Schuhputzer ist, weil eben bei Hofmannsthal auch ein Hausknecht ästhetisch veranlagt ist.

Florindo erblickt im zweiten Bilde des ersten Aktes Cristina, wie sie im Begriff ist, die Gondel nach Mestre zu besteigen; und nun entwickeln sich die Dinge so, wie Casanova sie erzählt. Florindo fährt mit nach Mestre, man übernachtet in einem Gasthof, und am nächsten Morgen ist Cristina die Geliebte Florindos. Der rasche Sieg des jungen Mannes über ein reines und unschuldiges Mädchen verstößt gegen alle Wahrscheinlichkeit – und doch hat Casanova in seiner Erzählung es verstanden, ihn glaubhaft zu machen. Wie der junge Mann das Mädchen für

sich zu interessieren, wie er ihre Eitelkeit aufzustacheln, wie er durch die Flamme seiner Leidenschaft ihre Leidenschaft zu entflammen weiß, das ist ein Virtuosenstück der Verführungstechnik. Zu bewundern ist es namentlich, wie er den Ton zu treffen versteht, in dem man mit einem Mädchen von der Art Cristinas spricht. Außerdem kommt ihm ein äußerer Umstand zu Hilfe, eine seltsame Gewohnheit des alten Pfarrers, die es dem Don Juan besonders leicht macht und über die man das Nähere bei Casanova selbst nachlesen möge.

Diese Motivierung fehlt zum großen Teil in der Komödie Hofmannsthals, und was er an ihre Stelle setzt, zeigt, daß er als Psychologe hinter Casanova weit zurücksteht. Hofmannsthals Begründung ist durchaus nicht überzeugend, und man begreift den leichten und raschen Sieg Florindos über Cristina nicht. Nun hatte allerdings Hofmannsthal eine schwerere Aufgabe als Casanova, da dem Erzähler die Möglichkeit gewährt ist, eine seelische Entwicklung mit all' ihren feinen Nuancen und Übergängen darzustellen, welche Möglichkeit dem Dramatiker versagt ist. Auch wenn ein bedeutenderer Dramatiker als Hofmannsthal den Stoff behandelt hätte, würde die Plötzlichkeit dieser Liebe und dieser Verführung auf der Bühne immer gar zu abrupt, gar zu gewaltsam erschienen sein. Es liegt also schon im Stoff eine für den Dramatiker nahezu unüberwindliche Schwierigkeit, und darum war es, wie gesagt, kein glücklicher Gedanke, daß Hofmannsthal für seine Komödie sich gerade diesen Stoff gewählt hat.

Wenn man in der Komödie nach den Gründen sucht, weshalb Florindo das Herz Cristinas, weshalb er überhaupt alle Frauenherzen gewinnt, so findet man eigentlich nur einen einzigen: Florindo ist unwiderstehlich, weil er redet. Er spricht viel, er spricht unablässig, er redet literarisch, er redet Hofmannsthalisch – und die Leute sagen von ihm: »Dieser deliziose Herr Florindo!«, und alle Frauen lieben ihn und wollen von ihm geliebt werden. Eben hat er Cristina auf der Straße kennen gelernt und er sagt zu ihr: »Pfui über den Lumpen, der Wörter in den Mund nimmt, deren inneren Gehalt er nicht Manns genug ist, einmal im Leben durch und durch zu fühlen. Wenn ich entzückt bin, so wie ich mich an Ihnen entzücken könnte, einzig schönste Cristina, so fährt mir das Wort allerdings nicht über die Zähne. Aber die Essenz davon, das Ding selber, wovon das Wort nur die Aufschrift ist, die kocht und gärt in meinen Adern, die kann mich gelegentlich aus dem aufrechten

Stehen hinwerfen, als wären mir die Bänder der Knie gelähmt« und so weiter. Dies ist die echte Hofmannsthalsche Redeweise, deren Tiefsinn, deren Sprachkunst seine Verehrer bewundern, während andere in dieser Sprache eher Schwulst als Kunst finden und sie den tiefen Sinn dieses Tiefsinns nicht zu entdecken vermögen. Aber mögen nun die Verehrer oder die Gegner recht haben – eines ist sicher: Es ist schon nötig, ein Ästhet zu sein wie Hofmannsthal, um zu glauben, daß man in diesem Ton zu einem Bauernmädchen spricht und daß der Hinweis auf den Unterschied zwischen dem Worte und dessen Essenz die richtige Art ist, um das Herz einer Dorfschönen zu gewinnen.

Auch daß Casanova die Cristina schließlich nicht heiratet, ist, wie schon erwähnt, in der Erzählung überzeugend motiviert. Bei Hofmannsthal fehlt diese Motivierung nahezu gänzlich. Casanova kämpft mit sich, er leidet wirklich. Florindo, der eben aus den Armen Cristinas kommt, wendet sich ohne jeden Seelenkampf sofort einem neuen Abenteuer zu. Er verläßt Cristina ganz einfach, weil er genug von ihr hat und weil er eine andere gefunden hat, die ihn mehr reizt als Cristina. Nur daß er vor seiner Abreise noch rasch den Kapitän Tomaso veranlaßt, seine Stelle als Reisebegleiter Cristinas einzunehmen. Mit Recht hat ein Berliner Kritiker geschrieben: »Bei aller Leichtfertigkeit ist Held Casanova immerhin ein Muster von Takt, Ehrlichkeit und Edelmut gegenüber diesem Florindo, der die Aufgabe, seine übernommene Verpflichtung einzulösen, einfach dem Dichter überläßt.« Florindos Benehmen gegen Cristina ist recht abstoßend und es ist bezeichnend für die modernen Ästheten und ihre Art, zu denken und zu dichten, daß Hugo v. Hofmannsthal aus einem nicht unsympathischen Casanova einen durchaus antipathischen Florindo macht, daß ein verliebter junger Mann, der in all' seinem Leichtsinn doch der Empfindung, ja sogar des Pflichtgefühls nicht ermangelt, sich unter den Händen dieses Autors zu einem kalten, herzlosen und gewissenlosen Egoisten gestaltet.

(Morgenblatt der »Neuen Freien Presse«, Nr. 16349)

Cristinas Heimreise

Hofmannsthal weiß selber und er sagt es auch diesmal wieder: daß es ein andres ist, ob man etwas tut, und ein andres, ob man davon redet. Seine Buchkomödie hat er getan; von seiner Bühnenkomödie hat er geredet. Man sehe diese sechs Bilder an einem Abend, und man lese die drei Akte am nächsten Morgen. Sie füllen die Bühne nicht. Ihr Schritt reicht nicht hinüber, weil sie in jedes schwebende Schritttchen, in jede ihrer wiegenden Bewegungen, aber nicht minder in jede regungslose Stellung so ehrlich selbstverliebt sind, daß sie sich nur mit Widerstreben davon trennen. Was fröhlich, schwerlos, beschwingt und anmutig geträumt war und an dem willigen Leser vorüberfliegt, bekommt auf diese Weise selbst für den willigsten Zuschauer Zentnergewicht. Es lastet unerbittlich und umso unerbittlicher, als es dazu noch literarisch und literarhistorisch fest verankert ist. Hofmannsthal hat auch zu diesem Lustspiel schrecklich viel gelesen. Sein Venedig am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist so bleich, so auffallend karg und dünn geraten, weil er sich nicht auf das verlassen zu dürfen glaubte, was seine glücklichen Augen je gesehen. Es ist ein Teilchen von Venedig, wie Hofmannsthal es sich aus Goldonis Komödien und Casanovas Memoiren möglichst zeitgetreu herstellen wollte und doch nicht recht zeitgetreu herstellen konnte, weil er ja auch diese Werke mit seinen gegenwärtigen Sinnen aufnehmen mußte. Immerhin macht dieses Teilchen von Venedig nur ein Teilchen der Dichtung aus und obendrein das erste: die nächsten Bilder geben Cristinas Heimreise von Venedig über Ceneda nach Capodiponte oder von der Ahnungslosigkeit über den Irrtum zur Wahrheit. Vielleicht ist das die Komödie.

Cristina fährt selbstverständlich mit der Postkutsche. Aber auch Hofmannsthal gelangt mit seinen Postkutschenmitteln zu keinem andern als einem Postkutschenziel. Er spricht mit der überströmenden Beredsamkeit, die wir aus seinen Dramen wie aus seinen kritischen Schriften kennen, unaufhörlich von den zwei Welten der Liebe, von der Welt der gaukelnden Falter und der Welt der beharrenden Kachelöfen, und führt zwar nicht die eine ad absurdum und die andre zum Triumph; gibt aber

¹⁸ 1881–1926, Theaterkritiker, 1905 Gründer der Zeitschrift ›Die Schaubühne‹.

so demonstrativ der bürgerlichen Zuverlässigkeit das letzte Wort, daß man das bei einem überlegten Künstler wie ihm als eine Art Glaubensbekenntnis wird auffassen können. Wie steht Florindo, der Cristina in Venedig verlockt, in Ceneda verführt und vor Capodiponte verlassen hat, am Ende da? Er ist die jüngere Ausgabe des Abenteurers aus Hofmannsthals frühem Versspiel und noch in hohem Maße fähig, von Begierde zu Genuß zu taumeln, um im Genuß nach der Begierde zu verschmachten. Er unterscheidet sich von seinem ältern Vetter dadurch, daß er nicht viel im Kopfe zu haben braucht, weil seine Männlichkeit für jeden Mangel aufkommt, und man erschrickt ein bischen, wenn er plötzlich Weisheit predigt, die denn auch mehr des Dichters als Florindos Weisheit ist, und von Florindo nur geäußert wird, um nicht befolgt zu werden. Vor Zeiten war es Schnitzlers Weisheit. Professor Wegrath und sein Felix blicken aus umfriedetem Bezirk auf Julian Fichtner und den Herrn von Sala, die ihr Egoismus zu der Straße der Verlassenheit verurteilt hat. Genau so sieht Cristina, die sich, nach dem Rausch, zu einem angejahrten Kapitän gerettet hat, an seiner breiten Brust geborgen, auf Florindo und sein Schicksal. Die Situation ist wahr, und die Stimmung, ein Gemisch von Trotz und Wehmut, rührt. Christina versteht und verzeiht, lächelt tapfer über die Vergangenheit, fügt sich ruhig in die Gegenwart und erwartet wenig von der Zukunft. Leider weiß sie ihren Zustand auch zu pointieren. Wer bei Schnitzler so etwas vermag, der ist zumeist ein Dichter und von Hause aus geschaffen, sich druckreif auszudrücken. Hofmannsthal will durch die Eindringlichkeit seiner Formulierungen, die über Stand und Bildung der Figuren weit hinausgeht, nach Möglichkeit wieder gut machen, daß der Rückzug seines Lebenslust-Spiels auf das Gelände einer philiströsen Selbstbescheidung, wo nicht für ihn, so doch für uns eine größere Überraschung ist, als die dramatische Ökonomie verträgt. Weil er nicht überzeugen kann, hofft er zu überreden. Es wäre uns wertvoll und nötig, zum mindesten überredet zu werden, wenn die Geschichte der heimreisenden Cristina wirklich Hofmannsthals Komödie wäre. Sie ist es nicht.

Die Komödie selbst ist kaum geschrieben. Was auf der Bühne steht, ist, noch einmal, umständlich, dickflüssig und vielfach langweilig. Aber bei uns liegt das Feinste und Schönste zwischen den Wörtern, sagt der alte Kapitän, der das freilich weder sagen noch auch nur empfinden wird. Für die Komödie hat er Recht. Was sie zum Kunstwerk macht, ist

nicht ihre Struktur, sondern ihr Ambiente, nicht ihr Gewicht, sondern ihre Leichtigkeit, nicht ein Inhalt, der sich erzählen ließe, sondern eine Musik, die nicht nachzuweisen ist. Sie tönt wie von Silberglöckchen aus den Szenen, in denen überhaupt nichts vorgeht. Wenn im Gasthaus zu Ceneda an der Wirtstafel der fremde alte Herr eingeschlafen ist und die junge Unbekannte – die bei Florindo Cristinas Nachfolgerin sein wird – den Kopf in die Hand gestützt, traurig ins Leere starrt; wenn im Nebenzimmer der glückliche Florindo zur Geige singt und die Dienerschaft nicht zur Ruhe kommen läßt; wenn der Aufbruch erfolgt ist, Cristina in ihrem Zimmer die erste und, was sie nicht weiß, auch einzige Nacht mit dem Geliebten heranwartet und dieser noch mit dem Kapitän und seinem Diener Punsch trinkt, sein Herz entläßt, sich an seinen Worten berauscht und den Duft der Stunde in ein paar Sätzen fängt: so ruht freilich über alledem eine menschliche Zartheit und eine artistische Noblesse, die schwerer wiegt als eine kompakte Handlung mit musterhaftem Knochenbau und vorschriftsmäßigem Bühnentrtritt. Weil das der Komödie abgeht, wird man sie nicht durchsetzen können. Aber man muß, wie der Dichter, in sie verliebt sein und muß wünschen, in sie verliebt zu machen. Sie stammt von einem Deutschen und gleißt in den südlichsten Farben. Sie ist ein Monstrum, ist zweihundertzwanzig Seiten oder vier Theaterstunden lang, kommt nicht vom Fleck und hat doch keine Spur von Fett. Sie befaßt sich mit einfachen Seelen – auch Florindo ist ein Don Juan, wie er nicht primitiver zu denken wäre – und da ist es nicht weiter erstaunlich, daß Hofmannsthal ihre Sprechweise häufig verfehlt. Aber wie echt und innig sind die Beziehungen, die er zwischen diesen Seelen herstellt? Zu dem guten alten Kapitän Tomaso gehört wie sein Schatten ein halbmalayischer Bedienter, Muley Hassans redlicherer Sprößling, den sein schwarzes Blut zu den absonderlichsten Sprüngen peitscht, und dem die Komiken des Stücks zur Hälfte aufgetragen sind. Sein Herz ist besser als seine Komik, die sich schnell erschöpft und am Ende nur noch fast verdrießlich tröpfelt. Dieser Pedro ist Tomasos Kurwenal, wie Pasca die Brangäne der Cristina ist, und es scheint ganz in der Ordnung, daß aus beiden, wie aus Marke und Isolde, schließlich auch ein Pärchen wird. Tristan bleibt allein oder wird doch immer wieder schleunigst einsam. Das humoristische Gegenstück zu diesem fanatischen Frauenfreund Florindo ist der fanatische Menschenfeind von Hausknecht, auf dem die stärkere Hälfte Hofmannsthalscher Komik

ruht. Die Komik dieses Kerls lebt nämlich nicht bloß von Verhunzungen der deutschen Sprache, sondern von einer galligen Weltanschauung, und weil er Episode ist, ermüdet er uns nicht.

Aber hätte uns denn die Komödie überhaupt ermüden müssen? Man gebe Bahrs ›Konzert‹ von Anfang bis zu Ende, und es fällt, nicht bei uns, wohl aber bei der Menge, durch. Brahm hat, nach seinem eigenen Wort, ein ›Streichkonzert‹ daraus gemacht, und der Erfolg hat ihn bestätigt und belohnt. ›Cristinas Heimreise‹ brauchte keinen schwächern Erfolg zu haben. Es durfte nur nicht so wie Wagner in Bayreuth behandelt werden. Es durfte nur, bei solchem Mangel an Massivität, nicht in sechs umfängliche Bilder, sondern höchstens in vier, zerteilt und um keinen Preis auf vier, sondern höchstens auf zwei Stunden ausgedehnt werden. Es ist schwer anzunehmen, daß das Deutsche Theater, das an praktischen Köpfen schließlich nicht ärmer ist als jedes andre Theater, allein die Schuld an dem Irrtum trägt. Es wird wohl so gewesen sein, wies meistens ist: daß der Dichter auch nicht eine Silbe hergeben wollte. Aber wenn man schon Reinhardt die Verantwortung für die Seitenzahl des Stückes, sogar des gespielten Stückes abzunehmen bereit ist, so ist man doch verpflichtet, ihm das Tempo der Aufführung vorzuwerfen. Ein Regisseur wie Reinhardt wird sich in eine Komödie wie diese noch schneller und gründlicher verlieben als ein Kritiker. Aber ist es nötig und erlaubt, sie deshalb auch zu zelebrieren? Gerade weil der Dichter sie um nichts erleichtert hatte, mußte sie auf Zehenspitzen huschen. Auf der Bühne des Deutschen Theaters biß sie sich fest. Das Ergebnis waren Genrebilder von der Kleinmalerei, die sich der Undramatiker Hofmannsthal gedacht haben mag, die ihm aber ein Theatermann verweigern mußte, weil sie den Gesetzen des Theaters Hohn spricht. Es kam die begreifliche Selbstsucht einiger Schauspieler hinzu, die merkten, daß auch die andern Faktoren der Aufführung sich Zeit ließen, die darum so behaglich wie möglich an ihren Rollen herumbastelten, trotzdem aber zum Glück, mit den übrigen, die Verpflichtung fühlten, einen ganzen Menschen mit seinem Klima, seiner Vergangenheit und womöglich noch seiner Zukunft darzustellen. So entstanden fünf Gestaltungen, die nur lebhafter aufeinander eingespielt zu werden brauchen, um auch die Absicht der Komödie, nicht bloß jeder einzelnen Figur zu erfüllen. Mir sind diese fünf Gestaltungen beinahe gleich lieb. Herr Arnold als Hausknecht ist wie ein leibhafter Molch, der sich in ein Igelfell gewickelt hat, und Herr Schildkraut hat

die Rasse und den Witz für seinen schwerverliebten Muley Hassan. Die drei andern wirken ebenso für sich wie als Kontraste. Der zarte Moissi und der mächtige Diegelmann, und die blonde Heims und der dunkle Moissi: das sind von vornherein malerische Werte, aus denen aber auch schauspielerische Werte werden, weil Diegelmann den unnachahmlich wahren Ton der mannhaften Biederkeit für seinen Kapitän im dicken Halse hat, weil die Heims Cristinas seelenvolle Reinheit im ersten und ihre still und rasch entschlossene Überlegenheit im letzten Drittel ohne Mühe trifft, und weil Moissi mit seiner Grazie, seinem Blick und immer wieder seiner Stimme nicht allein Cristinas Willen lähmt.

(Die Schaubühne S. 167–170)

1. März 1910, *Hermann Kienzl*¹⁹

Von den Berliner Theatern 1909/10

Mit einer dreiaktigen Komödie »Cristinas Heimreise« hat Hugo von Hofmannsthal am 11. Februar im Deutschen Theater als Lustspieldichter debütiert. Ein etwas biedermeierisch anmutender Titel für ein Stück aus dem galanten Zeitalter des Rokoko. Casanova, dessen Schatten Hofmannsthal schon in dem kleinen Drama von dem Abenteurer und der Sängerin beschworen, steht im Mittelpunkt, allerdings unter dem Namen Florindo. Das sollte keine Verschleierung der Quelle, die gar zu durchsichtig ist, bedeuten, war aber trotzdem nicht wohlgetan, indem der moderne Nachdichter sich von einzelnen nicht oder nicht genügend informierten Kritikern Vorhaltungen über die Fassung und Glaubwürdigkeit der Fabel gefallen lassen mußte, für die nicht er, sondern Freund Casanova verantwortlich zeichnet. Der vielgeliebte Italiener erzählt im 9. Kapitel des 2. Bandes seiner Memoiren, wie er als junger Mensch einmal ein schön geputztes Bauernmädchen, das neben einem alten Priester in einer Gondel saß, erblickte, wie er flugs ins Boot herabsprang, seine Reisegenossen durch seine Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit bezau-

¹⁹ 1865–1928, Journalist, Theaterkritiker, Mitherausgeber der Zeitschrift »Das Blaubuch«.

berte, das junge Mädchen, das in Venedig vergeblich auf Brautschau gewesen war, nach seiner Gewohnheit rasch zur Geliebten gewann, aber, von einem neuen Magneten angezogen, ebenso rasch wieder verließ und der Schönen zum Trost einen braven jungen Mann zum Gatten verschaffte, so daß dies Abenteuer schließlich zu aller Zufriedenheit verlief. Hofmannsthal hat diese Fabel von der Pfarrersnichte, die über Mestre in ihre Bergheimat zurückkehrt, nicht nur in den Grundzügen, sondern auch in manchen Einzelheiten (z. B. die Beschaffung des Dispenses zur Heirat während der Fastenzeit) übernommen. Und wie er einzelne Motive fallen gelassen oder ausgestaltet und das Ganze mit Zutaten eigener Erfindung aufgeputzt hat, ist für den Kenner der Vorlage zu beobachten reizvoll. Über mehreren Szenen des ersten und zweiten Aktes schwebt der Geist Goldonis und Watteaus. Wir verspüren einen starken Hauch jener Sinnenslust, die gleichwohl durch die ihr beige-sellte Grazie und Ritterlichkeit des Empfindens selbst eingefleischte Moralisten entwaффnet. Wie Florindo, vom nächtlichen Stelldichein kommend, die Eifersucht der Courtisanen entflammt und, ungesättigt vom Genuß, in die Arme der leichtfertigen Antonia taumelt, um am Morgen in neuer Leidenschaft für die schöne, unschuldige Cristina zu entbrennen, wie er seiner Reisegefährtin, dem alten Pfarrer und der derben Amme im Wirtshause, an der Stätte mancher früheren Orgie, das Mahl rüsten läßt und nicht genug Musik und strahlende Kerzen haben kann, wie er dann, als alles zu Ruhe gegangen ist, mit der Sicherheit des sie-gewohnten Lebemanns und zugleich mit der zitternden Unruhe des zum erstenmal dem Liebesglück Entgegenharrenden in Cristinas schlecht behütete Kammer schleicht und Umarmungen, Küsse, Tränen und feurige Schwüre tauscht, um am Morgen nach der Liebesnacht an der Seite einer neuen interessanten Zufallsbekanntschaft nach Venedig heim-zukehren, das alles ist nahezu restlos gelungene Dramatisierung epischer Schilderung und zeigt von neuem, wie der ästhetische Feinschmecker Hofmannsthal den Geist einer Zeit und den Charakter eines ungewöhnlichen Menschen zu begreifen versteht. Aber Hofmannsthal wollte kein Sittengemälde, sondern ein Lustspiel schreiben und glaubte wohl un-glücklicherweise, dem Geschmack des Familienpublikums im Theater nach dieser Richtung einige Konzessionen machen zu müssen. So schob er die Episodengestalt des braven jungen Mannes, der die verführte Cristina heiratet, in den Vordergrund des letzten Aktes und machte aus

dem unbedeutenden Schreiber Casanovas einen alten Seebär von Kapitän, der sich 35 Jahre in den ostasiatischen Gewässern herumgetrieben, mancherlei Fährlichkeiten bestanden, aber auch ein hübsches Stück Geld auf die Seite gelegt hat und nun mit seinem treuen Diener, einem malaischen Mischling, nach Venetien heimgekehrt ist, um ein braves Weib zu freien und als guter Familienvater ruhiges Behagen auf seine alten Tage zu genießen. Dieser biedere Seemann und sein origineller Diener, halb Caliban, halb Muley Hassan, der sich in Europens übertünchte Sitte und Höflichkeit noch nicht völlig zu finden weiß und das Herz auf der Zunge trägt, wirken wie Ausschnitte aus einem alten englischen Familienroman. Leider wird auch die Herzensgeschichte des Kapitäns, seine schüchterne Werbung um die schöne Pfarrersnichte, die übrigens reiche Erbin und wohlbestallte Inhaberin einer Posthalterei ist, und die endliche Eroberung des schwerfälligen Freiers durch die das erlösende Wort sprechende resolute Frau mit der ganzen Weitschweifigkeit und treuherzigen Umständlichkeit des englischen Genres vorgeführt. Das naiv brünstige Werben des Malaien um Cristinas Vertraute, eine dralle Wittib, bildet die Parallelhandlung. Florindo-Casanova taucht nur zum Schluß noch einmal flüchtig auf, als er mit der aus dem dritten Bande der Memoiren bekannten Henriette auf der großen Tour nach Deutschland die Poststation während des Pferdewechsels betritt, und nimmt die teils beruhigende, teils schmerzliche Gewißheit mit sich, daß er hier nichts mehr gut zu machen hat, aber auch kein Andenken zurückläßt. Denn das schöne Bauernmädchen war nicht vom Stamme der Asra und der Kapitän kommt über seinen Vorgänger in der Gunst seiner Erwählten hinweg. Auf diejenigen Zuschauer, die Hofmannsthals Quelle nicht kannten, ja vielleicht nicht einmal ahnten, hat die Wahl dieser anscheinend so einfachen Liebesgeschichte befremdend gewirkt, und die Geduld der Feinschmecker, die sich am dramatisierten Casanova ergötzen, hat der Dichter mit der Liebesgeschichte des Kapitäns einer zu starken Belastungsprobe unterzogen. So gab es denn fast nach jedem Bilde und vornehmlich am Schlusse einen lärmenden Kampf zwischen den Anhängern des Wiener Poeten und einer Opposition, die sich neuerdings wie auf Verabredung in den schärfsten und geschmacklosesten Formen gefällt. Die Inszenierung der Komödie bot Max Reinhardt reichlich Gelegenheit, sich als Regiekünstler zu zeigen. Freilich hat er im Bestreben, Stimmung und Milieu herauszuarbeiten, die äußere Bühnenwirkung nicht immer

genügend bedacht und da, wo er Schleppendes hätte beflügeln sollen, durch zu liebevolles Eingehen auf Einzelheiten das Tempo der Komödie seinerseits verzögert. Wenn der Direktor des Deutschen Theaters dies Stück im besonderen im Hinblick auf Alexander Moissi angenommen hätte, so wäre es kein Wunder, denn der geborene Italiener mit dem klingenden Organ und jener Mischung von weltmännischer Eleganz und pueriler Leidenschaft kann als der geborene Darsteller des Casanova gelten. Else Heims als Cristina wirkte wieder einmal am stärksten durch ihre halb mädchenhafte, halb frauliche Erscheinung; als betuliche Wirtin schritt sie wie eine schöne griechische Kanephore. Zum Schluß schlug sie, um die vollkommene Gewissensruhe und Selbstsicherheit einer mit den Wechselfällen des Lebens sich abfindenden Frau anzudeuten, einen gar zu gemüthlichen, nüchternen Ton an. Daß Rudolf Schildkraut mit dem originalen Malaiensprößling groteske Wirkungen erzielen würde, war vorauszusehen. Dasselbe gilt von Victor Arnolds grobem philosophierenden Hausknecht. Wilhelm Diegelmanns vierschrötiger Kapitän darf, wie die Rolle einmal vom Dichter vorgezeichnet ist, als ideale Verkörperung, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, gelten. Die Frage, ob Hofmannsthal, der tragische Dichter des »Oedipus« und der »Elektra«, auch eine Hoffnung unseres deutschen Lustspiels werden kann, muß nach dieser Probe noch als eine offene gelten.

(Bühne und Welt XII, 11, S. 488f.)

1. März. 1910, *Julius Elias*²⁰

»Cristinas Heimreise«

Vier Jahre hat Hugo von Hofmannsthal nichts für die Bühne geschrieben. Nun ließ er im »Deutschen Theater« ein neues Stück aufführen. Die Wartezeit war ausgefüllt mit Versuchen, einen neuen dramatischen Stil zu finden. Der Weg zur Prosaform, der Schritt von der hohen Tragödie

²⁰ 1861–1927, Literaturwissenschaftler, Kunsthistoriker, Journalist. Mitherausgeber von Ibsens Werken. 1906–09 hatte er mit Hofmannsthal wegen *Elektra* korrespondiert (SW VII Dramen 5, S. 425f., S. 440, S. 448).

zur Komödie der Liebe und des Lebens, war diesem leidenschaftlichen Verskünstler nicht leichte Arbeit. Der Prosa-Ausdruck, den er für sich schuf, ist von höchstem kolloquialen Reize; nichts Buchmässiges haftet seiner Fülle an: das lebendige Satzgefüge legt sich sprechbar die Rede auf die Lippen des Schauspielers, so daß im Feuer des Gewühls ein so stürmisches Herunterwirbeln der Worte möglich ist, wie es sonst nur romanischen Sprache eignet. Diese Prosa ist reich und geistreich; ein nuancenvolles Gefäß für das verschiedenartigste Gedanken- und Seelenleben und für die mannigfachsten Naturstimmungen. Dabei leicht umhaucht, dem Zeit- und Lokalkolorit entsprechend, von dem antikisierenden Sprachton, den das achtzehnte Jahrhundert seinem Anbeter abwarf: kräftig und leicht, schwebend und fest, filigran und getriebene Arbeit. Es ist hoher Genuß, dieser Prosa zu lauschen: hätte ein französischer Dichter sie geschrieben, wäre sie vor ein Pariser Publikum gekommen, – es hätte einen ganz besonderen, einen rauschenden Erfolg der Dialogkunst gegeben. Denn eine romanische Zuhörerschaft kann wirklich zuhören; sie genießt das schöne Wort, die reizende, pointierte Gedankenfolge als ein eigenes Glück. Unser Theaterpublikum aber, dessen künstlerische Erziehung wesentlich auf tragische oder komische Erschütterungen von stofflicher Stärke eingerichtet ist, hat den aufmerksamen Zuhörerdienst am Wort bisher nicht gelernt, und es ist sehr die Frage, ob es ihn je lernen wird.

Durch Streichungen, durch die das Spiel um eine Theaterstunde verkürzt worden wäre, konnte Reinhardt dem Dichter und sich einen andauernden Erfolg verschaffen; er hat nicht zum Operationsmesser gegriffen und ist doch sonst nicht heikel. Das spricht für einen Kunstverstand, der sich auf sich selbst besinnt. Doch er hätte praktisch mehr für die Dichtung tun können. Er hätte interessante und weniger hausbackene Darsteller auf die wichtigeren Posten verschieben müssen; dann wäre die so notwendige Flottheit der Tempi von selbst gekommen. Ein Moissi macht keinen Sommer.

Sommerluft, Liebesglanz, Herzensromantik und Jugendlust liegt über dieser schönen Dichtung. Es drängt die Menschen von ihrer Scholle fort, Reisen zu tun in ein unbekanntes Land des Glücks. Wohl hängt auch Gewitterluft über diesen Fahrten, doch nach dem Wetter gibt es einen neu beruhigten Himmel. Da ist Florindo, der Abenteurer; er ist immer auf Reisen, stürzt von Genuß zu Genuß, ein Dämon der Lebensfreude.

Ein Asket ist anspruchsvoll – der Weltling aber, durch kein Gewissen belastet, kostet mit gleichem Behagen die Höhen wie die Tiefen durch. Es scheint mir nicht ganz richtig zu sein, Florindo mit einer früheren Tragikomödiengestalt Hofmannsthals, dem Herrn von Seingalt, zu vergleichen: die Frivolität jenes Desperado war alternd und abgeschmackt, sein Cynismus gallenbitter. Hier aber ist ein einfacher »homme à femmes«, ein liebenswürdiger Hochstapler, mit lyrischen Wallungen im verzärtelten Mannesbusen. Er kommt und weiß nicht woher, und zieht, er weiß nicht wohin. Ein Zufallsleben; heute einen vollen Beutel, morgen die Taschen leer. Er hat nichts gelernt als die Liebe und die kleinen Lebenskünste. Er hört Advokaten wie Schneidermeister und wird doch bei der Erinnerung an das Eheidyll von Philemon und Baucis butterweich. Jetzt schläft er bei einer Dirne, und eine Stunde später läuft er der Unschuld vom Lande nach. Der Lockerste in einer lockeren Welt.

Das Mädchen vom Lande, die tapfere und gefühlvolle Cristina, ist ihm gewachsen; nicht daß sie ihn auf den rechten Weg brächte: das vermag auch die Herzensgüte und der Bonsens dieser Bauernnatur nicht. Insofern aber findet er seinen Meister an dem Opfer seiner Sinnenslust, als Cristina ihm zum Bewußtsein bringt, daß auch er nur eine Episode in ihrem Leben war, eine überwundene Episode, ein böser Traum, den der tätige Mensch sich aus den Augen wischt, wenn die Sonne einen neuen Tag heraufführt, – daß er diesen Fall nicht mit der Eitelkeit des professionellen Mädchenbeschwätzers betrachten dürfe: er ist gewöhnt, alles zu sein im Dasein der Weiber, denen er seine Gunst schenkte, – hier ist er wenig oder nichts gewesen. Cristina tat eine Reise, um ihrer erwachenden Weiblichkeit einen Mann zu holen, ihrem schlecht regierten Anwesen einen Wirt, und ihre Unweltläufigkeit erlebt eine Täuschung: in einer Welt, mit der sie nicht vertraut ist, hat sie raffinierten Schmeichelsinn für echte Empfindung, Geschlechtsinstinkte für Mannhaftigkeit genommen. Sie will einen Landfahrer seßhaft, ein Flatterherz beständig machen – Don Juan im Ehejoche, als Gasthofhalter und Spießbürger. Er wäre in der nächsten Stunde davongelaufen. Cristina erkennt den Irrtum und stirbt nicht dran, ja klagt nicht einmal. Sie nimmt ihr Leben wieder in ihre Hand.

Und findet ihren Mann, weil der Mann doch nun einmal zum Weibe gehört. In Florindos Schatten stand ein anderer Landfahrer, Kapitän Tomaso, ein Bursche mit schwerer Zunge, von gutem Herzen. Einer,

der die Reife zur Seßhaftigkeit hat, weil in ihm die Sehnsucht nach der Heimat am Ende die stärkste Macht geworden ist. Ein Mensch von Mut und Demut. Zwar kein schimmernder Prinz der Mädchenträume, aber ein standhafter Ritter. Und durch seine männliche Geduld, die immer unauffällig, unaufdringlich ist, gewinnt er Cristina. Er weiß alles und begnügt sich mit den Überbleibseln einer Liebe, ohne Sentimentalität, – weil er des Mädchens Schicksal achtet, und weil ihn ein langes Leben gelehrt hat, die Wünsche nicht über das Erreichbare hinaus zu spannen. Er gewinnt sein Mädchen nicht leicht. Der dritte Akt ist der menschlich schönste im Stück, von einem verhaltenen Ernst, von einem stillen Humor. Ein Kampf um eine Lebenszukunft, in dem der Mann zunächst unterliegt. Florindo konnte nicht weinen und war doch ein Schwächling. Tomaso ist ein Wetterfester, aus hartem Holz Geschnitzter und schämt sich doch der Tränen nicht, der Tränen, die von Trotz und Liebe kommen. Cristina nimmt nun das große Kind in ihre Arme, denn dieses Kind hat in ihr den Glauben an den Mann neu befestigt.

Eine Art Parodie des Kapitäns läuft durch die Komödie, wie die lustige Person, der treue Diener seines Herrn, durch die altitalienische Komödie (wir sind in Carlo Gozzis Zeiten). Aber der Typus hat eine frische, lustige Physiognomie erhalten. Der Begleiter aus exotischen Ländern ist ein begieriger, doch nicht sehr gelehriger Schüler in europäischen Liebessitten. Ins verfeinerte Venedig bricht ein unlackierter Halbwilder herein, gescheit, mutterwitzig, lüstern. Das gute Beispiel seines Kapitäns hält diesen malaiischen Pedro nur schwer im Zaum. Mischung in Blut und Sitten, komisch wirkend im gegensätzlichen Spiel des treibenden Instinkts und der auferzwungenen Unnatur. Sein Herr und Meister sucht mit dem Herzen das Weib; Pedro sucht es in der Brunst der Sinne, mit der man Fortune macht, wenn man, wie Florindo, den »Anfang« kennt. Aber für den armen Sunda-Insulaner ist er »schwer, der europäische Anfang«.

(Nord-Süd 1. 3. 10, S. 422–424)

Hofmannsthals Heimreise.

Berlin. Der Rückweg aus Griechenland nach Deutschland führt noch immer am bequemsten über Italien. Auch die Heimatssehnucht des (im Grunde) deutschen Dichters Hofmannsthal hat jetzt dort Poststation gemacht. Die Pfarrersnichte von Capodiponte – ein Name, sächsische Hochzeitsreisende von Sinnen zu bringen – ist seiner neuesten Komödie Heldin. Die junge Bäuerin zieht nach Landesbrauch aus ihrem Gebirgsdörfchen hinab ins Venezianische auf die Mannsfreite und landet, nach einer mißglückten Generalprobe in den Armen eines casanovisch angehauchten Windbeutels am erschnuten Ziel. Ein heimgekehrter Kapitän, ein stolpernder Hüne mit Kindergemüt, übernimmt sie aus den Händen ihres verdufteten Florindo, dankbar wie ein Hund und edelmütig wie eine Flunder. So ist das Leben ... würde Wedekind sagen. Ich sage: Stoffe wie dieses Intermezzo erotico könnten unserer Bühne – eventuell – wiedererobert werden. Ein ewiges Problem hat Hofmannsthal herausgefordert – und wenn die Spitze seines filigranen Degens diesmal noch zerbrach, so wars in Ehren. Auch er ist nicht der Mann, den Don Juan-Gedanken zu meistern, geschweige denn auszuschöpfen. Was Mozart, das göttliche Kind, aus seiner gebändigten Musikantenseele heraus ahndevoll hinschwelgte, in seiner vom Himmel gefallen, gottgegebenen Tonsprache – einmal wie in vorüberzuckender Helle aufblitzen ließ – erdeborene, philologiebeschwerte Poëtaister werden sich daran nur immer wieder unbedankt die Zähne ausbeißen. Der Herr Oberlehrer aus Lübeck so gut wie der Ästhet von Rodaun. Er vermag, zur Not, griechische Übermenschen in hysterische, nervöse Zeitgenossen zu deklassieren. Aber das Verwandeln nach oben, das Herausheben eines Stoffes über sich selbst, das Potenzieren seines Gehalts bis an die Grenze des Typischen, das prometheische Schaffen blutvoller, formsprengender Kreaturen ist seine Sache nicht. Und nur prometheisch ist Don Juan zu fassen, als der große Gegenpapst der Keuschheit, als der unwiderstehliche Kündler des Reiches, das nur von dieser Welt, als die letzte, betörendste Inkarnation des Antichrist, der wie der Heiland

²¹ Nicht ermittelt.

alle Sünden der Menschheit auf sich nimmt, aber nicht, um sie entsagend zu tilgen, sondern um sie genießend wie einen verfluchten Samen in den Acker der Jahrhunderte zu säen. Von alledem ist freilich in der erotischen Komödie von »Christinas Heimreise« nicht eines Hauches Zehntel zu verspüren. Eine stark auf Dekorationskünste und stilistische Finessen gestellte Abenteuerpoesie muß zum Ersatze dienen. Dieser Hofmannsthalsche Mädchengott Florindo möchte uns gar zu gern von seiner Don Juan-Ähnlichkeit überzeugen, bleibt aber bei allen verzweifelten Anstrengungen eben immer nur – Casanova. Hofmannsthal ist damit zu seiner Jugendliebe heimgereist – aber um wieviel echter und eigenbürtiger empfindet man heute noch jenes von ihm nicht wieder erreichte dramatische Gedicht »Der Abenteurer und die Sängerin«. Damals lebte der Dichter noch uneingeschränkt, im Guten wie im Bösen, vom eigenen Kapital. Seither hat er das Kreditgeschäft gelernt. Und man gräbt nicht ungestraft jahraus jahrein in fremden Gärten. Die Jahre rächen sich, in denen man den eigenen, schaffenssüchtigen Geist immer und immer wieder aus totem Gestein Funken schlagen ließ. Man wird dabei günstigenfalls ein großer Stilist. Aber ich kenne keine üblere Nachrede, die man einem Dichter anhängen könnte, als die verwünschte Anmerkung: er hat Stil. Denn was ist Stil? Das ausgezogene Rezept aus den Unsterblichkeiten der geniegesegneten Epochen, bestimmt, als Lückenbüßer und Kliché für Epigonen vorzuhalten, bis der nächste Grad erklommen ist. Wäre ich ein Dichter – nicht um alles in der Welt möchte ich so dastehen vor einem Ibsen, einem Hauptmann, einem Wedekind in meines Stils durchbohrendem Gefühle. Lieber mit meinen eigenen armseligen paar Groschen verhöhnt und vor die Tür gesetzt werden, als so mit fremdem, sei es auch ehrlich geborgtem Eigentum den Zechpreller des Ruhmes spielen.

Deswegen begrüße ich laut und mit unverholener Freude die Abkehr Hofmannsthals von den Irrpfaden raffinierter klügelnder Exotik, seine Heimreise ins Heimatland der eigenen Phantasie. Auch wenn es ihm nicht geglückt ist, uns das Drama Don Juans zu schenken, sondern nur ein witzig ausgestaffiertes Casanova-Abenteuer. Auch wenn er nicht einen Übermenschen geformt hat nach seinem Bilde – »zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und Gott nicht zu achten«. Sondern nur eine idealisierte Zerline, einen veredelten Masetto und einen Don Juan in Taschenformat. Was zwischen diesen dreien sich begibt, ist – mir

wenigstens – belanglos gegenüber der großen, weichgewordenen Kunst, Stimmungen hervorzuzaubern und festzuhalten, die der Nachdichter der »Elektra« hier in Vollendung meistert. Da ist der nach fünfunddreißigjähriger Abwesenheit heimgekehrte Kapitän Tomaso, der veredelte Masetto. Er schleppt ein kurioses Stück Mensch, das malaiische Halbtier Pedro, das um alles in der Welt Europäer sein möchte, mit sich, und wenn nun dieser selbst nicht mehr bodensichere Seebär, dem eine heilige Andacht vor allem Heimatlichen in den Knochen steckt, seinem Faktotum Unterricht im Europäertum erteilt – das gibt Szenen von einem ganz köstlichen, eigenfärbigen Humor. Und so noch vieles andere. Wenn Stimmung im letzten Grunde nichts mehr bedeutet als die innere seelische Spannweite, die sich aus der Kreuzung von Charakter und Zufall zwischen den führenden Personen eines Dramas allmählich herauskrystallisiert, so ist Hofmannsthals jüngste Komödie ein Juwel an Farbenkunst und Stimmungszauber. Schade nur, daß das Stück – das treffender »Tomasos Heimreise« heißen würde – nicht konsequent den schönen Gedanken festhält und ausbaut, den dieser sein eigentlicher Held ausspricht: »Europa! Du bist das Wunderland, nicht die gottverdammten giftigen Sümpfe da drüben.« Ein reizvoll altertümelnder Kupferstich hätte es werden können: »Die Reise nach dem Daheim.« So aber werden ganze Szenen verschwendet an einen mürrischen Hausknecht, der ins »Weiße Rössl« gehört, und an langatmige Schilderungen der Vorbereitungen zu einer Verführung, die schließlich höchst fatal ans »Chambre séparée« gemahnen.

Die Aufführung bei Reinhardt, reich und packend wie immer im Szenischen und Dekorativen, vergriff sich teilweise in der Tönung. Die Erotik erwürgte die Poesie, zumal Schildkraut den Mischling Pedro mit Mikosch zu verwechseln schien. Diegelmann als Kapitän troff von Biederkeit, die Heims war ein süßes Zerlinchen und Moissi als Pseudo-Casanova trillerte seine Verführungsarien berückend schön. Die Prinzessin August Wilhelm kann bedauern, daß sie mitten im zweiten Akt moralisch entrüstet aus dem Theater floh. Es kam dann noch viel schöner. ...

(Der Merker. Heft 11. 1. Jahr S. 479f. Berichte.)

Kunst und Literatur

Cristinas Heimreise. Komödie von Hugo von Hofmannsthal (S. Fischer, Verlag, Berlin 1910)

Die in sehr hübscher Ausstattung vorliegende venetianische Komödie des Wiener Dichters gemahnt an gewisse ebenfalls in italienisches Kostüm hineinphantasierte kleine Komödien Alfred de Mussets. Aber der deutsche Dichter bietet viel mehr. Schon seine der Romantik zwar ebenfalls nicht entbehrende, aber doch weit realistischere Kostümtreue bedeutet den vollen Fortschritt eines Jahrhunderts seit Musset. Und auch die Charaktere sind tiefer gefaßt. Weiter aber kommt ein köstlicher Humor hinzu, der diese glücklich ersonnene und meisterhaft durchgeführte Komödie zu einem viel höher stehenden Werke macht, als irgend eines jener graziösen Theaterstücke des französischen Dichters. Und doch wird in all dem vielen Spaß und Witz das Hauptproblem der Dichtung – die Liebe zwischen Mann und Weib auf der natürlichen Basis der unberechenbaren wechselseitigen Anziehung – mit poetischem Ernst behandelt und in einem Sinne gelöst, mit dem auch der rigoroseste Moralist einverstanden sein kann, indem die mannhafte Treue eines redlichen Charakters zuletzt in der Seele des von einem bezaubernden Don Juan betörten Landmädchens den Sieg davon trägt. Beinahe hätte ich geschrieben: »eines einfachen Landmädchens«, was hier eine arge Gedankenlosigkeit gewesen wäre, da die Cristina dieses Stückes zwar eine Wirtstochter vom Lande, aber bei all ihrer Treuherzigkeit doch eine feinere und sogar – im Schlußakt wenigstens – ziemlich komplizierte Natur ist. Überhaupt zeigt Hofmannsthal in dieser Komödie auch an den andern weiblichen Figuren, selbst an der Kurtisane Antonia, die eifersüchtig die Tugend ihrer jungen Schwester Theresa bewacht, daß jedes Weib in der Liebe seine individuellen seelischen Eigenheiten hat. Nur im letzten Punkt – meint sein Don Juan Florindo, der alle zu fangen weiß – sind sie alle gleich und darum verläßt er sie auch, wenn er sein Ziel erreicht hat, nicht ohne eine gewisse Sentimentalität, denn er ist ein rührseliger Don Juan, der unendlich komisch wirkt, wenn er in dem

²² 1842–1911, Schriftsteller und Feuilletonist am Berner ›Bund‹.

Augenblick, in dem er ein Eheversprechen löst, das Glück einer langen dauerhaften Ehe überschwänglich preist und ernsthaft versichert, daß ihm bei der Geschichte von Philemon und Baucis immer »die Tränen in den Hals steigen«. Die komischste Figur der Komödie ist jedoch Pedro, ein malayischer Diener des wackern Schiffskapitäns Tomaso, ein von seinem Herrn notdürftig mit der äußerlichen europäischen Zivilisation bekleideter Naturbursche, der im Herzen ganz der naive Wilde geblieben ist und in den drolligsten Ausdrücken sich immerfort wundert, daß in Europa die Liebe eine so umständliche Sache sei. Mir scheint, die Komiker der besten Bühnen werden sich um diesen Pedro reißen. Aber auch der ewig malkontente grobe Hausknecht im Wirtshaus des zweiten Aktes ist als dankbare Rolle nicht zu verachten. Überhaupt sind alle, selbst die kleinsten Nebenfiguren, mit einer plastischen Lebendigkeit auf die Beine gestellt, wie man es nicht bald wieder in einem Lustspiel antreffen wird. Und wie blitzt der Prosadialog der ganzen Komödie von Geist und Witz! Wenn Josef Hofmiller in seinem neuesten Buche »Zeitgenossen«, in dem er auch Hugo v. Hofmannsthal mit liebevollem Verständnis eingehend behandelt, doch bei Besprechung der ältern kleinen Dramen dieses Dichters bemerkt: »Eines allerdings wird er schwerlich lernen: Die anmutige Frechheit, den geistreichen Übermut Alfred de Mussets« – so kann nun der Dichter ruhig lächelnd auf »Cristinas Heimreise« deuten und sein Kritiker wird gern gestehen, daß Hofmannsthal von Musset nichts mehr zu lernen hat. Wir möchten unserem Berner Stadttheater diese feine Lustspielnovität dringend empfehlen; aber auch das Lesen der Komödie ist ein literarischer Genuß ungetrübtester Heiterkeit.

(Sonntagsblatt des ›Bund‹ (Bern), 1910. Nr. 11)

»Christinas Heimreise.« Komödie von Hugo v. Hofmannsthal. (Deutsches Theater, 11. Februar.) Buchausgabe bei S. Fischers Verlag in Berlin.

Es ist schon acht Tage her, daß ich »Christinas Heimreise« gesehen habe, und ich spüre kein sehr heftiges Bedürfnis mehr, mich mit dieser Komödie auseinanderzusetzen. Hofmannsthal hat sie geschrieben, also dürften wir auf jeden Fall den sanften Fluß der Sprache, die rhythmische Vorsicht, den Schliff und den Glanz des Ausdrucks loben. »Erlaube mir, dir zu sagen, daß dein Gemüt hier auf Vorzügen verweilt, die ihren größten Wert dadurch bewiesen haben würden, daß du sie gar nicht bemerkt hättest. Wenn ich beim Dichten in meinen Busen fassen, meinen Gedanken ergreifen, und mit Händen, ohne weitere Zutat, in den deinigen legen könnte: so wäre, die Wahrheit zu gestehen, die ganze innere Forderung meiner Seele erfüllt. Und auch dir, Freund, dünkt mich, bliebe nichts zu wünschen übrig: dem Durstigen kommt es, als solchem, auf die Schale nicht an, sondern auf die Früchte, die man ihm darin bringt.« So meint Heinrich von Kleist, der eigentlichste Dramatiker unserer Literatur. Nun hatte dieser Kleist gut reden, er war eine tragische Natur, die von Katastrophe zu Katastrophe fiel oder stieg, und von dem Blute, das sie ihm kosteten, konnte er seine dramatischen Figuren füttern, daß ihnen die Adern schwellen bis zum Springen. Sie haben alle Temperament und haben sein Temperament, die Farbe seines Gemütes, seines Schicksals. Wir können von niemandem verlangen, daß er bis zum Totschießen tragisch lebt. Aber wir haben staunend gesehen, wie ein korrekter, egoistischer, durch einen wundervollen Selbsterhaltungstrieb gesicherter Bürger, nämlich Ibsen, sei es im Tragischen, sei es im Komischen, aus der Gabe des Leids, des tiefen Erlebens schuf, wie er sich selbst fortwährend umschuf, weil er von den beängstigenden Fragen sittlicher Probleme heimgesucht wurde. Auch Schnitzler hat bei allem Wienertum und Walzertum seine ethischen Sorgen, seine schwermütigen Anfechtungen und ein Etwas an menschlichem Solidaritätsgefühl. Es

²³ 1870–1938, Theaterkritiker und Dramaturg am Berliner Lessing-Theater, Literaturwissenschaftler.

gibt Erscheinungen, für die er sich verantwortlich fühlt, für die er sich vielleicht schämt, als der Mitwisser, der Mitschuldige, als den sich jeder Dichter bezichtigt. Hofmannsthal allein ist der reine Ästhet geblieben, der nie zum eigentlichen Dramatiker werden kann, auch wenn er an dem tragischen Scheiterhaufen der Äschylos und Sophokles seine Fackel anzündet. Literarisch durch und durch stellt er an sich hohe Ansprüche, aber eben mit der inneren Forderung der Seele bedrängt er uns nicht. Nachdem wir seinen verführerischen Esprit, seine Anmut, seine hoch kultivierte Eleganz gebührend bewundert haben, bleibt an ihm, wenn es auf den Schöpfer ankommt, etwas von einem Pagen, der einem wohlkostümierten Ideal von Schönheit und Lust der Welt die Schleppe getragen hat. Seine Welt ist ohne Not und darum klein und wenig veränderlich. Es ist ihm nicht gelungen, beim Dichten einen Gedanken im Busen zu ergreifen und ihn mit Händen ohne weitere Zutat in den meinigen zu legen. Deshalb sind seine Dichtungen, obgleich mit allen Essenzen des Rausches durchsetzt, der Gefahr des schnellen Alterns ausgesetzt. Man lese wieder einmal das blendende artistische Kunststück vom Abenteurer und der Sängerin, und wer es nicht gleich merkte, der wird staunen, wieviel an Farbe und Glanz diese ingeniöse Maskerade schon eingeblüht hat.

Auch die neue Komödie beginnt schon nach acht Tagen zu erbleichen. Gewiß, während der Vorstellung schmückt sie sich mit einigen dekorativen bildmäßigen Reizen. Wenn Florindo, der verjüngte Casanova (den ein guter Witz Deflorindo genannt hat), für die zu verführende Christina ein herrliches Mahl anrichten läßt, wenn zwei Dutzend brennende Leuchter auftreten, wenn hier der Kapitän speist, dort der geheimnisvolle Paralytiker mit seiner unerklärlichen Gefährtin, wenn die Kellner rennen, wenn der gelbe Diener des Kapitäns mit ihnen um die Speisen rauft, wenn aus dem Hintergrunde Musik ertönt, aus der offenen Tür ein Strom von Licht quillt, wenn dann der Cavalier und der Kapitän an einem Tischchen des Speisesaales sich zum Punsch niederlassen, dann mag man sich ruhig mit allen Sinnen verführen und verwöhnen lassen. Aber das Schlimme ist, daß die Gedanken so oft von dem Stück fortschweifen zu allen möglichen Nichtigkeiten, mit denen sich meine ärgerliche, gar nicht los zu werdende Bildung zerstreut. Daß der unwiderstehliche Florindo Christina das Bauernmädchen verführen, daß der gute Kapitän sie leicht beschädigt zur Frau nehmen wird, das

nehme ich recht unbeteiligt hin, und ich weiß auch, daß beide mit sehr sinnigen Argumenten darüber hinwegkommen werden. Streuen doch diese Primitiven, der alte Seebär und die Bäuerin, die nicht schreiben kann, genau so glänzende Pointen um sich wie der Abenteurer, bei dem es zum Metier gehört. Aber ich kann nicht einmal den Punsch naiv und ohne Nebengedanken trinken sehen. Ich muß mich erinnern, daß dieses von Schiller gefeierte Getränk im 18. Jahrhundert Mode war, daß es mit seinem Namen aus Indien kam, und daß Hofmannsthal als feiner Kenner das genau so gut und noch besser weiß als ich. Wenn sich die venetianische Nacht auftut mit Gondeln, Kupplerinnen, leichten Mädchen, wenn es girrt und schwirrt von Liebesabenteuern, dann singt mir Musset hinein:

Et qui dans l'Italie
N'a son grain de folie,
Qui ne donne à l'amour
Ses plus beaux jours!

Dieses grain de folie hatte im »Abenteurer und der Sängerin« noch einen unverbrauchteren Saft; es treibt schon etwas widerwillig. Und dieses Venedig ist doch schon entwertet durch den Zufluß von poetischen Reisenden, die ihre Figuren Messer und Madonna betiteln. Der feine Hofmannsthal sollte sich diese Gesellschaft einmal ansehen. Man steigt nicht zweimal in denselben Fluß, sagt der alte Philosoph, und besonders nicht, wenn noch so viel andere Leute ihn als poetische Badeanstalt benutzen.

Der brave Kapitän hat einen braven malaiischen Diener, der über die weiße Rasse, besonders über ihre umständliche Erotik sehr gelbe Dinge sagt. Der Kerl vertritt zugleich die Stimme der Natur, den Hanswurst und den Räsonneur, etwa wie ein bahrscher Japaner oder ein sudermannscher Kaffeekönig oder irgendein Lustpielnigger (Blumenthal?), und er macht sich durch dauernde Anwesenheit und Rechthaberei schließlich lästig. Selbstverständlich hat Hofmannsthal für diese Figur von keinem zeitgenössischen Schwank- oder Tendenzmacher profitiert, sie haben nur die Banalität gemeinsam, aber wenn ich diesem biedereren Malaian und Lebensretter seines Herrn durch sechs lange und breite Bühnenbilder zuhöre, wie er eine überaus korrekte deutsche Grammatik durch einige Naivitäten zur Primitivität deformiert, dann belustigt mich eine ferne Reminiszenz an den talentvollen skrupellosen Kotzebue. Hat

der gelehrte Hofmannsthal vielleicht die »Indianer in England« gelesen und ist davon ganz unversehens etwas sitzen geblieben?

Calibans Herr, der Kapitän, mit der Unschuld des männlichen Fünfzigers, mit seiner zarten Achtung alles Menschlichen, eine famose Figur, die beste, die gute des Stückes! Höchst begreiflich die Schwäche der langsamen, ruhigen, ehrbaren Kraft für die graziöse Leichtigkeit des Verführers Florindo. Aber dieses Verhältnis kommt mir so bekannt vor; ich muß einmal im Balzac nachsehen, den Hofmannsthal so innig gefeiert hat. Oder denke ich nicht vielmehr an Donnays »Amants«, wo irgendein Erfolgreicher, Erfahrener sagt: Herr, meine Mätressen sind alle glückliche und ehrbare Frauen geworden. Florindo ist ein Schrittmacher der Liebe; wer sich von ihm ziehen läßt, gewinnt nicht den Sieg, aber wenigstens den Platz, und da bei Christina das Blümlein weg ist, bleiben für ihren Mann, den Kapitän, immer noch die Früchte. Sie werden zufrieden sein in ihrem Dorfe, blühende Kinder werden um sie spielen, während Florindo, der nie etwas erworben und besessen hat, weiter sucht und irrt seinen »einsamen Weg«. Aber der gehört ja Schnitzler. Wir kommen immer wieder von dem Stück ab. Also, um bei der Sache zu bleiben, Christina, die abwechselnd geistreich und natürlich, schelmisch und pathetisch sprach, kommt über ihren Fall hinweg, sie schämt sich nicht vor der Welt und nicht vor sich selbst. »Das hätten Sie mögen ungesagt sein lassen. Schämen? Ich? Vor wem? Vor den Leuten? Die Leute sind dort, und ich bin hier –« Das klingt ja einfach, resolut und beinahe bäurisch. Das klingt ja nach Rose oder wenigstens nach einer Rosina Berndt. Wir sind schon wieder abgekommen.

Aber Florindo selbst? Der erinnert nur an Hofmannsthal. Das ist der Verführer, wie er im Buch steht, aber gewiß nicht mehr in der Wirklichkeit. Zum Schluß wird er von den beiden Verlobten gedemütigt und herausgeworfen, die Lob und Preis der Ehe anstimmen. Hoffentlich bedeutet dieser Abgesang für Hofmannsthal eine Abwendung, eine Umkehr und Einkehr. Der Verführer ist, was leicht zu begründen, eine dramatisch ziemlich unbrauchbare Persönlichkeit. In der Ehe als der zwangsvollsten, notwendigsten, scheinbar einfachen, in Wahrheit fast unausdenkbar komplizierten Einrichtung ruhen die tiefsten und ergiebigsten Probleme, die zurzeit für den modernen Dichter übrig bleiben. Wenn Hofmannsthal, der doch nicht immer Page und Schleppenträger bleiben kann, in eine wirklichere Wirklichkeit eintreten wollte, so würde

sich für ihn die gesunde Notwendigkeit ergeben, daß er wenigstens zum Versuch einmal das Maskenwesen aufgeben muß. Man möge mich nicht mißverstehen! Es liegt mir fern, zu vermuten, daß ein Schriftsteller von seinem unbestreitbaren Rang sich zu literarischer Kostgängerei herabläßt, aber weil er an allen Kulturen leckt, immer das Feine und Seltene, das schon einmal fertig war, noch einmal neuromantisch stilisiert, so kann es nicht ausbleiben, daß wir hinter seinen Figuren statt der wirkenden Natur nur die Verschiebungen eines Bildungsmosaiks entdecken. Man preist ihn als das größte Formtalent der gegenwärtigen Literatur, und es ist für ihn zu fürchten, daß er diesen Ruhm zu lange trägt. »Denn das ist die Eigenschaft aller echten Form,« sagt Kleist weiter, »daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn wie ein schlechter Spiegel gebunden hält und uns an nichts erinnert als an sich selbst. – Aber diese Unempfindlichkeit gegen das Wesen und den Kern der Poesie, bei der bis zur Krankheit ausgebildeten Reizbarkeit für das Zufällige und die Form, klebt deinem Gemüt überhaupt, meine ich, von der Schule an, aus welcher du kommst; ohne Zweifel gegen die Absicht dieser Schule, welche selbst geistreicher war als irgendeine, die je unter uns auftrat, obschon nicht ganz, bei dem paradoxen Mutwillen ihrer Lehrart, ohne ihre Schuld.«

(Das literarische Echo,
 Halbmonatsschrift für Literaturfreunde,
 hg. von Dr. Josef Ettlinger, 12. Jahr, 15. März 1910,
 H. 12, S. 888–891. Echo der Bühnen, Berlin)

20. April 1910, *Alfred Klaar*²⁴

Auf einer ganz anderen Linie modernster Extravaganz bewegt sich Hofmannsthals neueste Komödie »Cristinas Heimreise«. In der Handlung selbst begibt sich da nichts, was unserem Gefühle, was der Voraussetzung des Natürlichen, die wir in uns tragen, widerspräche. Was befremdet, was unsicher anmutet, was auch da jenes tastende Ausgreifen nach entlegenen Hilfsmitteln bekundet, das für die jüngste Dramatik so

²⁴ 1848–1927, Bühnenschriftsteller, Literaturwissenschaftler und Journalist.

charakteristisch ist, das ist der Eklektizismus dieser wunderbar bunten Arbeit, das Spiel mit den verschiedensten Stilarten, an dem sich der Artist ergötzt. Die Handlung ist aus Episoden des Casanova, der in dem Stücke Florindo heißt, entnommen. Sie versetzt uns im ersten Akte in eine venezianische Liebesnacht, aus deren tollem Kourttisanengetriebe sich zuletzt eine Idylle abhebt, in deren Mittelpunkt Cristina steht, eine Dorfschöne, die ehrenfeste Posthalterin eines norditalienischen Nestes, die mit ihrem Oheim, einem naiven Landpfarrer, in die Lagunenstadt gekommen, um Geschäfte zu erledigen und vielleicht auch einen Freier für sich auszuspähen. Florindo, der zwischen den Sumpfpflanzen der Dirnenwelt diese holde Wiesenblume entdeckt, brennt vor Begier, sie zu pflücken. Spielend gewinnt er in scheinbar bescheidener Werbung das naive Mädchen, schließt sich am Morgen ihrer und ihres Onkels Heimreise an und läßt auf einer Zwischenstation, wo die ganze Gesellschaft mitsamt einem ehrsamem Kapitän aus Australien, der in seine italienische Heimat zurückkehrt, übernachtet, alle Künste des Verführers spielen, um die naiven Leute zu blenden und mit dem Mädchen, das sich längst für seine Braut hält, eine Liebesnacht zu feiern. Kaum aber ist dies geschehen, so wird er auch schon des Abenteuers müde und kehrt, angezogen durch eine neue weibliche Erscheinung, die ihm im Gasthof begegnet, nach Venedig zurück und denkt nicht mehr an das Schicksal der Geliebten, die sich ihm im vollen Vertrauen hingegeben hat. Cristina aber verzweifelt nicht; sie leidet wohl, doch mit Frauenstolz und gesunder Bauernlogik wächst sie über das Abenteuer und den verächtlichen Verführer hinaus, findet in dem angejahrten Kapitän, der ihr als ehrlicher und schüchterner Freier naht, einen starken Lebenshalt und straft den Bummel und Betrüger, der gelegentlich in ihrem Dorfe für ein Weilchen Halt macht, durch die stolze Gleichgültigkeit der Frau, die einen Windbeutel abzutun weiß. Hofmannsthal steht zu hoch, um sich in den Wirbel jener Paradoxe reißen zu lassen, die ein Shaw mit zweideutiger Ironie auf der Oberfläche des Dialogs spielen läßt, während einige unserer jüngsten Autoren sie tief ernst nehmen, und sich so durch das Unhaltbare ad absurdum führen lassen, anstatt es ad absurdum zu führen. Die Handlung seiner Komödie ist gut motiviert und hat zweifellos in ihrem Schlusse, in der Art, wie sich das tapfere, rustikale Naturell über Irrtum, Treubruch und das Geschwätz der Nachbarn erhebt, einen Zug gesunder Originalität. Wenn das Stück dennoch kalt läßt, nur durch

das feine Ornament der Szenenbildung interessiert, aber nicht in das Leben der Gestalten mit hineinzieht, so liegt das an der wunderlichen Art, in der Hofmannsthal mit dem Stoffe spielt, in der er mit einer gewissen Virtuosenfreude allerhand Stilstudien ineinanderarbeitet, so daß jener einheitliche Zug abhanden kommt, in dem wir uns allein etwas Lebendiges denken können. Ein gut Teil der Szenen ist mit großer Kunst der Verfeinerung aus Casanova herausgedichtet, erotisch romantisch und südlich im Stil. Andere Momente sind der Wiener Possensphäre entnommen und für die idyllischen Schlußszenen scheut sich Hofmannsthal nicht, die Geister Ifflands und der Birch-Pfeiffer zu Hilfe zu rufen. Eine gewisse elegische Weichheit, die ihm selbst eigentümlich ist, verbindet diese Tonarten; aber das Ganze bleibt doch ein buntes Kunstgewebe, das den Kenner durch sein Farbenspiel ergötzt, ohne das Gefühl lebhaft zu bewegen. Hofmannsthal ist nicht mit den irrenden Talenten zu vergleichen, die sich von Grund aus vergreifen; aber als jüngerer Meister zeigt auch er, nicht in der Form sondern im Wesen jene suchende Unsicherheit, die lieber zur schillernden Kombination greift, als in überzeugender Tonart sich den innerlich notwendigen Ausdruck schafft, die mit den Richtungen spielt, um nicht eine Richtung bekennen zu müssen.

(Berliner Theaterbrief,
Die Propyläen VII (1909/10), 29)

1910, *anonym*

Cristinas Heimreise. Von Hugo von Hofmannsthal.
Zur Erstaufführung im Deutschen Theater, Berlin.

Die ganze, so eigentümlich lächelnde Schwermut Hofmannsthals liegt über diesem seinem neuesten Stücke. Obgleich wir den Schmelz seiner Verse, die Getragenheit seiner Rhythmen, das betäubende Narkotikum seiner Jambensprache bisher nur äußerst schwer von dem sonstigen Gehalt seiner Gedichte, seiner Dramen abzuziehen vermochten, so zeigt sich nun, daß der Dichter in der Tat auch aus dem Spiel und Widerspiel höchst ungebundener, ja selbst derb-drastischer und blödelallender Reden ein Destillat gewinnen konnte, das wieder unrecht-hof-

mannsthalisch im tiefsten Wesen und Aroma anmutet. Also beruhte wohl doch nicht immer bloß in Äußerlichkeiten, was dieser Zauberer schon von je zu beschwören fähig war; ein Drama ist hier an unseren Augen vorbeigeglitten, ja geglitten, geschwebt, äußerst unruhvoll und disharmonisch, ja kreischend bunt und toll in allen seinen Bildern und Szenen und doch unendlich überwölbt von einem unsagbar-heiteren, blauen blauen Himmel, der heimlichst auch wieder so rührend ist. Also auch kein Drama vermutlich wieder, das mindestens zeitweise die schauerliche, zitternmachende Bewölkung heischt; nein, nein – ein Stückchen Lebensphilosophie, meinethalben eine ganze, große Lebensphilosophie, aber daß sie eben zwischen einigen Gruppen nichtschwankender, man möchte fast sagen von Ewigkeit her bestimmter Menschen so schmerzlos, so rastlos sich austönen, abwickeln, abspielen kann, das gerade bezeugt mir ihre Urechtheit und Wahrheit, ihre tiefernte Empfundeneheit! Was – Drama; eine Zeit wie die unsre, nicht etwa unethisch, bewahre, sondern nur so fürchterlich unsicher und schwankend gemacht, wo denn nun das Von-Grund-aus-Ethische eigentlich zu suchen sei, woher soll sie plötzlich auch in der Fabel die allen ebenso nachgehenden, allen gleich schwerwiegenden Seelenkonflikte und inneren Antagonismen nehmen? Eine Luft, wie sie in Hebbels »Maria Magdalena« weht, in der äußerlich gesehen nur dasselbe vorgeht wie zum Teil in »Cristinas Heimreise,« wie wäre sie doch zum Ersticken dick und grobdünstig für den modernen Dichter, der auch das schauende, genießende und betrachtende Verhalten der Welt gegenüber als wichtiges Agens aller Lebensfunktionen nicht gering achten kann und dafür statt der einzelnen zugespitzten Höhepunkte und Sonderverläufe mehr die allgemeinen Linien und Schicksalsformen der Menschen zu gewinnen scheint. So sitzen und schauen und genießen denn auch wir im Parterre aus allem, was da Bild an Bild an uns vorüberwandelt, mehr die subjektive Anschauung und Empfindungsweise eines milde lächelnden Dichters, als daß es uns irgendwo allzuheftig und selbstvergessen in die Kämpfe und Erlebnisse der hier dargestellten Wesen risse; aber es ist, glaub ich auch darum, weil eben mit einer in uns noch unbesiegten Skepsis, die selbst vor dem Ernsthaftesten nicht kapitulieren würde, schon gerechnet wird, daß alle diese beredten Szenen und Figuren, auch da wo sie sich nicht sonderlich steigern oder zu erhitzen scheinen, uns doch seltsam lebhaft fesseln und interessieren.

Wir genießen es, so glaube ich, den letzten Grund dieses harmonischen Effekts zu erkennen, mit dem Dichter selber, daß er uns in Zeiten und Orte versetzt, die allem, was die Menschen hier handeln, so merkwürdig verwandt sind; u. wiederum daß er Vorgänge und Handlungen von solcher vollkommenen und liebenswürdigen Einfachheit vorübergaukeln läßt, daß eben eine unbestimmte Sehnsucht nach jenen Tagen wach wird, wo wir einmal eine viel quellfrischere und blütigere Kultur mit wertherisch-gesundeten Trieben, das andere Mal auch die ganze biedermännische Einfachheit und bäurische Schlichtheit der brotschneidenden Lotte noch erblicken. In Venedig sind wir und bei Venedig, im flachen italischen Lande; und wiederum zu Ende des 18. Jahrhunderts halten wir – huscht nicht irgendwo der Schatten Goethes durch die Lagunen, werden wir ihm nicht selbst begegnen, wenn er jetzt wie Florindo von irgend einem nächtlichen Abenteuer heimkehrt? Florindo – so schwärmend, so schweifend, so ganz Jüngling, halbgenießerisch, halbsentimental, halb schon blasiert, so ging ja einst auch der junge Goethe zwischen Straßburgs geputzten und gepuderten Schönen, frisierte sich eifrig, um auf dem Ballsaal aus den Armen Emiliens in diejenigen Luzindens zu flattern, genau wie Florindo aus denen Antoniens in die Teresens (wohlgemerkt: ich sage nicht im geringsten, daß Hofmannsthal diese Parallele vorgeschwebt hat, nein, im Traum nicht!); bis beiden in jener Art frühester sinnlicher Übersättigung erst das wirklich erste robuste Liebesabenteuer begegnet, und zwar bezeichnenderweise mit einer Dorfschönen grade, der naiven Einfalt vom Lande. Nicht in echter Raffiniertheit etwa oder Rückkehr zur Natur bereits, auch in endgültiger Beruhigung nicht etwa; sondern grade um diese Jünglinge zu belehren, wie jung sie im Grunde doch seien, und wie weit und endlos sich von hier aus erst die Straße des immer höheren, tieferen und feineren, nur leider auch unersättlichen Genusses dehnen würde! Florindo sieht in Venedig die schöne Bäuerin Cristina, die auf der Heimreise nach Capodiponte auf dem Lande begriffen ist, und augenblicklich verläßt er sein bisheriges nichtssagendes Getändel, um im ersten echten Entflammen alles nur an ihren Besitz zu setzen. Hier aber beginnt die ganz besondere Gestaltung der Hofmannsthalschen Fabel, daß auch Cristina wie im Gefühl, einer unüberwindlichen mächtigeren Idee zu dienen, sich fast kampfflos hingeben muß, infolgedessen, da Florindo natürlich wieder nur eine Station seiner Wanderung zurückgelegt hat,

mindestens eine tröstliche Ahnung der unser Leben bestimmenden Dämonie gewinnt und gänzlich ohne larmoyante Reue bleiben kann. Aber Florindo, dessen Name ja vermutlich auch im Alter nie »Goethe« heißen wird, trägt selbstverständlich schon von dem jungen nur ganz zerstreute, vereinzelte Züge, lediglich die donjuanhafte, die der Bühne leicht dienstbar zu machen sind; so ist er im weiteren Verlauf mehr und mehr das bloß rastlose schweifende Prinzip als solches, die Allegorie jener, die ewig friedlos nur eben hindurch müssen, und denen das Leben eine beständige Reise, ohne deutlich fühlbaren Gewinn. Ihm gegenüber steht Tomaso, der Schiffskapitän, der trotz jahrelanger buchstäblicher Reisen dafür im Herzen der ewig Seßhafte geblieben ist, dessen Sehnsucht im Grunde fünfunddreißig Jahre hindurch nach einem kleinen Fischteich in der Heimat und nach bravem Familienglück gestanden hat; (gewissermaßen, um im Bilde zu bleiben, der alternde Goethe mit der hausbackenen Vulpius verheiratet, der unterwegs immer ein gekochtes Huhn im Ränzel führt, und natürlich – ganz ohne die unsterblichen Werke!) So darf er denn zuletzt der grundgutmütige, herzliche, polternde, ungeschickte, ahnungslose, kreuzbrave Mann, die im Innersten ähnliche Cristina, die nur einmal der wesenlos gebliebene Rausch einer Sekunde geküßt hat, heimführen und zeitlebens beglücken!

Indem wir also die Menschen hier alle, da sie sich flüchtig verwickeln und grade ein leichtes Stirnrunzeln auf dem Antlitz der Parze hervorge- lockt zu haben scheinen, schließlich jeden so ganz in seiner natürlichen, von Anbeginn bestimmten Sphäre verharrn sehn, so entsteht diese heiter-köstliche Stimmung am Ende, dieser friedvolle Schwung durch das Ganze und versöhnliche Ausklang, der uns noch lange im Gemüte nachtönt. Dazwischen blickt man immer wieder bei der Art, wie die beiden zurecht erkannten parallelen Lebenslinien der Ruhe und des Schweifens ihre Illustration erfahren, in echt hofmannsthalsche Züge: der Jüngere, der die Jagd nach Genüssen schon planvoller aufgenommen und begriffen hat, erkennt diese natürlich nicht bloß in den einseitigen Freuden der Liebe, sondern wie instinktmäßig in allem wieder, was die Vorstellungen von etwas Materiellem, Sinnlichem und Greifbarem unterstützt; so wird er stets den feinsten Geschmack im Nomieren, im Arrangement einer schönen Tafel etc. zeigen, ja, er wird zuletzt die Zubereitung eines erlesenen Salats sogar eigenhändig vornehmen können. Der Ältere, der Kapitän, hat sich von seinen Auslandsreisen eine vortreff-

liche komische Person, den malayischen Diener Pedro, mitgebracht: der Dichter gebraucht ihn auf die geschickteste und zugleich ausgelassenste und groteskeste Weise, um selbst der naiven, tölpisch bäuerlichen Weise noch ihre künstliche Verzerrung gegenüber der Urnatur im Spiegel zu zeigen und dadurch noch auf einem anderen Wege die etwa zwischen Florindo und Tomaso und ihren Lebenswelten aufgerissenen Gegensätze wieder zu nähern und friedlich zu schlichten.

(Masken, Düsseldorf, 5 (1910), S. 438–442)

10. Mai 1910

Theater und Musik. (Hofmannsthals zweiter Mißerfolg.)

Das Budapester Publikum nahm am Montag Abend in besonderer Hochstimmung die Plätze ein. Wieso auch nicht! Schließlich ging es darum, daß Hugo v. Hofmannsthals Stück, die Cristinas Heimreise genannte dreiaktige Komödie, hier in Budapest zum ersten Mal in seiner neuen Form aufgeführt wird, und es vom Verhalten des Budapester Publikums abhängig ist, ob es während des Winters in Berlin eine Reprise erfährt. Wir halten die Berliner Kritik nicht für die heilige Schrift, wir beurteilen den Geschmack des Berliner Publikums als ein Beispiel, dem unser Publikum <nicht> unbedingt folgen sollte, aber wir fänden es richtiger, wenn Reinhardt nicht auf der Haut des Budapester Publikums Experimente zugunsten Berlins durchführen würde. Wenn man eingeladen wird, erzählt man der Gastgeberin nicht eine Anekdote, auch nicht abgeändert, mit der man schon zu Hause, am eigenen Tisch, keinen Erfolg hatte und besonders nicht mit der Absicht, daß die Gastgeberin als Versuchskaninchen dasteht. Reinhardt ist bei uns ein gern gesehener Gast, weil wir bislang die Erfahrung gemacht haben, daß er sein Geld wert ist. Ein gutes Geschäft, besonders für das Publikum, dem er mit ganzer Hingabe dient, auch zuungunsten der Literatur. Diesen Reinhardt haben wir am Montag Abend vergebens gesucht. Statt des genialen Regisseurs, dem mit dem Seziermesser arbeitenden Dramaturgen, haben wir einen chauvinistischen Deutschen bekommen, der sich nicht damit abfinden kann, daß ein berühmter und geschätzter deutscher

Autor sich in Berlin als schlechter Komödienautor entpuppte. Vaterlands-
liebe ist selbst in der Übertreibung zu respektieren, und wenn er dessen
Geflüster folgend in Berlin erneut dieses Hofmannsthalstück aufführen
läßt, wird Reinhardt wohl kein Haar gekrümmt werden. Es ist gut, wenn
die Direktoren manchmal dem Publikum in Erinnerung rufen, daß der
einzige Gott nicht die Kasse ist und daß sie für die nationale Literatur
selbst vor Opfern nicht zurückscheuen. Aber diesen zuhause in Ehren
gehaltenen Chauvinismus ins Ausland zu bringen, ist riskant und ein
schlechtes Geschäft, wie es der Montag Abend beweist, der gleichzeitig
zu Hofmannsthals zweitem Mißerfolg wurde. Wir kennen sein Stück
in seiner älteren Form nicht, aber es interessiert es uns auch nicht, weil
selbst die am Montag gesehene Überarbeitung mehr als blutarm war.
Ihre Stimmung und Idee gehören Boccaccio, ihre Instrumente sind nur
ab und zu literarisch und meistens ohne jegliche Originalität. Im Mittel-
punkt des Stückes stehen Florindo und Cristina, der erstere ist ein lüster-
ner Bengel, die zweite zählt zu den Lilien, deren Typen in der Literatur
bis zur Ermüdung bekannt sind und die wir dämlich-liebenswertig zu
nennen pflegen. Während die naive Cristina auf dem Weg in ihr Dorf
ist, wird sie von Florindo verführt, der sie am Ende, wenn wir es richtig
vermuten, einem Kapitän zuschachert. Wenn wir es richtig vermuten, es
ist uns nämlich nicht ganz klar, da das Publikum am Ende des dritten
Aktes nicht glauben konnte, daß das Stück zu Ende ist. Es vergingen
gute zwanzig Minuten, bis das Theater sich leerte, obwohl unser Pu-
blikum leider dafür bekannt ist, daß es das Ende eines Stückes schon
weit vor der letzten Szene spürt und das Theater leer ist, kaum daß die
Darsteller ihren letzten Satz gesagt haben. Aber heute sind alle auf ihren
Plätzen geblieben, applaudierten und riefen die Schauspieler zurück, in
der Hoffnung, daß das Stück noch nicht zu Ende sei. Schließlich ist ge-
nau so blöd und tollpatschig wie das ganze Stück auch sein Ende. Den
Glauben des Publikums hat auch bestärkt, daß auf dem Programmblatt
mit winzigen Buchstaben folgendes zu lesen war: Nach dem dritten Bild
eine längere Pause, wobei diese längere Pause sich auf den zweiten Akt
bezogen hat. Schließlich hat Dániel Jób, ein Regisseur des Theaters, die
Eisentür des Vorhangs aufgemacht und verkündet, daß die Angabe des
Programmblattes falsch und Stück schon zuende sei. Daraufhin stürzte
das Publikum aus dem Theater, aber über die dabei gemachten Bemerkungen wollen wir hier nicht reden, denn sie könnten für Reinhardt und

Hofmannsthal übersetzt werden. Schließlich sind sie unsere Gäste. Über die Darsteller ist nichts Besonderes zu bemerken.

(Pesti Hirlap, Budapest, S. 7; Übersetzung Zsafia Török)

14. Mai 1910, *St<efan> Gr<ofsmann>*²⁵

Gastspiel Max Reinhardt. Es hilft nichts, auch Banalitäten müssen gesagt sein, wenn's nötig ist! Also: Diese vierzehn Tage, an denen Max Reinhardt unser Gast ist, sind reicher als diese verdammt mittelmäßige Spielzeit unserer Wiener Theater, die nun, gottlob, zu Ende geht. Gestern brachten sie uns die neue Komödie von Hofmannsthal: »Cristinas Heimreise« in einer bezaubernden Aufführung, Hofmannsthal hat die nächtliche Heimat von »Elektra« und »Orestes« verlassen, seine Sonne ist aufgegangen, er ist zu seiner Heiterkeit, zu einem feinen, zart schattierenden Humor gekommen. Die beiden ersten Akte sind lustvollstes Lustspiel, in fröhlich-farbigen Kontrasten, vom Lyrischen bis ins Burleske reichend. Die Gestalt der Cristina, die sich in so holder Einfalt unbedenklich verschenkt, ist mit anbetungswürdiger Grazie aufgezeichnet. Wer hätte diese Volksliedöne Hofmannsthal zugetraut? Der dritte Akt stellt unser gut bürgerliches Publikum auf eine Probe. Hier wird das Lustspiel der Cristina mit einer vielleicht doch nicht genug vorbereiteten Wendung zur ans Tragische streifenden Don Juan-Komödie. Da geschieht dem sittlich empfindenden Publikum zu hart und mancher treffliche Bürger legte die leicht gewebte Dichtung auf eine Wage, die er mit schwerstem sittlichen Gewicht belud. Da sank die Schale mit den moralischen Zehnkilogrammen. Der zweite Akt, der beste des Stückes, von Reinhardt mit einem musikalischen Mitgefühl inszeniert, wurde übrigens ganz einstimmig bejubelt. Da konnte Hofmannsthal, sehr bleich, erscheinen und vielmals danken. Die Cristina gab Fräulein Heims wunderschön, zart-humorvoll, mit klarer Einfalt. Herr Moissi als junger Abenteurer von italienischer Melodik, in Süßheit schwelgend. Einen Mestizen, beinahe Affe, kaum schon Mensch, gab Herr Schildkraut

²⁵ 1875–1935, Redakteur der Arbeiterzeitung; Sozialdemokrat, später in Berlin; als Dramatiker und Erzähler aktiv.

mit prachtvoller Phantastik. Dem breitschultrigen, gütigen, behaglichen Herrn Diegelmann möchte man dankbarst auf den mächtigen Rücken klopfen und schnell noch dem ausgezeichneten Herrn Arnold zu seinem starken Komikerfolg gratulieren. Über die Komödie, über Max Reinhardt, über Berliner und Wiener Arbeitsweise wird noch zu reden sein. Alle unsere Schmerzen werden ja laut, wenn die Berliner kommen!

(Arbeiterzeitung, Nr. 131)

19. Mai 1910, *Eugen Mohácsi*²⁶

Christina in Budapest

Es ist wirklich tragikomisch, wie ›Cristinas Heimreise‹ in Budapest vor einem Publikum, das Hofmannsthals Werke kennt, hochschätzt und liebt und mit dem Vorsatz ins Theater kam, einem deutschen Dichter in der Fremde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, jämmerlich zu Falle kam. Man war seit Tagen für den Autor begeistert: hatte man doch über das berliner Mißgeschick der Komödie in den Zeitungen gelesen. Man fühlte sich geschmeichelt, ein berliner Gottesurteil überprüfen zu dürfen, und stürmte Buchhandlungen und Leihbibliotheken um Hofmannsthals neuestes Werk. Auf der Galerie gab es junge Leute, die der Aufführung Wort für Wort im Buch folgten, als ob es eine Opernpartitur wäre. Aber keine Zeile blieb aus, keine Zutaten fielen auf. Hofmannsthal opferte nicht einen einzigen Satz, und er tat wohl daran. Man ging in alles ein, was in den Zeilen stand, zwischen den Zeilen schwebte, empfand voll den Stimmungszauber des dekadenten Venedig, berauschte sich an Moissi-Florindos Stimme, verliebte sich in Heims-Cristinas ländliche Jungfräulichkeit, erbaute sich an Diegelmann-Tomasos Treuherzigkeit, ergötzte sich an Schildkraut-Pedros groteskem Halbbarbarentum, und alles schlug ein, kein Wort und kein Witz ging verloren. Im budapester Lustspieltheater war, alles in allem, das beste, dankbarste Publikum der Welt versammelt – ach, und ›Cristinas Heimreise‹ hat doch Fiasko erlitten.

²⁶ *1886, Lyriker, Dramatiker, Übersetzer.

Das kam aber so. Nach Ende des zweiten Aktes, wo Florindo die Verführte verläßt, um sich nach Venedig zur Einholung der Ehedispensation zu begeben, und seiner Braut den Kapitän als Begleiter aufdringt, wartete das Publikum der Dinge, die noch kommen mußten. Aha, dachte man sich, jetzt wird umgearbeitet. Der dritte Akt muß den Ausschlag geben. Da tritt plötzlich ein Herr vor den Vorhang und ruft: »Das Stück ist aus!« Das will man nicht glauben, kann man nicht glauben, und doch ist es so. Die ›Umarbeitung‹ von ›Cristinas Heimreise‹ ist vor dem dritten Akt aus. Hofmannsthal, dem das Herz um jede weggelassene Zeile blutet, hat seiner Komödie ein Stück Fleisch, einen wesentlichen Teil, den rechten Arm weggeschnitten und dem Moloch Publikum auf den Altar gelegt. Aber nun ist das Stück als Bühnenwerk vollends ein Krüppel. Als Dichtung? Vielleicht nicht. Florindo, der Gott des Augenblicks, der sein Leben darum geben könnte, einem unbekannten, schönen Weib die Hand zu küssen, der ganz in der Minute aufgeht, reist nun in Gesellschaft fremder Leute ab: aber ein sechzehnjähriges, trauriges, in sich gekehrtes Mädchen ist darunter, und da wissen wir schon: Florindo kehrt niemals wieder. Und der Kapitän, der zur Treue geboren ist, wie sein Malaye, wird Cristina ein treuer Hund sein und sie bewachen und sie zur Frau begehren. Eigentlich können wir das alles auch ohne einen besondern Akt wissen. Aber das wohlpräparierte budapester Publikum sah sich um seinen dritten Akt, der doch wirklich nur noch leise austönt, betrogen, betrogen. Man empfand das Werk als Torso und verließ mit dem Gefühl der Unbefriedigtheit, beinahe wütend das Haus. Das war die budapester Tragikomödie der Hofmannsthalschen Komödie.

(Die Schaubühne 6 (1910), S. 541)

28. Mai 1910, *Stefan* > *Gröfsmann*

Hofmannsthals Lustspiel.

»Christinas Heimreise«, Komödie von Hugo v. Hofmannsthal, aufgeführt während des Gastspiels des Deutschen Theaters aus Berlin.

Hofmannsthal ist kein Bekenner. Er gehört zu den drei oder vier deutschen Dichtern, die nicht unter Ibsens unwiderstehlichem Zwange

stehen. Sein Dichten bedeutet nicht »Gerichtstag halten über sein eigenes Ich«, seinen Werken fehlt das Monologische des Ibsenismus. Aus einem Werk wie »Die versunkene Glocke« ist viel Sichereres auf seinen Verfasser zu schließen als aus der »Elektra« oder auch aus diesem Lustspiel Hofmannsthals. Er ist um ein Jahrhundert zu spät oder um zwei Jahrhunderte zu früh auf die Welt gekommen. Hofmannsthal trägt seine Welt nicht nur christlich-moralisch in sich, er weiß sich zu vergessen und sich den Eindrücken der Welt, der Künste, namentlich den Künsten, hinzugeben. Ibsen dichtete aus seinem erlebnisbeschwerten Gemüt heraus, Hofmannsthal sieht nicht in sich, sondern um sich. Als Jüngling hat er diese ausnehmende Art, die sich beschenken läßt, in dem Bekenntnis dargestellt:

Von meiner Tür ist keiner noch gegangen,
Der nicht Verständnis mindestens empfangen.

An diese Tür hat einmal der alte Sophokles geklopft, ein andermal der junge Mozart. »Christinas Heimreise« ist eine Komödie für leichte Musik. Wir sind an die Heiterkeit, die aus diesem Werke strahlt, nicht gewöhnt. Wenn wir einen heiteren Autor auf der Bühne sehen, sind wir gewöhnt, zu fragen: Heiter – worüber? Auch in unserem Lachen liegt noch Gesinnung. So ist Bernard Shaw über die Ehe, über die Wohltätigkeit, über Napoleon heiter. Hofmannsthal aber ist in dieser Komödie über gar kein Thema heiter, geschweige denn, daß er sich über irgend eines lustig machte. Mozart hat an seine Tür geklopft und er ist heiter über die ganze glänzende Welt, er sieht ein schönes, von der Welt unberührtes Dorfkind und freut sich seiner; er sieht einen jungen Abenteurer, der von einer Leidenschaft in die andere stürzt, und die Berauschtigkeit dieses abenteuernden Don Juan steckt ihn an; er sieht einen breitschultrigen, treuen Deutschen, der nach einem Seefahrerdasein in den Armen eines Weibes seßhaft werden will, und da es eben die ist, die der Abenteurer gerade verlassen hat, so erfüllt ihn dieser glückliche Ausgleich der Dinge mit Heiterkeit. Wohin er schaut, dort sieht er Feste, italienische Nächte, hundert Liebesgeschichten in einem Winkel, das Glück des einzelnen bei einem Glase Wein, die Scherze der Eifersucht, einen herrlichen Festschmaus bei hundert Kerzen, Musik und Stille, Lärm und ganz unbelauschtes Nachtglück. Aus jeder Szene dieser Komödie glänzt die allgemeine Heiterkeit eines Dichters, der beim ewigen Wolfgang Amadäus angeklopft hat.

Hofmannsthal hat seine Komödie, die in Berlin nicht sanft genug behandelt worden ist, für die Wiener Aufführung neu bearbeitet. Die Titelgestalt ist dabei ein wenig verkleinert worden, denn ursprünglich war gezeigt worden, wie gesund in ihren guten Instinkten die schöne Christina ist. Wie leicht die Starke auch ein tollkühnes Abenteuer überwindet! Der Rausch mit Florindo, dem Don Juan, gibt dem Bauernkind erst recht die Standhaftigkeit fürs ganze Leben, nun erst ist sie das richtige Gegenstück zu dem fest über die Erde schreitenden Kapitän. In der neuen Fassung tritt Christinas Werdegang in den Hintergrund, und Florindo, der von Liebsstunde zu Liebesstunde fliegt, steht ganz vorn. Die Komödie soll nicht mehr »Christinas Heimreise«, sondern »Florindos Fahrten« heißen. Wie sehr auch die Komödie in der neuen Fassung dramaturgisch gewonnen hat, Christinas Schlußidyll fehlt ihr, ein letzter Schnörkel, mit dem das Dorfmadchen so rund gezeichnet war, wurde grausam weggeschnitten.

Die feine geistige Heiterkeit dieser Komödie stammt aus ihren Kontrasten. Im ersten Akt: Ein verrufener italienischer Winkel, mitten drin die unberührte Christina und ihr blindguter Onkel, der Pfarrer. Florindo, der Schwärmer, der süßeste Wortmacher, der lockende Verführer, und neben ihm der treue (deutsche) Kapitän mit seinem malaiischen Diener Pedro, einem Mischling, dem die Gier aus den Augen schießt und der von jedem Weibsbild nur eines will, »die gute Sache«. Dieses Durcheinander von bunten Kontrasten gibt der Komödie etwas Malerisches. Zarter, viel mehr ins Geistige gesteigert sind die Kontraste des zweiten Aktes. Um Florindo herum wird das Leben zum Fest, zum Lichterspiel, zum Gelage mit Musik und Liebe; um den Kapitän herum wird's still und deutsch, nachdenklich, einsam, sehnsüchtig. (Wunderschön hat dies Reinhardt herausgearbeitet: hinten im Lichterglanz Florindos Fest, vorn am leeren Tische im Dunkel der Kapitän, mit dem Rücken zum Publikum.) Das Gespräch zwischen dem Kapitän und Florindo enthält die feinste Heiterkeit der Komödie. Da sitzt der alte Deutsche und bedenkt die ganze Welt mit seinem Wohlwollen, und der Abenteurer, in seligster Erwartung der beginnenden Nacht, singt sein Glück heraus: »Da lebt man so hin, einer neben dem anderen, wofür eigentlich? So scheintot immerfort, wo doch alles zum Leben will. Alles will sich verströmen in Liebe. Und dann ist man mit einem zusammen in dieser Stunde, in einem Gasthause. Sie sind mir sympathisch, Kapitän. Sie sollen leben, Kapitän!«

Im nächsten Akte ist Florindo schon auf der Flucht. Aber er hat – wogegen sich die Zimperlichkeit des Bürgers (im Theater) auflehnt – den ahnungslosen Kapitän mit seinen Vollmachten ausgestattet. Im Wagen Christinas ist für den guten, breiten Tomaso kein Platz mehr, aber er darf hinter dem Wagen einherfahren und (wie feiner Witz liegt in diesen zarten Kleinigkeiten!) auf den Stationen darf er mit Christina plaudern. Wir Zuschauer sind beruhigt, ganz besonders jene, die auch die erste Fassung der Komödie kennen und also wissen, daß Christina zu jenen Kernmenschen gehört, die nicht umzubringen sind. Dieser dritte Akt hat wieder eine fröhliche Kontrastfigur, den ewig mürrischen Hausknecht im Gasthof. Wie der in der Frühdämmerung sitzt und mit Überzeugung auf die Stiefel der Gäste spuckt und in dem verstaubten, vertretenen Schuhwerk der Herrschaften den »Abdruck ihrer läppischen Existenzen« erkennt, das hat die Stärke des nestroyschen Humors. Dieser mieselsüchtige Hausknecht spricht das letzte Wort der Komödie. Florindo zieht mit »Nummer dreizehn« weiter, während der Kapitän mit »Nummer sieben« ins Gebirge fährt; da brummt der Hausknecht: »Das übertrifft meine Erwartungen!« ...

Hofmannsthal ist mit diesem Lustspiel zu [f/s]einer Heiterkeit gekommen und er ist dabei nicht gröber geworden, sondern geblieben, der er war. Möglich, daß die zarte Fröhlichkeit seiner Dichtung heute noch nicht allenthalben nachgefühlt werden kann. Nun, Hofmannsthal kann die nächste Generation abwarten.

(Arbeiterzeitung, Nr. 144)

10. Juni 1910, Richard Specht²⁷

Theater. Vom Reinhardt-Gastspiel

Acht Dramen hat Reinhardt diesmal vorgeführt. Darunter zwei neue Werke neuer Dichter und von diesen wieder eines, das längst vom Burgtheater, das es ja nachträglich »angenommen« hat, hätte gezeigt

²⁷ 1870–1932, Musikkritiker und Schriftsteller in Wien, Gründer der Halbmonatsschrift »Der Merker«, Studien u. a. über Mahler, Strauss (auch »Die Frau ohne Schatten«, 1919!), Schreker, Schnitzler, Werfel.

werden müssen. Nicht nur wegen des Rangs seines Dichters Hugo von Hofmannsthal und weil dieser Dichter ein Wiener ist. Vor allem auch um der Komödie selber willen, die bei aller Unstraffheit des eigentlich Dramatischen, und trotz manch wuchernder Episodik von einer leichten Anmut sondergleichen ist, von einem Ariel der Dichtkunst erzählt, ganz gewichtslos, wunderschönen Wolken gleich vorüberschwebend, von einer zärtlichen Heiterkeit voll und einer seligen Jugend, die mit glitzernden Bällen spielt: und der eine ist eine Schicksalskugel, der andere ein geschliffener Weisheitsstein und der dritte und vierte wieder nur ein schöner Tand oder eine runde rote Frucht – alle durcheinander in die blaue Luft geworfen und wieder gefangen von immer gleich sicheren und elastischen Händen, als wären alle von gleicher Schwere. Das Stoffliche in diesem Spiel von »Cristinas Heimreise« ist fast gleichgiltig, – die Geschichte des schönen Dorfkindes, das von Einem zum Weib gemacht wird, der sonst nichts mit ihrem Leben zu tun hat, der ihr eben nur dies Weibwerden zu schenken, aber nichts zu nehmen und nichts zu bedeuten vermochte, – oder die Geschichte des jungen Florindo, der nichts ist als jung, dem jedes Erlebnis welk wird im Augenblick des Empfangens und den die neue Stunde mit tausend Rätseln und tausend Möglichkeiten aller Abenteuer lockt, die wieder gleich alt geworden vor seiner schwebenden Jugend, von ihm abfallen – oder die Geschichte des Kapitäns, der von fremden Menschen kommend, Europa erst als das wahre Wunderland erkennt, der seinen Gott durch einen wilden Malayen erkennen gelernt hat, in einer Stunde, in die Leben und Tod ineinanderflossen und der für Christina die Heimat bedeutet, zu der sie festen und unbeirrten Schritts gewissensfroh aus einem Erlebnis heimkehrt, das sie in verruchte Ferne zu reißen schien und von dem doch nichts für sie zurückblieb, als ein starkes und freudig-ruhiges Erkennen ihres Selbst – . Oder all die anderen Schicksale, die das entzückend bewimpelte leichte Schiffelein dieses Spiels vorüberführt. Sie sind fast gleichgiltig dem ganzen Ton des Werks gegenübergehalten, seinem wundervoll schwebenden Stil, der vielleicht zum ersten Male der deutschen Komödie das allzurobuste, ungelenke, erdenrestschwere fortnimmt und in fast romanischer, verklärter Grazie diesen Maskenzug wundervoller Jugend zum Reigen schlingt. Ein Stern tanzte am Himmel der Dichtkunst, als dieses Stück geboren wurde, über dem das gleiche Lächeln liegt, das der in froher Klugheit seligen Lustspielfrauen des Shakespeare. Und dieser tanzende Stern stand auch

über der Aufführung, die Reinhardt der »Cristina« gab. Die strahlend lächelnde Cristina der Else Heims in ihrer sicheren, frohen Unbefangenheit, die auf die verfänglichste Erotik gleichsam sachlich in unerschrockener Kindlichkeit losgeht, Diegelmann, derb, tüchtig, baumeisterlich als Kapitän, bei dem man hinter jedem Wort ein besonderes Exemplar einer würzig gereiften, schamhaft verschlossenen, aber verlässlichen und männlichen Menschlichkeit spürt. Arnold als Hausknecht, der den Grundgedanken der Komödie als scheinbar bissige, aber schmerzlich erlebte Philosophie in köstlicher Gestaltung vorträgt; Schildkraut als Malaye, ein liebes, gutes Tier, das Menschen beschämen könnte. Und schließlich oder vor allen Moissi als Florindo. Vielleicht zu gesucht, zu preziös in seiner Art, die einem Bauernmädchen eher wunderlich und fremd als bezaubernd dünken mag, – aber bezaubernd für jeden anderen ist diese kosende Sinnlichkeit, diese in tausend Strahlen durcheinanderzuckende Liebenswürdigkeit, diese werbende Wärme eines abenteuernden Epheben, dem man es glaubt, daß ein Blick aus niezuvorgesehenen stillen Augen für ihn mehr bedeutet als Verzweiflung oder Tod, die er verschuldet, indem er seinem Bisher den Rücken dreht. Reinhardt hat übrigens die Komödie hier in der neuen Fassung gespielt, die der Dichter dem Stück jetzt gegeben hat: ohne den letzten Akt der Buchausgabe. (Nochmals: eine Kürzung, die Hofmannsthal selbst vorgenommen hat und nicht Reinhardt, dem man dies, böswillig und ohne gewissenhaftere Information einzuholen, als eigenmächtige Brutalität vorgeworfen hat.) Es ist schade um diesen Akt, – weil gerade in ihm erst Christinas Gestalt lebendig wird, weil erst in ihm dies schöne Wesen einer in sich geschlossenen, durch nichts zu verstörenden Weibessele gezeigt wird. Die jetzigen drei Akte müßten Florindo, nicht Christina im Titel führen. Aber durch diese Kürzung ist anders gewonnen: mehr Perspektive, mehr Nachschwingendes, phantasievoll im Hörer Weiterwebendes, – weniger reale Bestimmtheit und mehr verschleiert dämmeriges Winken allerlei bunter und grauer Zukunftsmöglichkeiten. Ganz wie es für dieses unwirkliche und doch mit allen »Geschenken des Lebens« beladene zarte Spiel taugt.

(Der Merker. 1. Jahr. Heft 17, S. 729/30)

Hugo v. Hofmannsthal: Christinas Heimreise. Komödie in 3 Akten.

Wenn das Lustspiel zur Zeit des Realismus verpönt war und höchstens unter der Maske der Satire Eingang fand, so mehrten sich seit Gerhart Hauptmanns (freilich völlig verunglückten) »Jüngfern vom Bischofsberg« bei der jüngeren Generation die Arbeiten dieser Gattung. Jetzt ist selbst Hugo v. Hofmannsthal, der uns soeben erst die Welt der Griechen unter dem Drucke finstrier Schicksalsmächte und tief in blutige Nebel gehüllt zeigte, den Pfad der Komödie, und zwar der Komödie in Prosa, geschritten. Dabei stellt er eine Figur in den Mittelpunkt, die wiederum unsre jüngere Dichtergeneration lebhaft beschäftigt, nämlich Don Juan, der hier den Namen Florindo führt. Und auch darin stimmt Hofmannsthal mit andern modernen Dramatikern überein, daß er diesen Don Juan (als oberflächlichen Genießer) immerhin skeptisch betrachtet, freilich erst nachdem er auch die Höhepunkte seiner Lebens- und Liebesweise aufgezeigt. Selbst ein Ton leise spottenden Humors mischt sich hinein.

Dies Stück spielt in und nahe bei Venedig, dieser Welt Goldonis, an den die Haltung der ganzen Komödie erinnert. Florindo, der von einer Schönen zur andern flattert, wird plötzlich durch die Erscheinung des Bauernmädchens Christina mächtig angezogen, so daß er ihr in die Barke nachspringt, sie aber nach einer Liebesnacht, seiner Natur gemäß, wieder verläßt und einer zweifelhaften Abenteuerin folgt. Aber nicht Christina ist im Grunde die zweite Hauptperson des Stückes und das Gegenüber Florindos, sondern Tomaso, der im Gegensatz zu dem Juan den Hang zur Ehe vertritt. Sie ist diesem schwer beweglichen, im Innersten redlichen und kindlichen Mann, den Hofmannsthal vortrefflich gezeichnet hat, ein Kulturideal, nachdem er die Liebe in Hinterindien in ihrer natürlichen, wenige Umstände machenden Art erfahren hat. So vollzieht sich die Handlung glatt. Tomaso tritt an die Stelle Florindos, und Christina vergißt den Flatterer, der nur ihre Sinne wachgepeitscht, ihr aber nach ihren eignen Worten »nichts genommen« hat. Ähnlich wie es in Otto Anthes »Don Juans letztem Abenteuer« der Fall war, ergibt

²⁸ 1867–1954, Erzähler und Dramatiker, als Lehrer tätig. Drama »Don Juans letztes Abenteuer«, 1909.

sich schließlich das Resultat, daß die innige, bleibende Liebe wertvoller als Strohfeuer und Sonneglut sei. Man wundert sich, von dem Eklektiker Hugo v. Hofmannsthal, der als Dichter selbst Don Juan-artig von Blüte zu Blüte eilt und wenig Bodenständigkeit besitzt, das Lob der Heimat und Ehe anstimmen zu hören. Freilich ergeht es ihm ein wenig wie seinem Florindo, dem beim Anhören der Sage von Philemon und Baucis die Tränen in den Hals steigen, – weil sie für ihn ganz Sehnsucht bleibt, und er so wenig Begabung nach dieser Richtung hin hat.

Als Stück krankt »Christinas Heimreise« daran, daß keiner der Charaktere Entwicklung aufweist und so keine innere Handlung aufkommen kann. Für den Humor besitzt Hofmannsthal dagegen eine Anlage, die sich als Kind aus dem Mannesalter wohl fortentwickeln wird. Einflüsse anderer sind bei ihm wieder überreich. Man denkt an Goldoni, an Casanova, an Goethe (z. B. »Stella«), an Lessings »Minna von Barnhelm« und schließlich sogar selbst an Nestroy. Wenigstens gehören Episodenfiguren, wie der mürrische Stiefelputzer und der malaiische Diener Tomasos, mehr ins Gebiet der Posse. Auch Hofmannsthals alte Redseligkeit tritt in den Längen der Komödie wieder zutage, die aber, wie gesagt, dennoch Erwartungen erweckt.

(Aus den Theatern. Deutsches Theater zu Berlin)

*März/April 1911, A. Tibal*²⁹

La comédie de Hofmannsthal, Cristinas Heimreise est, si je sais bien compter, la troisième ou la quatrième pièce de cet auteur qui se déroule à Venise ou dans ses environs. L'Italie des XVI^e–XVII^e siècles et la Grèce héroïque, Hofmannsthal n'est pas encore sorti de là*. Cristina, la nièce de don Blasius, le curé de Capodiponte, est venu chercher mari à Venise; cette jeune campagnarde, assez naïve et de décision prompte, ne trouve au bord des lagunes qu'un amant, Florindo, qu'elle ramène sur la terre ferme. Ce Florindo, joueur et quelque peu rufian, est vite las de l'aventure, mais un consolateur en même temps qu'un époux s'offre à la pauvre Cristina en la personne du capitaine Tomaso, fraîchement revenu des îles de la

²⁹ Nicht ermittelt.

Sonde, où, en trente-cinq ans de tribulations, il amassa une honnête fortune.

Ce vieux loup de mer ne rêve plus que de revoir son village natal, Capodiponte, ou le pays avoisinant, d'y épouser quelque simple et robuste paysanne et d'y faire souche de petits capitaines, passant par ailleurs son temps à fumer sa pipe et à pêcher dans certain étang dont le souvenir ne le quitta jamais sur les côtes de Java. C'est une âme sensible sous de farouches dehors et malgré tous les pirates qu'il a envoyés dans l'autre monde; c'est un homme de bien, mais ce n'est pas un orateur, et, s'il n'avait que son éloquence pour convaincre Cristina, il pourrait faire ses malles, ainsi qu'il y songe un moment. Cependant ce prétendant éconduit fait si piteuse mine et Cristina le sait du reste si brave homme qu'elle dit oui un peu par pitié et beaucoup par sincère affection. Florindo repasse juste à temps pour être témoin des fiançailles et pour poser le personnage de l'aventurier qui court à travers le monde, goûtant et donnant çà et là le bonheur, nouant et rompant sans cesse des liens, brillant, prestigieux, fêté de tous, insouciant en apparence et parfois cependant mélancolique en se voyant balayé par le vent comme une paille légère qui ne connaîtra jamais le repos, le type de Casanova et du héros de *Der Abenteurer und die Sängerin*.

Le sujet de la comédie est mince et le rire en est attendri. Quelques scènes se détachent, le début surtout, dans le style de la comédie italienne: la place publique au clair de lune, la vieille entremetteuse, le prêtre, le valet, les deux filles à la fenêtre et leur dispute avec leur protecteur. Mais la muse comique de Hofmannsthal a le souffle court; je ne trouve que médiocrement drôles le valet d'auberge qui philosophe sur les souliers à la façon de Carlyle, ou Pedro, le domestique du capitaine Tomaso, un Malais frotté de culture européenne, dans le genre de ces sauvages qu'affectionne la littérature de la fin du XVIII^e siècle. La conclusion relève de la comédie larmoyante. C'est le divertissement d'une soirée.

* Ceci n'est plus tout à fait vrai depuis le »Cavalier à la Rose«.

(Revue germanique, Nr. 2, Mars-Avril 1911, S. 221-223)

Erinnerung an Cristina. Von Arnold Zweig

Komm hervor, kleine Cristina, lass uns sehen, was viele Monate des Vergessens von dir übrig gelassen haben. Auch du, Florindo, komm herbei, Meister gewagter Sprünge, Anstifter springender Gewagtheiten, und Ihr, Herr Kapitän, der Ihr wuchtig auftratet und zarte Worte und Handlungen hattet; aber du, drolliger Pedro, rühre dich nicht, gröblicher und verzerrender Sprecher von deines Herren feinsten Wünschen: wir haben über dich gelacht, aber jetzt bedürfen wir deiner nicht, und so rühre dich nicht, sonst wirst du geschlagen.

Als wir dich kennen lernten, Cristina, silberne Nadeln im Haar, wie naiv warst du da, und als du zuletzt vor uns standest, gegen Ende des Abends, verkündetest du uns die Moral der Geschehnisse. Woher warst du so weise? Ist dir dein Erlebnis zur Vertiefung deiner Betrachtungen gediehen. Aber du verwahrst dich ausdrücklich dagegen! Du verkündest laut, dass dieser Herr Florindo an keiner Menschen Seele rühren könne; woher also deine Erkenntnis? Auch jetzt noch verschweigst du es uns. Dir, Don Florindo, ist es schlimm ergangen: ein Sieger erschienst du am Anfang und am Ende stehst du wortlos in der Nähe der Tür, hältst deinen Hut in der Hand, und zwei Robustere als du bereiten dir eine Demütigung, um so schmerzlicher fühlbar, als du mit ihnen wie mit Puppen zu spielen gedachtest und anfangs wirklich spieltest. Du hast Phantasie, mein Bursch, und konntest also gut mit einer Frau auskommen, mit dieser simplen Cristina, denn du würdest sie leichtlich zur Prinzessin, zur Geliebten oder zur Dirne umdichten können – wenn du mit ihr allein auf Robinsons Insel wärest. Aber es gibt so viele Frauen, alle verschieden, und da du Fantasie hast, ahnst du in jeder das Unerhörte, und sie zieht dich an sich. Vielleicht wäre es dein Wunsch, mit Cristina deine Tage zu beschliessen; aber da kommt dir jemand in den Weg, ein Weib und wieder ein Weib, und sie reissen dich fort, sie überwältigen dich, du bist ihr Opfer, und sie können dich wohl verführen, denn du hast ja die Fantasie. Du bist ein betrauernswerter Narr, Florindo, und du würdest trefflich in eine Komödie passen; aber nicht in diese. Denn auch hier liegt

³⁰ 1887–1968, Schriftsteller und Essayist, 1912 erschienen die »Novellen um Claudia«, 1927 der Roman »Der Streit um den Sergeanten Grischa«.

das Beste zwischen den Worten, aber die Maschen dieses Wortulkes sind weit, seine Fäden dünn, und so bleibt das Beste nicht hängen, sondern wir müssen uns mühsam bücken und es hineinhängen, weil wir zu wissen glauben, dass es dem Dichter und dort hinein gehört.

Und Ihr, Kapitän? Gegen Ende des Abends wandtet Ihr uns den Rücken zu und schämtet Euch fürchterlich, denn Ihr hattet Tränen in den Augen; und auch Cristina weinte, aber später und als beinahe alles wieder gut war. Aber vorher wartet Ihr sehr traurig, grosser, prächtiger Seebär mit den Moralen eines weit späteren Jahrhunderts, und wir betrachteten Euch und lächelten: »er weint.« Doch es war nicht das rechte Lächeln. Wir hätten in uns eine heitere Traurigkeit fühlen müssen, wie Leute sie fühlen, die alles, woran Ihr leidet, an der eigenen Seele gespürt haben, vor langer Zeit, und die sich jetzt dessen erinnern: dieser Nieverständnisse zwischen geliebten Personen, diese Ferne, wenn glaubt am nächsten zu sein ... und die nun lächeln können. Statt dieser Gefühle hatten wir ein wenig Spott, ein wenig Langweile und das Bewußtsein, in der Komödie zu sitzen. Ihr erlebtet nicht eindringlich genug, Herr Kapitän, das, was es zu erleben gab – und so hatten wir nur Wohlgefallen an Euch, ein kühles Wohlgefallen, und wir spürten nicht, dass wir in Euere Seele verzaubert waren, für die Dauer dreier Stunden und einer langen Erinnerung.

Du hast noch nicht heimgefunden, Cristina, Du wirst noch einmal wiederkommen und eine Spur Venedigs mitbringen, Deinen würdigen Oheim, den Glanz von Wachskerzen vor Spiegeln und den Klang der gedämpften Geigen. Der bitterweise Hausknecht wird über das Schuhwerk der missratenen Reisenden filosofieren, Pedro wird seine Buntheit verlieren und gezähmt werden, und am Ende wird Florindo in neue Abenteuer hineingeschleppt werden. Wir werden wieder da sein und über Dich unsere Betrachtungen anstellen, und Dein Dichter wird wiederkommen, um sich vor dem lauten Hause zu verneigen. Er kommt von den tragischen Trieben her, er hat vorher die Hingerissenen zu gestalten versucht, die von den tragischen Tränen fortgeschwemmt werden, und diesmal will er uns zeigen, dass er diese schwarzen Gewässer, die ihm wohlbekannt sind, hinter sich hat, und auf dem Wege zur Komödie begriffen ist, zu hohen Gegenden, von denen man vieles überschaut und auch jene Ströme ... Hoffen wir, dass er sie erreicht.

(Die Aktion 2 (1912), Sp. 437–439)

Hugo v. Hofmannsthal in den Kammerspielen.

Wenn es noch eines Verweises bedürfte für die völlige Blutleere der Hofmannsthalschen Kunst, so sind es die beispiellosen chirurgischen Eingriffe und Amputationen, die man an seinen Stücken vornehmen zu müssen glaubt. Sein dramatisches Gedicht »Der Abenteurer und die Sängerin« hatte einst Otto Brahm um die Hälfte verkürzt, er hatte erkannt, daß der zweite Akt lediglich eine lyrische Paraphrase über den ersten war. Gestern stückte man das abgetrennte Glied wieder an, dafür gab man das ehemals in fünf Akten dargebotene Spiel »Cristinas Heimreise«, jetzt auf zwei Szenen (!) verkürzt, unter dem Titel »Florinda«. Man sieht: Hofmannsthals Stücke bluten nicht, mag man noch so heftig darin herumschneiden, sie sind leblose Puppen, die lyrische Gedichte deklamieren und sich mit affektierter Grazie spreizen, denen es auf ein Glied mehr oder weniger nicht ankommt, ja die nach chirurgischer Auslösung der Herzkammern und des Hirns noch genau so munter weiterleben wie vorher. Bedingung ist nur, daß die Stimme zu lyrischem Vortrag erhalten bleibt, zu jener blasierten Philosophie eines Schöngeistes, der schrecklich viel gelesen hat und über ein reichassortiertes Lager von lyrischen Perlen und glitzernden Geistjuwelen verfügt, die er aus aller Herren Ländern, vor allem aber aus Venedig, der Heimat Casanovas, bezogen hat. Weshalb diese Ausgrabung? Was vermag uns Heutigen diese treibhauslaue, raffinierte, spitzfindig suchende, auslesende, zusammenstückende, durch und durch unnatürliche Schaffensart eines geckenhaften Antiquars zu geben? Wir brauchen warmes, starkes Leben, keine artistische Verschnörkelung, keinen getragenen Bombast, keine Dekorationskunst, die aus Bildungsgefühlen gezüchtet ist.

Die Triebfeder dieser schwer zu rechtfertigenden Kunstübung war offenbar Alexander Moissi. Er wollte zwei Rollen, vielmehr zwei Rollen haben, und so wurden diese beiden verzuckerten Nipp-säckelchen aus der verdienten Rumpelkammer hervorgeholt. Diese Erzeugnisse eines Kunstgewerbes, das vor zwanzig Jahren Mode war, bieten in der Tat zwei

³¹ 1862–1933, Journalist und Theaterreferent in Berlin, seit 1901 bei der »Täglichen Rundschau«, Erzähler und Biograph.

Spieleraufgaben, wie sie Moissi, dem graziösen Liebhaber, dem Liebling nicht nur der Backfische, besonders zusagen: als vornehmer Venetianer darf er in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts drei Stunden lang den »geistreichen« Schwerenöter, den jungen wie den alten Casanova spielen und glatte, wohlklingende Verse sprechen. Das macht er nicht nur sehr hübsch, er weiß auch in dem Spiel »Der Abenteurer und die Sängerin« als Baron Weidenstamm, menschlichere und ergreifendere Töne zu finden, als sie die spielerische Obenhin-Philosophie des Ästheten Hofmannsthal bietet. Immerhin bleibt auch Moissis Kunst an der glitzernden Oberfläche. Zwar überträgt sich die Selbstverliebtheit des Dichters restlos auf den Darsteller, aber sie verleitet ihn auch, Hofmannsthal noch zu übertrumpfen an Ziererei und Schnörkelei, verleitet ihn zu Pausen, die innerlich so leere Verse ganz und gar nicht vertragen; da muß der schöne Klang unausgesetzt wie eine Musik rauschen und den Hörer nicht zum Nachdenken kommen lassen. Übrigens war dies ein Fehler der Spielleitung (Bernhard Reich), die Hofmannsthal zu tief sinnig und feierlich nahm. Lina Lossen freilich stand für sich. Ihre Vittoria war herzergreifend auf jener Grenze, wo die Schönheit und das Liebenswerte des Weibes in die Heiligkeit des Mütterlichen sich wandelt; die Seele ihres klaren Auges schwebte wie eine Sonne über dem bunten Spiel. Gülstorff war ein alter Priester voll Humor und milder Güte, Liselotte Denera eine erfrischend natürliche Cristina, was um so angenehmer auffiel, als im Bannkreise Hofmannsthalscher Poesie sonst gerade das Erfrischende und Natürliche kein Heimatsrecht hat.

(Tägliche Rundschau)

9. Januar 1921, *M<onty> J<acobs>*³²

Hoffmansthals Casanovaspiele. Kammerspiele.

Dies ist die Woche der Auferstehungen. Wenn heute Brahm herniederstiege, so würde er sich völlig zu Hause fühlen. Zur Rechten »Florian Geyer«, zur Linken der »Abenteurer und die Sängerin«. Josef Kainz und Oscar Sauer würde er freilich vermissen.

³² 1875–1945, Berliner Theaterkritiker, ab 1921 Feuilletonchef der »Vossischen Zeitung«.

Hugo von Hofmannsthal hat in seiner Jugend dieses Gedicht aus Casanovas buntem Buch gepflückt. Aus einer Quelle also, die den Wiener Dichtern heute so viel bedeutet wie ihren Ahnen zu Grillparzers und Halms Zeiten einst die Spanier. Als das Werk neu war, entzückte es in seiner Versmelodie und sein Dichter wurde wohlwollend gerüffelt, weil er das Dramatische noch nicht recht weg habe.

Inzwischen braucht Hofmannsthal sich zum Glück keine Ratschläge mehr für seine Zukunft eines Wunderkindes geben zu lassen. Wir können seine Bühnengedichte als einen deutschen Besitz genießen, ohne auf eine aussichtslose Bekehrung zum Dramatiker zu harren. Gerade sein Casanovaspield beweist ja schon sonnenklar, worüber er gebietet und was ihm unerreichbar bleibt.

Denn was die Faust eines Dramatikers zusammengepreßt hätte, das läßt hier eine lässige Hand in zwei Hälften auseinanderbrechen. Erster Akt: Casanovas Heimkehr nach Venedig, Wiedersehen mit Vittoria, der Sängerin, freier Übermut des einzigen Jahrhunderts und der einzigen Stadt, in Glanz und Grazie auferweckt. Zweiter Akt: Vertiefung des Zufälligen ins Typische, Problem und Reflexion, Rückfall ins Monologische. Was für die Frau einstmals ein Erlebnis war, bedeutet für den Mann nur ein Abenteuer. Im ersten Akt klingt leise auf, was im zweiten breit ausströmt. Selbst der Sohn, den Vittoria seinem heimgekehrten Vater zuführt, kann keine Steigerung bringen. »Frauen sind Mütter, Männer – Männer.« Auch dieses Wunder bleibt für Casanova nur ein Abenteuer und weil das Alter draußen an die Tür pocht, reißt er nur desto hastiger den Becher an den Mund.

Wer ein Gedicht als Dramatiker erlebt, wird niemals auseinanderklaffen lassen, was so eng zusammengehört. So scheint uns heute Brahms Einsicht klug, grausam klug. Denn der große Streichkünstler tilgte einfach den zweiten Teil und ließ das Temperament der venezianischen Nacht am Spieltisch für sich allein sprühen.

Was gewannen wir, da nun zum erstenmal die Sängerin ihr mütterliches Geheimnis aufschloß? Gedichte, wunderschöne Hofmannsthalsche Gedichte, und letzten Endes doch nur ein Anhängsel an ein Vorspiel, ein Nachklang, Beschaulichkeit an Unrast und Bewegung.

Gedichte sind freilich keine Konterbande auf der Szene, wenn Lina Lossen sie spricht. Ihr Frauentum, ihr Menschenwert, ihre mütterliche Heiligkeit fanden endlich eine Aufgabe, wie Berlin sie dieser Künstlerin

so beharrlich vorenthält. Ihr Partner, der Abenteurer, ist jetzt Alexander Moissi. Er soll mit der billigen Berufung auf unsere stolzesten Kainz-Erinnerungen verschont bleiben. Aber er war als alternder Casanova wieder einmal ganz Technik, im Innersten erlebnislos.

Als junger Casanova hatte er freilich vorher schon spüren lassen, was er mit grauem Haar versagte. Denn in den Kammerspielen wird jetzt mit dem Drama vom Abenteurer die Komödie »Florindo« zusammenge-spannt. Sie ist ähnlich entstanden, wie einstmals Brahms Fragment. Denn man hat einfach von Hofmannsthals vielgespieltem Lustspiel »Christinas Heimreise« die beiden letzten Akte abgetrennt. Der Rest wird in einer frühen Fassung geboten. Hofmannsthal-Philologie also, Ur-Cristina.

Hiergegen läßt sich einwenden, daß das Verkoppeln der beiden Casanova-Spiele einen allzu reichlichen Reigen aus Don Juans Ballett wirbeln läßt. Niemand kann dem Abenteurer mehr übel nehmen, daß er Genua und Neapel verwechselt, der vorher seinen Frauenkonsum in Florindos Gestalt kontrolliert hat. Für diese Verschwendung wird desto mehr Ökonomie an Humor getrieben. Denn die beiden lustigen Figuren aus Cristinas Heimreise, der Malaie und der brummige Hausknecht (oh Victor Arnold!) sind auf dem Wege der Philologie verloren gegangen.

Moissi brachte den Mangel durch Laune ein, Gülstorff als Pfarrer war sein bester Helfer, und Liselotte Denera machte als eine frische Cristina auf die Zukunft begierig.

Das Publikum mißachtete das heimliche Hausgesetz der Kammer-spiele, das mürrischen Abzug gebietet. Denn es klatsche sehr angeregt Hofmannsthal an die Rampe.

(Vossische Zeitung)

9. Januar 1921, Herbert Jhering³³

Hofmannsthal-Abend
Kammerspiele.

Als gestern »Florindo«, die Urgestalt von Hofmannsthals Lustspiel »Cristinas Heimreise«, aufgeführt wurde, schien der Theaterstil Max

³³ 1888–1977, Theaterkritiker und Dramaturg, nach 1946 Chefdramaturg am Deutschen Theater Berlin.

Reinhardts Tradition geworden zu sein. Das Theater als Spiel, als Laune, als Stimmung, das Theater als Improvisation, als Scherz, als Farce wiederholte sich noch einmal, um die Meinung zu widerlegen, daß Max Reinhardt nur Vorstellungen, aber keinen Grundton, nur Inszenierungen, aber keinen einheitlichen Ausdruck hinterlassen habe. Die Aufführung lebte von der Erinnerung an alte Abende der Kammerspiele und des Deutschen Theaters. Der Regisseur, Bernhard Reich, leitete die Überlieferung aus sich heraus in seinem Zug weiter, aber er störte sie auch nicht.

Hofmannsthal war der Partituren-schreiber dieses Theaters, das heute historisch ist. Der innere Widersinn einer vergangenen Anschauung von Bühnenkunst enthüllt sich an keinem Beispiel deutlicher als an ihm. Hofmannsthal ist Literat (in einem nicht unedlen Sinne). Reinhardt war Schauspieler (in einem potenzierten Sinne). Wenn der Literatur zur Bühne wollte, gab er sich nicht dem inneren Gesicht »Drama« hin, sondern dem angelesenen Willen »Spiel«. Wenn der Schauspieler zur Dichtung wollte, suchte er sie nicht als Kunst, sondern als Literatur. So wurde der Schriftsteller Hofmannsthal zum Hausdichter des Schauspielers Reinhardt. Beide kamen zusammen nicht aus der Notwendigkeit innerer Ergänzung, sondern aus der Sehnsucht nach öffentlicher Bestätigung. Der vornehme Literat Hugo v. Hofmannsthal brauchte die Legitimierung durch den blutvollen Komödianten Max Reinhardt. Der blutvolle Komödiant Max Reinhardt brauchte die Anerkennung durch den zurückhaltenden Literaten Hugo v. Hofmannsthal.

Daß der Schriftsteller das Theater als Spiel, der Regisseur die Dichtung als Literatur sah, das wurde deshalb gefährlich, weil nun auch das, was wirklich Spiel, und das, was wirklich Literatur ist, verwirrt wurde. Das Drama, das Reinhardt als Regiebuch übersetzen mußte, schien Regiebuch, bevor es gedichtet war. Die Inszenierung wurde (illustrierte) Literatur, bevor sie an einem Drama schöpferisch werden konnte.

Bühnenkunst ist die Kunst des besessenen Körpers, der mit dem Wort die Geste, mit der Geste das Wort herausschleudert. Hofmannsthal wußte um Körper und Wort – aber sein Wort ging neben dem Körper, sein Körperausdruck neben dem Wort her. Hofmannsthals Dichtungen setzen an die Stelle des produktiven Körpers die ergänzende Geste. Sie lassen sich nicht aus dem Leibe heraus schaffen, sondern nur durch Gebärden begleiten. Hofmannsthals Sprache kommt aus keinem mimi-

schen Gefühl. Es ist Deklamation, die durch Gliederspiel versinnlicht wird. (Während die heute angegriffenen »lyrischen« Dramen, soweit sie echt sind, zum mindesten aus dem Körper gestaltet werden können, weil sie innere Bewegung haben. Hofmannsthal aber kennt nicht inneren Strom; er fixiert aneinandergereihte Stimmungen.)

So fielen gerade zu der Zeit, als das Theater zum Selbstzweck ernannt wurde, die Partituren dieses Theaters in Sprache und Geste auseinander und verwirren die Entwicklung. Die Sprache wurde auf Umwegen wieder Rezitation, die Gebärde Verzerrung. Und um den Widerspruch zwischen Körper und Wort aufzuheben, braucht man den Maler, der die verbindenden, ineinanderstimmenden Farben schuf. Nicht nur die zufällige Nachbarschaft der »Florian Geyer«- und der »Florindo«-Aufführung weist darauf hin. Daß Gerhart Hauptmann (mit seinen Gipfelwerken) von jeder Zeit neu gesehen, Hugo v. Hofmannsthal nur vom vergangenen Theater her empfunden werden kann.

Der leuchtendste Exponent dieses Theaters ist Alexander Moissi. Er spielt mit seinem ganzen gelockerten, strömenden Körper. Aber gerade sein Körperspiel, das sich nie erschöpft, das sich an sich selbst entzündet, steht mit allen seinen Variationen im entscheidenden Gegensatz zu dem, was ein neuer Ausdruck will. Es ist bezaubernd, wie Moissi nicht nur den Florindo selbst spielt, wie er das ganze Tempo, die ganze Farbenskala des Stückes bestimmt. Wie er die Romantik, die Stimmung der Komödie hält, die den jungen Casanova in Venedig von Frau zu Frau stürzen läßt, bis er dem heimkehrenden Landmädchen Cristina ins Boot nachspringt. (Die Fortsetzung dieser Rückkehr gab das früher aufgeführte Lustspiel »Cristinas Heimreise«.) Aber die unversiegbare schauspielerische Phantasie dient im Grunde nur einer leuchtenden, rankenden Illustration. Moissi musiziert die Szenen des Florindo mit seiner Stimme, mit seinen Gliedern. Er gibt das Orchester, das die Auftritte untermalt, übertönt, umgeigt. Er spielt eine Paraphrase über das Werk, aber nicht das Werk selbst.

Als Moissi im zweiten Stück, in »Der Abenteurer und die Sängerin«, Hofmannsthals Melodie verinnerlichen, das heißt durch den Rhythmus seines Leibes intensivieren sollte versagte er. Hier, wo der Leib die Töne stützen, die Worte durch expressive Energie motivieren mußte, sank seine Kunst zusammen. Im Seelischen enthüllte sie ihre Technik, im Menschlichen ihre Routine. Was der Beweis für die Körperkunst sein

mußte, widerlegte sie. Und was der Beweis für Hofmannsthals »Theater« sein mußte: der Gehalt, löschte es aus.

»Der Abenteurer und die Sängerin« bleibt heute stumm. Stumm, weil die Lyrik des Gedichts Arabeske, seine Menschlichkeit Haltung, seine Tiefe Nebel ist. Ob man, wie Brahm es tat, nur den ersten Akt spielt, ob man, wie gestern, beide Akte gibt, weder der alternde Casanova, noch seine frühere Geliebte, die Sängerin Vittoria, werden lebendig. Das Versagen der inneren Kraft ist um so erschreckender, als das Gedicht Eingebungen hat, die wundervoll sind: wie den Auftritt des alten Komponisten, der seine eigenen Werke nicht mehr erkennt und nun wieder Kind geworden, nach der nahen Fruchtschüssel greift, wie den Schluß: der Abschied des Jugendgeliebten gibt Vittoria die schmerzliche Kraft, die Arie wieder zu singen, die sie seit Jahren nicht sang. Aber diese Einfälle bleiben Einfälle. Sie sind nicht gestaltet, sie sind aufgesetzt. Sie sind Literatur.

Lina Lossen gab in der regielosen, uneinheitlichen Aufführung die Sängerin. Wenn sie kurze Einwürfe zwischen Lachen und Überwindung spricht, ist sie herrlich. Herrlich in ihrer Reinheit, in ihrer Stille. Wenn sie zu den Versen kommt, spannt sie sich an, aber diese Spannung wird nicht Ausdruck.

Die bessere Inszenierung des »Florindo« hatte auch die glücklicheren Darsteller: Max Gülstorff wundervoll in seiner leisen Phantastik als weltfernen Dorfpfarrer. Peter Eysoldt als Gassenjungen. Es war wieder beängstigend, mit welcher Instinktsicherheit dieses Kind aus seinem Körper spielte, wie es ohne Mühe den derben Lausbuben von dem verzärtelten Prinzen Ptolomäus in »Cäsar und Cleopatra« unterschied.

Die Cristina spielte eine für Berlin neue Schauspielerin: die junge Liselotte Denner. Sie war entzückend in der Mischung von unbewußter Drolerie und naiver Schwerfälligkeit. Wenn man ihr etwas für die Zukunft wünschen soll, so ist es dieses: daß sie vorsichtig mit ihren hohen Tönen umgeht. Hier könnte die Gefahr sein, daß ihr reines Talent auf der einen Seite zu betonter Innigkeit, auf der andern zu betonter Neckerei verführt wird.

(Der Tag. Ausgabe A)

Entsagt aber nur den höchsten Zielen, nicht der literarischen Betätigung überhaupt, auch abgesehen von den Werken wie »Jedermann«, die, aus Notwendigkeit moralischen Geistes, diese Auseinandersetzung begleiten. Noch ein Werk, an Erfindung und Umfang des beherrschten Gehalts seinen größten Schöpfungen gewachsen, steht an dieser Stelle: das Lustspiel »Christinas Heimreise«. An diesem Punkte also erfolgt die Entdeckung einer ganz neuen ästhetischen Kategorie für Hofmannsthal, die Entdeckung des Komischen. Eine bisher ausschließlich tragisch sehende Phantasie erlebt also hier eine so entscheidende Änderung der Haltung, eine so überraschende Überzeugtheit von einer neuen Gesinnung – die sich sofort in ganz reifer Meisterschaft äußert, daß hier eine eingehendere Analyse Anlaß finden müßte, das Allgemeinste in ihre Ausführungen hereinzubeziehen. Dieses geistreiche Werk führt dem Leser die Heimreise eines jungen Mädchens von Venedig vor, wo sie sich, ergebnislos, aufhielt, einen Gatten zu suchen. Unterwegs fällt sie, trotzdem sie in Begleitung ihres Onkels, eines Pfarrers, reist, dem jungen Florindo auf, einem Lebemann und Verführer, der sie ein Stück begleitet – der zweite Akt spielt in einem Dorfgasthaus – sie erobert und sich, da er erwischt wird, mit dem Versprechen, die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, nach Venedig zurückgibt – ein delikater Schluß, denn die Menschenkenntnis des Zuschauers allein ist nun veranlaßt zu erraten, daß er endgültig verschwindet.

Thema ist also die Situation des Verführers, der hier steht als Symbol der zugleich komischen und tragischen Position des Genießenden überhaupt in der Welt. Der Verführer wirkt tragisch, denn er ist im Irrtum und der Irrtum ist das allein Tragische. Und sein Irrtum besteht darin, daß er glaubt, den Moment verewigen zu können. Im Moment kann man das Unendliche aktualisieren, selbst im Genusse, und der Irrtum liegt in dem Glauben, das Leben durch Forcierung der Erlebnismomente erfüllen zu können. Komisch aber ist der Genießende durch die Naivität, mit der er sich, das Subjekt des Genusses, zum *Zentrum* setzt, für den alles da ist oder sein soll. So ist jede Absolutierung des Ich schlechthin komisch, vom Weltprozeß aus gesehen, und jede Aufgabe des Ich, ob

³⁴ 1904–1976, Philosoph und Soziologe.

erzwungen – wie im Irrtum – oder freiwillig, tragisch, wozwischen wir die Wahl haben. Die 1003 Frauen machen den Don Juan tragisch, denn es sind 1003 Irrtümer, er selbst aber ist im tiefsten Sinne komisch, denn er will sich. Er ist der betrogene Betrüger, die wahre Tragikomödie.

Ich habe Ihnen vorhin die Ratlosigkeit des bewußten Menschen zu schildern unternommen, deren Ausdruck und versuchte Entscheidungen die großen Übersetzungen sind. »Christinas Heimreise« ist die Bestätigung dieser Ratlosigkeit, denn es ist eine Komödie. Wo Hofmannsthal den tragischen Ton fand, ist er stets irgendwie bejahend – ich habe dies schon vorhin gesagt –, jetzt sieht er die Welt als Komödie, und wir haben nur die Konsequenz eines Charakters zu bewundern, der in seinem ersten und seinem letzten großen Werke dieselbe Problematik, die des ästhetischen, des genießenden Menschen entschied. Daß er die Welt jetzt als Komödie sieht, bedeutet den Verzicht auf eine positive oder negative Stellungnahme des *ganzen* Menschen, wie sie in den Ödipusdramen zu begründen noch versucht wurde, bedeutet den Rückzug auf die rein durchschauende, willenlose Erkenntnis. Jetzt gibt es kein Entweder-Oder mehr, wie für den Wollenden, das Organ der Erkenntnis – und die Komik bedingt das Weltbild des rein Erkennenden – das Organ der Erkenntnis ist antinomisch, es ist jetzt *Beides* da und die Komödie ist fertig.

»Christinas Heimreise« bedeutet also das Résumé eines ganzen künstlerischen Lebens, eine Konfession, die an Breite der Voraussetzungen schlechterdings nur mit den entsprechenden Werken Ibsens oder Hauptmanns vergleichbar ist. Hier hat Hofmannsthal den archimedischen Punkt gefunden, der ihm gestattete, seine gesamte Bedingtheit, seine Person und sein Schicksal, gewissermaßen von außen zu sehen, und er hat dies alles jetzt mit einem erbarmungslos künstlerischen Gewissen begriffen. Dann hat er seine große Vers- und Sprachbegabung in den Dienst der Literatur weiteren Sinnes gestellt, ist Librettist, Essayist, Übersetzer und Publizist geworden – er hat in den »Neuen Deutschen Beiträgen« ein Organ von unbestreitbarem Niveau. Er hat sich für die Wiederbelebung des Lustspiels eingesetzt, Calderon übertragen und in seiner eigenen Komödie »Der Schwierige« den noblen, verbindlichen und lebenswürdigen Ton Calderons mit Glück in rein gesellschaftlichem und konventionellem Sinne aufgenommen. Im »Salzburger großen Welttheater« hat er seine alte Neigung zu symbolischen Spielen wieder gewähren lassen, – es ist dies das letzte größere Werk, das von ihm vor-

liegt. In ganz moralischer Absicht wird die Gleichheit der Menschen vor Gott betont, der nur darauf sieht, wie jeder seine Rolle im Leben spielt, ohne Ansehung des Erfolges, eine Gesinnung, deren Voraussetzungen wir jetzt ermessen können.

(Rede über Hofmannsthal.
In: Philosophische Schriften I (1925–1933),
Frankfurt a. M., S. 15–17)

25. April 1926, Felix Salten³⁵

»Christinas Heimreise.«
Theater in der Josefstadt.
Über dem Leben.

In dieser Komödie kommt nichts dem Banalitätsbedürfnis der Menge entgegen. Nichts dem Bedürfnis nach Banalität, das auch die Kultivierten im Theater empfinden. Die volle, durchfühlte und durchdachte Kenntnis des Lebens spricht aus Gestalten, Verknüpfungen, Konflikten wie aus Worten, die herrlich aufleuchten. Alle Vorgänge aber und alle Figuren sind über die Gewöhnlichkeit des Daseins hoch hinausgehoben.

Die Entfernung vom Gewöhnlichen, das selbstverständliche, das notwendige Verweilen im höheren Bezirk zwischen Phantasie und Wirklichkeit, gehört zu Hofmannsthals Eigenart. Es ist der Auftrieb seines Wesens.

Man folgt ihm gern. Oft mit Begeisterung.

Natürlich gibt es Leute, die ihm nicht folgen. Ganz einfach, weil sie nicht können. Andere, weil sie spüren, daß sie nicht mitkönnen, wenn sie gleich wollten. Und wieder andere, weil sie justament und absolut nicht dazu bereit sind.

An diese Leute das Wort zu richten, bleibt vergeblich. Sie brauchen deshalb gar nicht erst weiter zu lesen.

Essenzen.

Essenz des Lebens enthält »Christinas Heimreise«, feinste Essenzen des Theaters. Sprühen von Jugendkraft ist darin, Frühlingsduft der Liebe.

³⁵ Pseudonym für Siegmund Salzmann, 1869–1947, Schriftsteller, Feuilletonist, ab 1925 Präsident des Österreichischen PEN-Clubs, 1938 Emigration in die Schweiz.

Heimweh atmet durch die drei Akte. Sattes, müdes Glück der Heimkehr. Lust an Abenteuern, Begierde an grenzenlosen Möglichkeiten. Stilles Genügen, das sich nach geringer Erfüllung sehnt. All das poetisch gesteigert, von einer zarten Musik der Seele durchklungen. In handwerklichen Hemmungen manchmal gebunden. Und keine, keine einzige Banalität.

Das Mädchen.

Christina kommt vom Land in die Stadt, von Capodiponte nach Venedig. Ein reiches, junges Bauernmädchen. Sie sucht einen Ehemann und findet die Liebe. Daß sie sorgsam behütet wurde, hat sie so wenig wie alle anderen sorgsam behüteten Mädchen gehindert, sich über das Leben und Treiben der Welt die richtigen Gedanken zu machen. Daß sie bewacht wird, hält sie nicht ab, eine Nacht lang dem Jüngling anzugehören, der sie im Sturm erobert.

Den Vorwürfen entgegnet sie: »Auch meine selige Mutter, bevor sie hat meine Mutter werden können, hat müssen ihres Mannes Frau werden.« Sie sagt: »Ich hätte nicht im Mädchenstand sterben mögen. Man ist arm und dumm in dem Stand.« Wie aber Pasca, die treue Magd, den Verführer einen hergelaufenen Menschen nennt, antwortet Christina: »Irgendwo hergelaufen kommt ein jeder.«

Ihr gesunder Sinn wird es verwinden, daß Florindo sie im Stich läßt. Dem braven Kapitän wird sie eine brave Hausfrau sein und gleich so vielen, vielen braven Hausfrauen wird sie sich ohne Reue der kurzen Zeit erinnern, in der es ihr beschieden war, Leidenschaft, Abenteuer und Hingabe zu erleben.

Der Christina gibt Helene Thimig den ganzen Reiz erlösten Mädchen-tums, gibt ihr die Anmut, die eine gute Werktagstüchtigkeit haben kann, und läßt all die Poesie fühlen, von der solche jungen Geschöpfe vor ihrem Eintritt in das Gewöhnliche umblüht sind.

Der Frühling.

Florindo ist der Jüngling, der nach dem Dasein dürstet. Sein Begehren ist so unstillbar, daß alle, die mit ihm in Berührung kommen, davon berauscht werden. In den Armen der einen verschmachtet er nach der nächsten. Zwischen zwei Buhlschaften entdeckt er Christina, merkt, daß sie noch unberührt ist, wird von ihrer Jungfräulichkeit hingerissen, folgt ihr auf die Reise und gewinnt ihre Hingabe. Aber er merkt auch, daß

Christina nur geschaffen ist, ein ruhig gleichmäßiges Glück zu leben, daß sie der Hochglut sinnbetörender Leidenschaft kaum standhalten könnte. Er weiß instinktiv, daß er ihrer bald satt wäre, und er verlässt sie, da er sein Ziel erreicht hat, verlässt sie in dem Moment, in dem er sie noch liebt, in dem jedoch ein neues Wild seinen Jägertrieb lockt.

Seine rastlose Gier empfindet Respekt vor den Beständigen. Während er Christina dem Kapitän Tomaso ausliefert, sagt er über das Verhältnis von Mann und Frau: »Daß sie beieinander zu bleiben vermögen, das ist wundervoll. Das geht über die gemeinen Kräfte. Das ist ein Mysterium – kaum zu fassen ist es.«

Aus den Memoiren des Casanova geholt, läuft das Begebnis der Komödie nicht die Zufallstraße persönlicher Erinnerungen, sondern den Schicksalsweg allen Erlebens und aller Liebe. Florindo hat nicht einmal den Namen jenes Abenteurers behalten. Er saust durch die drei Akte als ein Urbild männlicher Jugend, männlichen Daseinshungers, unbedenklicher Lebenslust des Jünglings.

Diesen Florindo spielt Herr Gründgens, den man hier zum erstenmal sieht. Er ist jung, hübsch und begabt. Er weiß, daß er jung, daß er hübsch und begabt ist. Er wirkt angenehm.

Der Mann.

In die Komödie ist der Schiffskapitän Tomaso gesetzt, eine Gestalt, die Hofmannsthal ersonnen hat. Eine prachtvolle, eine dichterisch meisterhafte Gestalt. Tomaso kehrt aus Hinterindien zurück, ein reifer, von Erfahrung und Erlebnissen gesättigter Mann. Der vollkommene Gegenspieler des Florindo, kennt er jetzt nur eine einzige Seligkeit: die Heimkehr, empfindet er nur eine einzige Sehnsucht: in den heimatlichen Bergen, deren Duft er liebt, still zu sitzen, eine Frau sein eigen zu nennen, die da oben geboren wurde und aufgewachsen ist. Gleich viel, was für eine Frau, wenn sie nur ihre Haare mit goldenen Nadeln steckt, wie die Frauen droben, im heimatlichen Gebirge. An Tomaso ist weder Sturm noch Leidenschaft, nur inbrünstige Heiterkeit, nur dankbares, bewunderndes Genießen, nur lebenswürdiges Behagen. Er wird die von Florindos Feuer versengte Christina tröstlich kühlen. Er wird sie herzlich lieb haben, wird ihr das ruhige Gleichmaß geben, dessen ihr geordnetes Wesen bedarf. Und sie wird ihm gut sein.

Dieser Kapitän Tomaso gewinnt durch Waldau eine rührende Trans-

parenz. Waldau bezwingt durch die stille, schamvoll liebenswürdige Noblesse seiner Person. Man glaubt ihm die Güte, man glaubt ihm die sanfte Seligkeit des Heimgekehrten. Man ist entzückt, wenn er auftritt, wie man von einem wahrhaft reinen Menschen immer unwiderstehlich entzückt ist.

Der Spießer.

Manche werden sagen, der Hausknecht sei doch oft schon dagewesen, also im Grunde banal. Allerdings hat es auf der Bühne immer wieder Hausknechte gegeben und sie waren fast immer grob. Dieser jedoch hat seine ganz besondere, musikalisch kontrapunktische Stellung in der Komödie. Zwischen der flammenden Jugend des Florindo und der wilden Lebensfreude des Tomaso ist dieser Hausknecht das verdrossene Alter. Zwischen dem Jüngling, der Abenteuern nachjagt, und Tomaso, der von Abenteuern genug hat, ist dieser Hausknecht der Sumper, den Abenteuer niemals locken konnten. Das Dasein, das ihm nichts beschieden hat, weil er nie etwas von ihm verlangte, schätzt er gering. Und die Leute, deren Schuhe er im Gasthaus putzen muß, die verachtet er nicht ohne Haß. »Sie kommen,« sagt er von den Reisenden, »man weist ihnen ein Zimmer an, sie machen Unreinlichkeit und gehen wieder.« Er meint, daß es in der Welt nichts Dümmeres gäbe, als dieses ewige Ankommen und Wiederabfahren. Man begreift, daß er das ganze Dasein mit dieser Meinung umfängt. Und man lacht dazu.

Man brüllt vor Lachen bei jedem Wort, das Herr Moser als Hausknecht redet. Daran hat der Hausknecht seinen Anteil. Aber auch die Natur des Herrn Moser. Sie ist ein komisches Element, diese Art des Herrn Moser. Sie scheint das Einfachste zu sein, das es gibt. Und sie ist dabei so unergründlich und so geheimnisvoll, wie jede wirkliche Einfachheit.

Figuren.

Ein ganzer Reigen komischer und charakteristischer Figuren schlingt sich um die Hauptgestalten.

Da ist Pedro, der Diener des Kapitäns, ein Mischling von den Malaisischen Inseln. Sein Zusammentreffen mit europäischen Sitten, mit europäischen Frauen macht ihn zum Kritiker der Zivilisation. Er räsoniert, halb ungebärdig, halb gebündigt, und erinnert damit an die halbzustimmende, halb widerstrebende Ironie der Neger, aus der wohl *Cake-walk* und Jazzband entstanden.

Den *Cake-walk* wie die Jazzband der Worte, die Pedro zu sagen hat, macht die fettleibige Dämonie des Herrn Homolka überaus eindrucksvoll.

Aber die norddeutsche Komik, mit der Herr Gronau den Wirt spielt, der den Florindo bewundert, diese Komik reizt hier keinen Menschen zum Lächeln.

Herr Goetz gibt dem Onkel Pfarrer so viel greisenhafte Ahnungslosigkeit, daß man gerührt wird. Und Frau Terwin zeichnet Pasca, die Magd, so sicher, daß die gute Charakterfigur voll zur Geltung kommt. Sehr lebendig ist Adrienne Getzner als jüngere Schwester einer Buhlerin. Sie versteht sich darauf, kleinen Rollen große Wirklichkeit zu verleihen. Lina Woiwode als Buhlerin schlägt die Akzente, die zu Anfang für die Kenntnis des Florindo wichtig sind, mit eindringlicher Sicherheit an.

Ein Bühchen.

In dieser Aufführung, die Stephan Hock verständnisvoll geleitet und zu der alle Kostüme wie die Dekorationen Alfred Kunz mit dem bedeutenden Bühnentalent, das ihn auszeichnet, geliefert hat, bleibt neben dem eigentümlich schwermütigen Bedienten des Herrn Kirschner noch der kleine Junge zu erwähnen, der am Schlusse des ersten Aktes den Brief bringt. Das ist Nils Nilson, der Sohn des Komponisten Einar Nilson. Ein Bürschchen, bildhübsch und fabelhaft begabt. Echtes Theaterblut.

Anmerkung.

Seit man »Christinas Heimreise« zum erstenmal sah, sind fast zwanzig Jahre verstrichen. Auch damals brachte Max Reinhardt die wienerisch-venezianische Komödie zu uns. Fast das gesamte Bühnenwerk Hofmannsthals ist ja von Max Reinhardt gespielt worden. In Berlin. In Salzburg. Manchmal in Wien.

Seltsam, daß kein Theater in dieser Theaterstadt sich jemals ernsthaft um Hofmannsthal bemüht hat. Seltsam auch die Stellung des Publikums gerade diesem Dichter gegenüber, der zu den edelsten Geistern der Gegenwart gehört.

Darüber reden wir noch einmal bei Gelegenheit.

(Neue freie Presse. Nr. 22/3)

»Cristinas Heimreise.« Komödie in drei Akten von Hugo v. Hofmannsthal. Zur Erstaufführung bei Reinhardt im Josefstädter Theater.

Mit jeder neuen Frau ist Don Juan noch immer einsam geblieben: auf jede neue Frau hat Don Juan – mag er nun Don Juan, Casanova oder Florindo heißen – wie auf einen nächtlichen Einbruch in das Leben gehofft, und nach jeder wurde es nur ein Stück Sterben statt eines Erwachens, verdämmernde Erinnerung an eine traumhaft ungewisse Begebenheit, ein ewig von der Sehnsucht unbeantworteter Brief an die Sehnsucht, und er kann sich kaum mehr seines Wortlautes entsinnen.

Irgendwo in seinem Stück läßt Hugo v. Hofmannsthal seinen Don Juan, der diesmal Florindo heißt, irgendwo also läßt er ihn sagen: »... es geht jede Stunde des Tages von irgendeinem Platz weg eine Barke, Kapitän, es war das Unmöglichste, nicht in eine dieser Barken zu springen ...«

Jene Barke, die zu jeder Stunde des Tages von irgendeinem Platz weggeht, sie soll aus dem engen, begrenzten Alltag in unerreichbar weite Meere führen, aus dem Unzulänglichen ins Erhabene. Jene Barke ist die wilde Empörerröllust, die ziellose Flucht aus einer schleierlosen, nackten Welt in das erregende Zwielficht und den Abenteuerschein des Geheimnisses, als würde Don Juan nicht im voraus zutiefst fühlen, daß ihn jedes Geheimnis von neuem enttäuschen müsse, daß es ihm niemals gelingen werde, auf der Heimreise den magischen Schlüssel zum Leben mitzubringen.

Bei jeder flüchtigen Begegnung, bei jedem Wechseln eines Blickes mit einem fremden, schönen, unbekannten Weibe empfindet Don Juan seinen leidenschaftlichen Willen nach Ekstase und Vereinigung, und es ist im Grunde nichts anderes als das gierige, ewig ungestillte Begehren nach Einssein, nach Eingebundensein mit sich selbst, nach Bestätigung, nach der Kunst: sich selbst als Eines und Ganzes zu fühlen, nicht in feindliche Teile zerspalten, nach Gottes Stimme oder der Stimme des eigenen, innersten Ich, jenseits von allen Lügen, Masken und Komödien.

³⁶ 1886–1949, ursprünglich Jurist, dann Schauspiel und Literaturreferent am »Neuen Wiener Tagblatt«, 1938 Emigration nach Frankreich.

Jene Stimme: bei jeder neuen Frau möchte er sie wiederfinden, herbei-locken wie einen kostbaren, scheuen Vogel, der hoch oben und versteckt auf einem Aste sitzt und im Abend singt. Man darf nicht näher hinschauen, sonst verschwindet der Vogel wie ein Gespenst, das wesenlos vorüberstreicht, wenn man den vollen Blick darauf richtet.

Warum können wir Menschen nicht gleich jenem Vogel, nicht gleich jener Stimme eingehen in Gras und Baum, in Wolke und Blume, ewig bewegt und doch unbewegt? Jedes Gesicht, verwandt und zugleich unsagbar verschieden, schimmert von seinem unlösbaren und unteilbaren Schicksal wie vom schweren Anhauch eines undurchdringlichen Gartens der Einsamkeit.

Es gibt nur eine Erlösung: zu lieben. Gläubig und einfach das große Vertrauen zu üben.

Auch für den Künstler gibt es nur diese Erlösung, diese Rettung, diese Möglichkeit, dem bösen Augenblick zu entrinnen, wo die einst überreiche Musik des Schaffens nur noch müde und verstimmte Saiten findet, wo tausend verschüttete Schönheiten mit Zwang und nutzlos vergeudeten Worten bezahlt werden müssen. Kunst ist Betrachtung im Zustand der Liebe.

Hofmannsthals verschlungene Dichtung ist der inbrünstige, mühevollen Wille zur Liebe, aber nicht die Liebe selbst. Er spricht von Entzücken, spricht von Rausch und von Vergessen, von Lust und Glück, von Täuschung, von Leid und von Verzicht, er spricht und spricht, und es bleibt ein geistreiches Mißverständnis. Er glaubt, Gott nahe zu sein, glaubt ein Geschöpf lebend in den Armen zu halten, und es ist nur ein Gedanke, blendend dargestellt, aber tot. Musik des Unterganges und der Auferstehung möchte er anstimmen, Musik des Voneinandermüssens und des Zueinanderstrebens, heiße, sinnliche, venezianische Musik, und es bleiben viele, viele Worte ohne ein Lied. Man wird gestreichelt, gewiegt, betäubt von diesen Worten, schmeichelnd gleiten sie vorüber wie alabasterne Lichter in einer kupplerischen, venezianischen Sommernacht, aber man wartet vergebens auf eine Erschütterung, auf eine Berührung jener unsichtbaren Hand, die einzig und allein macht, daß wir beklommenen Atems taumelnd zu Boden gedrückt und zugleich mit befreiter Brust hoch emporgerissen werden. Tragisches Wetterleuchten über dem Haupte, möchte Hofmannsthal ein Stück Welt aus dem rät-

selvollen Dunkel der Seele reißen und es in Flammen vor unsre Augen halten: es wird ein gepflegter, koketter, köstlich stilisierter Garten daraus, wo ein glänzendes und gefahrloses Feuerwerk seine opernhaft bunten Leuchtkugeln in die Luft steigen läßt.

Lebt in diesem Florindo, der Don Juans Abenteuer fiebernd durchleiden möchte, auch nur ein Hauch von seinem großen Vorbild? Schwingt aus diesem spitzfindigen Intellektuellen etwas von jener hinreißenden, wortlosen, heroischen Magie, die alle Dinge ringsum höher atmen und festlich leuchten macht? Ist das Antlitz dieses Florindo wie von wilden, lästerlichen Gebeten versengt und verwüstet? Dieser Florindo ist ein ziemlich trivialer Emporkömmling, nicht eben wählerisch, und die Art, wie er mit Frauen verfährt, sei es mit »leichtfertigen Personen«, sei es mit dem arglosen Landmädchen, mit der jungfräulichen Cristina aus Capodiponte, diese Art wirkt etwas unsympathisch, ohne menschliche Tiefe, ohne Größe, ja selbst ohne Verruchtheit.

Auch um Christina braucht es einem nicht bang zu sein: auf der Heimreise von Venedig nach Capodiponte hat sie sich zwar von Herrn Florindo verführen lassen, aber die Vorsehung hat ihr zugleich einen Kapitän auf den Weg mitgegeben, einen goldigen alten Seebären, der einen weiten Horizont gewohnt ist und sich nichts daraus macht, sein heimwehkrankes Schiff von einem andern in den Hafen der Ehe bugsieren zu wissen. Herr Florindo ist schließlich auf eine leibhaftige Gräfin gestoßen, deren »Eigentum« er bleibt, der gute Kapitän Tommaso hat seine Cristina – wenn auch aus zweiter Hand – übernommen, und dann ist noch Pedro da, Diener des Kapitäns, ein exotisch halbgezügelter, selbstverständlich getaufter Morgenländer, der Räsonneur und Ennuyeur der Komödie, der – Ende gut, alles gut – seine Pasca heimführt.

Bewunderungswürdig, meisterlich wie immer die sprachliche Virtuosität, der höchst reizvolle, ästhetische Faltenwurf, mit dem Hofmannsthal seine kostbaren, stilechten Kostüme um undramatische Figurinen zu drapieren versteht. Das Stück dürfte an die sechzehn Jahre alt sein, aber schon damals wie heute ist es dieselbe überlegene, etwas präziöse Geste, mit der Hofmannsthal die kandierte Früchte vom Baume seiner Erkenntnis darreicht.

Der Abend, der sich für Hofmannsthal zu einem schönen Erfolg entfaltete, hinterließ gemischte Gefühle.

Zwar die Regie Dr. Hocks suchte die Dichtung auch von innen her zu beleuchten, verborgenen Rhythmus, verborgene Stimmen aufklingen zu machen, schattenhaften Masken ein wirkliches Antlitz aufzudrücken. Aber schon die Besetzung der Titelrolle mit Frau Helene Thimig ist ein Mißgriff. Es fehlt dieser Cristina die frühlingshaften Anmut, es fehlt ihr die dunkle, zuerst verhaltene Leidenschaft, die in dieser Romanin dann plötzlich aufschießt wie ein purpurner Springquell, es fehlt ihr der sinnliche Zauber. Eine Künstlerin von der starken Individualität Helene Thimigs kann zwar jede Rolle technisch schließlich irgendwie zum Gehorsam zwingen, aber diesmal wird man – und das muß offen gesagt werden – eben dieses peinliche Gefühl des Zwanges nicht einen Augenblick los.

Auch Tommaso, der Kapitän, »liebt« Herrn Waldau eigentlich nicht. Aber man vergißt das, solange Waldau auf der Bühne steht. Herrlich, wie es ihm gegeben ist, jede Figur in seiner eigenen Persönlichkeit aufzulösen, wo es umgekehrt nicht möglich wäre. Was immer Waldau auch spielen mag: man muß ihn lieben. Man muß sie lieben: diese zarte, kindliche und doch so unerschütterliche Güte, diese zögernde Bescheidenheit, diesen bezaubernd hilflosen Menschen, der immer den Eindruck macht, als wisse er nicht genau, ob seine Gegenwart erwünscht sei oder ob er davonlaufen solle.

Liebenswert ist auch Herr Goetz, der diesmal einen alten Pfarrer illuminieren darf, edler Beschränktheit voll, wie aus einem Bilderbuche neben der Wirklichkeit einherschreitend.

Florindo ist ein neuer Mann, Herr Gründgens: es stecken sicherlich viele Möglichkeiten in diesem begabten Schauspieler, ohne daß diesmal etwas Besonderes oder Endgültiges zum Vorschein gekommen wäre. Man muß abwarten.

Dem exotischen Diener setzt Herr Homolka eine turbulente Beweglichkeit wie ein surrendes Uhrwerk ein, etwas Bestialisches und zugleich tierhaft Unschuldiges. Dazu ein Dialekt, der an das selige »Armeedeutsch« erinnert, ungefähr das Idiom eines ausgedienten braven kroatischen Unteroffiziers. Das alles vermag aber doch nicht komisch zu wirken, eher schwingt hie und da ein dämonisch dunkler Unterton mit.

Urkomisch Herr Moser als Hausknecht: Wien in Venedig. Ausgezeichnet Herr Kirschner, ausgezeichnet Frau Wojwode, dann Fräulein

Geßner, ein preußisch gehorsamst die Befehle seiner vorgesetzten Regie ausführender Herr Gronau, Herr Biegler, schließlich der kleine Gröbner und der noch kleinere, aber schon beängstigend sichere Nils Nielson.

Reinhard ist momentan in Wien, ja gestern war er sogar im Zuschauer-raum seines Theaters zu erblicken. Aber es hat den Anschein, als ob man von diesem Wiedersehen wieder nur das Nachsehen haben werde.

Man hat Reinhardt in Wien einen Kredit an Anerkennung, aber auch an nachsichtiger Geduld eingeräumt wie keinem zweiten. Wenn er sich schon nicht darauf besinnt, was er uns schuldig ist, so wäre es höchste Zeit, daß er sich endlich darauf besinnt, was er sich selbst schuldig ist. Reinhardts Name ist, vorläufig noch, eine Marke. Soll nichts als eine Firma daraus werden?

(Neues Wiener Tagblatt, Nr. 114)

27. April 1926, *A<lexander> St<ern>*

Cristinas Heimreise.
Josefstädter Theater.

Im letzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts versicherten einander die Mitglieder eines Stammtisches im Cafe Griensteidl gegenseitig, jeder von ihnen habe fortan Anspruch, sich den größten österreichischen Dichter in der von ihm gewählten Abart zu nennen. Herrn Hugo Hofmannsthal ernannte man freigebig zum unmittelbaren Nachfolger Goethes. Wenn schon, denn schon. In solcher Luft war »Cristinas Heimreise« geboren. Vater Papier, Mutter Tinte und die Lust der Zeugung ausgetüfteltes Hirngetändel. Unerfindlich, warum Reinhardt die Geschichte von Florindo, der durch verbogene Sätze und ein Reifenwerk blankgeputzter Worte hahnenhaft von Weib zu Weib hupft, neuerlich auf die Bühne bringt. Herr Gründgens spielte den Geschlechtsbengel mit unvereinbarer überlegener Geschmeidigkeit, Cristina war Helene Thimig: auch Persönlichkeit macht Papier nicht lebendig. Herrn Waldaus Kapitän war Waldau, der Gütige; Herr Homolka verschenkte sich auf das freigebigste an Pedro, den Mischling, und Herr Moser schuf

aus eigenem einen farbensatten Menschen (Hausknecht) neben Herrn Kischners köstlich gestricheltem Diener. Überflüssig festzustellen, daß man bei Reinhardt gut spielt. Die Stücke aber werden immer trostloser. Die Zischer haben wohl nicht nur Hofmannsthal gemeint.

(Der Abend, Wien, Nr. 97)

1930, *Alfred Polgar*³⁷

Hofmannsthal, Christinas Heimreise

Auf der Rückreise von Venedig in das heimatliche Bergdorf widerfuhr es Christinen. Sie wollte eben das Schiff mit dem rostroten Segel besteigen, da fiel Florindos entzücktes Auge auf sie. Und schon waren Herz und Sinne des guten Mädchens ihm verpfändet. Er ließ sogleich alles stehen, vor allem die Dame, die eben seine Gunst genossen hatte, und folgte Christinen. In der Herberge, wo die Reisegesellschaft nächtigte, geschah es. Florindo kam, sah, siegte, und sah, daß er wieder weiter kam.

Florindo ist ein Ketten-Amant, in dem Sinne, wie man Ketten-Raucher sagt. Die Liebe geht in seiner Seele und seinem Munde nicht aus. An der noch brennenden Geliebten zündet er die nächste an. Nicht nur Lust-Verlangen treibt ihn. Es ist in seinem Wesen eine Komponente, die man: seelische Geilheit nennen könnte, eine Gier nach dem innern Abenteuer, zu dem ihm das äußere verhilft, ein tiefes Bedürfnis nach dem Heim-gesucht-Werden vom erotischen Affekt. Es verlangt ihn leidenschaftlich danach, leidenschaftlich zu verlangen, die Hitze, in die er gerät, nicht die, in die er bringt, wärmt ihm das Herz, und während der paar Stunden, die seine Liebe dauert, liebt er wirklich ewig. Er ist kein Zyniker, nicht einmal ein Lügner, er hat nur, in des Wortes tieferem Sinn: keine Zeit.

Von Christina erfahren wir wenig. Ihre menschliche Substanz ist ganz dünn, lichtdurchlässig. Sie scheint ein gefühlovvolles Mädchen, das keine Schwierigkeiten macht, weder vor- noch nachher, und wir dürfen hoffen, daß sie den braven Kapitän, der sie von Florindo übernimmt, heiraten

³⁷ 1873–1955, eigentlich Alfred Pollak, Theaterkritiker, Erzähler, Dramatiker.

wird. Wenn ich nicht irre, gab es ja früher einen vierten Akt, der solch ruhevoll bürgerliche Perspektive für Christina eröffnete.

Im zweiten Akt, der fesselnde Einblicke in das Hotelleben des 18. Jahrhunderts gewährt, ist ein reges, symbolumschattetes Kommen und Gehen, ein mannigfach variiertes Vorüberstreifen, kurzes Verweilen, Willkommen- und Lebewohl-Sagen, ein Abtröpfeln und Verfließen von Schicksalen und Episoden, ein farbiges Gewimmel aufgescheuchter Menschlichkeiten, ein figurenreiches Menuett der Beziehungen, kurz: ein sehr ornamentales Durcheinander. Dieses flüstert dem Zuhörer verschämt ein süßes Geheimnis ins Ohr: So ist das Leben.

Die Komödie, die sanfteste, die Hofmannsthal geschrieben hat, gleicht einer Wiese, die, wenn auch erfüllt von vielem kleinem Leben, doch zum Schlummer lädt. Auf der Bühne geht das Leichte, Schwebende des empfindsamen Spiels aus Kommen und Gehen, Berühren und Entgleiten verloren, seine heimliche Musik wird Geräusch, die feinen Heiterkeiten und Melancholien wirken als Gemüts-Zierat.

Der Zuschauer, von antiquarischen Grillen rings umzirpt, ruht friedevoll.

(Aus neun Bänden erzählender und kritischer Schriften,
Berlin 1930, S. 179–181)

Minutenlang ausgerutscht oder ununterbrochen ausgeglitten?

Anmerkungen zu einer neuen Schnitzler-Edition

*Hock war ganz nett; auch klug; relativ ehrlich;
im ganzen steht er mir mit Hochschätzung
gegenüber, die durch Germanistik und
Renegatentum erheblich beeinträchtigt wird. –*

Arthur Schnitzler, Tagebuch 15/12/1920

Schnitzler hatte mit Germanisten nicht immer Glück, vielleicht gründet von da her seine Skepsis gegenüber der Zunft. Und wenn man sich genauer ansieht, was nachgeborene Germanisten und Editoren manchmal mit dem angestellt haben, was er geschrieben hat, ist man geneigt, diesem absprechenden Urteil beizustimmen.

Ein paar wenige Beispiele sollen das untermauern: Konstanze Fliedl hat für die TEXTKritischen Beiträge vor wenigen Jahren penibel aufgelistet, welche haarsträubenden Verlesungen, Simplifizierungen und Korruptierungen mit dem *gedruckten* Text von Schnitzlers Roman »Der Weg ins Freie« passiert sind (wo etwa aus einem Ästheten ein Athlet, aus einem jüdischen Prediger ein jüdischer Priester, aus Mystik Musik wird, um lediglich ein paar der allergrößten Fehler aus einer langen Liste herauszugreifen).¹ Michaela Perlmann stellt in ihrer Studie »Der Traum in der literarischen Moderne« Überlegungen über die mangelnde Sprachkompetenz der Tante in »Fräulein Else« an, deren Satz, sie wolle Else in »einen Anstalt« bringen lassen, Perlmann als Indiz für Schnitzlers sehr diskrete Hinweise auf eine jüdische Herkunft deutet.² Nur: daß es sich dabei ganz schlicht um einen Druckfehler der Ausgabe von 1961 han-

¹ Konstanze Fliedl, Rücksichtslos. Zu einem Band der neuen Schnitzler-Ausgabe, in: TEXTKritische Beiträge 6 (2000), S. 121–124.

² Michaela L. Perlmann, Der Traum in der literarischen Moderne. Untersuchungen zum Werk Arthur Schnitzlers, München 1987, S. 118.

delt, ist der phantasievollen Interpretin entgangen. Das sind, wie gesagt, Exempel des Umgangs mit *gedrucktem* Text. Noch gefahrenträchtiger ist die Beschäftigung mit Schnitzlers Handschrift, deren schwere Lesbarkeit ja einst schon seine Korrespondenzpartner heftig beklagt haben. Auch hier wieder ein paar Zitate als Beleg. Frieda Pollak, Schnitzlers langjährige Sekretärin, und von dieser Tätigkeit her einigermaßen vertraut mit seiner Schrift, entziffert eine Schlüsselstelle des Tagebuchs über Karl Kraus dahingehend, daß Kraus »ethisches innerhalb des sozialen [...] mit Witz und sogar mit Kraft« aufgezeigt habe. Tatsächlich steht da »innerhalb des sexualen«.³ Am 9/6/1900 gibt Schnitzler eine Aussage seiner Freundin Marie Glümer wieder, die von einer frühen Tagebuch-Abschreiberin folgendermaßen entziffert wurde: »Sie sagt wiederholt, dass sie liebe wie ein Mann.« Eine starke emanzipatorische Aussage! Schnitzler hat aber geschrieben: »Sie sagt wiederholt, dass sie lebe wie eine Nonne.«⁴ Am 16/4/1903 vermerkt Schnitzler, daß Hofmannsthal »in der Nase« operiert worden sei. Bei der früheren Abschrift dieser Stelle hatte es noch geheißen, Hofmannsthal sei »in der Nacht« operiert worden.⁵

³ Vgl. Tagebuch 1909–1912, Wien 1981, S. 60.

⁴ Vgl. Tagebuch 1893–1902, Wien 1989, S. 331.

Ursula Renner-Henke danke ich für den Hinweis auf ein ganz ähnliches Entzifferungsproblem bei Hofmannsthal. Manfred Pape hatte für die Edition des »Andreas« innerhalb der Kritischen Ausgabe gelesen: »Wer immer diese Person ist sagte Zorzi seien Sie sicher, wenn sie sich noch einmal in diesem Stadtviertel blicken läßt ich kriege heraus wer sie ist, sie entgeht mir nicht, ob es nun eine verkleidete Nonne ist oder eine öffentliche Person die sich einen Spaß gemacht hat.« (SW XXX Roman, S. 91, Zeile 29ff.) Achim Aurnhammer zweifelte diese Lesung an und schlug stattdessen vor: »ob es nun ein verkleideter Mann ist oder eine öffentliche Person«. (Achim Aurnhammer, *Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur*, Köln–Wien, Böhlau 1986, S. 255). Obwohl Aurnhammer für diese Lesart mit der Tilgung der Handschrift (»ob es nun ein verkleideter Bursch ist oder eine Wahnwitzige«) überzeugend argumentierte, schloß sich Mathias Mayer in seiner Reclam-Ausgabe des Fragments wiederum der Lesung Papes an und bezeichnete Aurnhammers Korrektur als »irrtümlich« (Hugo von Hofmannsthal, *Andreas*, hrsg. von Mathias Mayer, Stuttgart, Philipp Reclam jun. 1992, S. 130, Fußnote 12). Aurnhammer hat seine Argumente noch einmal gebündelt in einem Beitrag zum Hofmannsthal-Jahrbuch 3 (Achim Aurnhammer, Hofmannsthals »Andreas«. Das Fragment als Erzählform zwischen Tradition und Moderne, in: *HJb* 3 [1995], S. 275–296, bes. S. 279). Der Satz in Hofmannsthals Fragment, der dem inkriminierten unmittelbar folgt, lautet übrigens: »Wie gut wußte Andres daß weder das eine noch das andere der Wahrheit nahe kam.«

⁵ Vgl. Tagebuch 1903–1908, Wien 1991, S. 24.

Schnitzlers Handschrift hat die spezifische Eigenart, ein auslautendes »e« in den verlängerten Strich des letzten vorhergehenden Buchstaben einzubeziehen. Das erfordert beim Entziffern immer wieder eine sehr skrupulöse Vorgangsweise. In jenen Fällen, in denen zu entscheiden ist, ob er »zu Haus« oder »zu Hause« genachtmahlt hat, mag das möglicherweise nicht so sehr von Belang sein. Aber, ob an einer Stelle von jemandem gesagt wird, er sei ein »alter Jud« oder ein »alter Jude«, erzeugt jeweils eine vollkommen andere Konnotation.

Wozu alle diese Beispiele? Um vor Augen zu führen, daß Philologie zuallererst gewissenhaften Umgang mit dem Text bedeutet. Eine Banalität, die immer wieder zu erwähnen, nicht überflüssig ist, wie es scheint. Denn die hier folgende Liste der Errata innerhalb der Edition eines Schnitzlerschen Manuskripts (Arthur Schnitzler, Ein Liebesreigen. Die Urfassung des »Reigen«, hrsg. von Gabriella Rovagnati, Frankfurt am Main, S. Fischer 2004) beweist, daß bereits die korrekte Wiedergabe von gedrucktem Text offenbar auf erhebliche Schwierigkeiten stößt. Und die wenigen Faksimile-Seiten, die im vorliegenden Buch einen kritischen Vergleich mit der Abschrift erlauben, provozieren ebenfalls eine ganze Reihe von Fragezeichen. Das ist nicht zuletzt deshalb bedauerlich, weil textgetreue Werkausgaben seit langem ein dringendes Desiderat der Schnitzler-Forschung sind und jede vergebene Chance dieses Ziel in weitere Ferne rückt.

Seite	statt:	lies:
12	für was anderes	für was andres
14	im ernsten und üppigsten Blühn	im ersten und üppigsten Blühn
17	14. März 1896	15. März 1896
18	Sie können nichts anderes	Sie können nichts andres
	zu vindicieren	zu vindiciren
20	ängstigte mich vor dem Ende	ängstige mich vor dem Ende
23f.		in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet sich das handschriftliche Manuskript von »Liebeleï« in einer grünen Ledermappe (Geschenk aus dem Nachlaß von Heinrich Schnitzler); daher ist die These von den Typo- skripten sehr unwahrscheinlich

5	Das süsse Mäd! [sic!]	sic! ist ungerechtfertigt
8	bei den Eltern	Absteige
9		was bedeutet »in der Gegend des heutigen Südtirol«?
7	Er hatte Glück bei Frauen	Er hatte Glück bei Fraun
	mit Mißtrauen und Eifersucht quälen	mit Mißtraun und Eifersucht quälen
8	19. Dezember 1896	20. Dezember 1896
9	15. Februar	13. Februar
0	sobald es ging zu heiraten	sobald es ginge zu heiraten
1		»Liebe, die starb vor der Zeit« ist ein Vers, datiert 18. Juni 1918, der Olga Schnitzler gilt und nicht Olga Waissnix – ein Irrtum der Herausgeber der Waissnix-Briefe, der z. B. von Weinzierl (1994) bereits richtiggestellt worden ist
2	Sommer 1897	Sommer 1896
	Haus in Mödling	Haus in Mauer
	Es wird eine complicierte Existenz sein	Es wird eine complicirte Existenz sein
	gegen mich selbst zu befreien	gegen mich zu befreien
5	Träumte von der Entschwundenen	Träumte von der Entschwundnen
6	Darum kann ich ja nicht fort	Drum kann ich ja nicht fort
9	mit einem Mäd!l	mit einem Mäd!l
	das seien schon so Namen	das sein schon so Namen [Dialekt!]
2	ich habe gut gespielt	ich hab gut gespielt
6	in Berlin beigewohnt	in Wien beigewohnt [siehe auch das Datum des Briefs!]
7	Kurz vor der Uraufführung	= Durcheinander der Chronologie
1	Berthold Löffler	Bertold Löffler [ebenso Register, S. 298]
3	Statthalterei Wiens	Statthalterei Niederösterreichs [= Zensurbehörde]
		Olga Gussmann keine »Opernsängerin«
5	so wie er geschrieben ist, unspielbar	so wie er geschrieben , unspielbar
	Oscar Strauss	Oscar Straus [ebenso Register S. 299]
	den Sinn des ganzen	den Sinn des Ganzen

83	Bücher, die ich geschrieben habe	Bücher, die ich geschrieben
84	Emil Brunner	Karl Brunner [ebenso Register, S. 297]
	Die gegnerischen Zeugen sich durchaus blamiert	Die gegnerischen Zeugen sich durchaus blamirt
	alle (halbwegs zählende) Blätter	alle (halbwegs zählenden) Blätter
	20. November 1921	21. November 1921
	»Geklatsche«	» Geklatsch «
	TB 7, 497	??? evtl. TB 7, 152
85		Georg Brandes kein »Theatermann«
	Mit dem »Reigen« habe ich	Mit dem »Reigen« hab ich
	die den besten Theil	die den bessern Theil
	30. Dezember 1922	30. Januar 1922
88	Fußnote 3: 1987–2000	1981 –2000
91	Fußnote 25	Quellenangabe unkorrekt
93	Orbis Litararum	Orbis Litterarum
101 Z. 65	sollt man glauben	Sollt man glauben
Z. 68	wenn wir da ausrutschen	wenn wir da ausgleiten
105 Z. 98	Der Soldat, das Stubenmädchen	Der Soldat. Das Stubenmädchen
Z. 103	gerne	gern
Z. 108	Ihnen ist immer eine Kathi im Kopf	Ihnen ist nur eine Kathi im Kopf
109 Z. 117	Virginierzigarre	Virginiercigarre
115 Z. 285	dass es recht kalt ist	dass recht kalt ist
Z. 297	acht	Acht
	auf die Tasse	auf die Tatzen [Dialekt]
Z. 298	Wie spät ists denn	Wie spät ist denn
129 Z. 591	Ich bin ja selbst schuld	Ich bin ja selbst Schuld
150 Z. 1081	andere Frauen überhaupt nicht angesehen	andere Frauen überhaupt nie angesehen
163 Z. 1393	mit geschlossenen Augen	mit geschlossnen Augen
Z. 1397	Längeres Schweigen	Längres Schweigen

Z. 1779	Du liebst nur mich	Du liebst mich mich
Z. 1779	wenn ich ein Schnittwaaren-commis wär	wenn ich Schnittwaarencommis wär
Z. 2184	spät zu dinieren	spät zu diniren
Z. 2189	das Dinieren	das Diniren
Z. 29	Triumph innig gratulieren	[getilgt: Riesensucces] Triumph gratuliren [»innig« steht nicht da]
Z. 32	die ihn minutenlang	die ihn ununterbrochen
Z. 33	mit einer freudigen Geste	mit einer feierlichen Geste
Z. 112 ⁶	sehr konsterniert bin	sehr begeistert bin
Z. 114	da möchte ich allein sein	da muss ich allein sein
Z. 27 Z. 2	nah auf der	auch auf der
Z. 4	Leinentuch	Leintuch
Z. 5	Fussboden	Holzboden
Z. 6/7	mit sozusagen gestreiftem Muster	mit sozusagen persischem Muster
Z. 9	hin	»hin« ist getilgt
Z. 10	schläft	schließt [getilgt]
Z. 115	spazierte	strawantz

Eine große deutsche Tageszeitung hat in ihrer rühmenden Besprechung dieses Buchs betont, daß darin strenge Philologie regiere.⁷ Zweifel dürfen angemeldet werden.

⁶ Mein Dank an Leo A. Lensing, der mich auf die Schriftprobe auf der hinteren Umschlagseite aufmerksam gemacht hat.

⁷ Hans-Albrecht Koch, Vom Tête-à-tête zum Duell. Die Urfassung läßt uns Arthur Schnitzlers »Reigen« neu lesen, in: FAZ Nr. 149, 30.6.2004, S. 34 (Anm. der Hg.).

Kafka und Beilis

Marginalien zu einer vernichteten »Erzählung« und dem nicht überlieferten ersten Vertrag mit dem Verlag Die Schmiede

Was willst du also tun?

Von Prag weggehn. Gegenüber diesem stärksten menschlichen Schaden, der mich je getroffen hat, mit dem stärksten Reaktionsmittel, über das ich verfüge, vorgehn.

Den Posten verlassen?

Der Posten ist ja [...] Teil der Unerträglichkeit. [...]

Was willst du also tun?

Ich [...] habe nichts zu riskieren, jeder Tag und jeder geringste Erfolg ist ein Geschenk [...]. [...] Übrigens [...] für diesen an sich ganz unmöglichen Fall, daß ich aus meiner juristischen Vorbildung etwas für mich herauschlagen wollte [...]. [...] Ich muß [...] nach Berlin, wo die meisten Möglichkeiten sind, sich zu erhalten. Dort kann ich auch im Journalismus meine schriftstellerischen Fähigkeiten am besten und unmittelbarsten ausnützen und einen mir halbwegs entsprechenden Gelderwerb finden. Ob ich etwa gar noch darüber hinaus fähig zu inspirierter Arbeit sein werde, darüber kann ich mich jetzt auch nicht mit der geringsten Sicherheit aussprechen. Das aber glaube ich bestimmt zu wissen, daß ich aus dieser selbständigen und freien Lage, in der ich in Berlin sein werde, (sei sie im übrigen auch noch so elend) das einzige Glücksgefühl ziehen werde, dessen ich jetzt noch fähig bin.

Kafka im März 1914¹

¹ Franz Kafka, Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher und Briefe (künftig: KKA). Tagebücher, ed. Hans-Gerd Koch et al., Frankfurt a. M. 1990, S. 507f. – Kafkas Briefe (Gesammelte Werke), ed. Max Brod, Frankfurt a. M. 1958, sind mit Br zitiert; mit F die Briefe an Felice (Gesammelte Werke), ed. Erich Heller/Jürgen Born, Frankfurt a. M. 1967; mit O die Briefe an Ottla (Gesammelte Werke), ed. Hartmut Binder/Klaus Wagenbach, Frankfurt a. M. 1974; mit E die Briefe an die Eltern, ed. Josef Cermák/Martin Svatos, Frankfurt a. M. 1990. Bei anderen abgekürzt zitierten Publikationen ist in Klammern die Anmerkung notiert, die sie ausführlicher nennt.

Aus Kafkas Berliner Zeit, die im September 1923 mit so vielen neuen Impulsen und Hoffnungen begonnen hatte und ein halbes Jahr währte, ist nur die Erzählung »Eine kleine Frau« erhalten (deren Reinschrift er noch in Berlin seinem neuen Verlag Die Schmiede überlassen hatte) und was er aus einem unmittelbaren Interesse heraus bei seiner Rückreise nach Prag am 17. März 1924 mitnahm und inzwischen in der »Kritischen Ausgabe« der »Nachgelassenen Schriften II« unter »[24]« bis »[28]« wiedergegeben ist.² Weil der auf den 7. März 1924 datierte Vertrag über einen »Novellen«-Band lediglich die schon früher gedruckten »Ein Hungerkünstler« und »Erstes Leid« sowie die vor kurzem entstandene »Eine kleine Frau« nennt,³ die später in sehr großräumigem Satz nur rund 50 Seiten umfassen und damit noch kaum ein Buch darstellen, ist anzunehmen, dieser Vertrag sei von vornherein so verstanden worden, daß weitere Erzählungen hinzukommen könnten oder sollten; Kafka mag dabei an den weit gediehenen »Bau« oder auch an die – mit der Erzählung »Ein Hungerkünstler« korrespondierende – »Menschenfresser«-Geschichte gedacht haben, stellen doch eben diese beiden zusammen mit dem Entwurf der »Kleinen Frau« den Großteil der aus Berlin mitgeführten Manuskripte dar. Jedenfalls wurde denn auch bald darauf und umstandslos die erst nach dem 17. März entstandene Erzählung »Josefine die Sängerin« dem »Novellen«-Buch eingefügt.

Alles andere blieb in Berlin bei Dora Diamant und deshalb nach Kafkas Tod dem Zugriff, ja sogar dem Einblick Max Brods entzogen; es fiel hier der Gestapo in die Hände und muß als verloren gelten. Brod hat von Dora offensichtlich auch keinerlei Auskunft über Umfang und Inhalte des schriftlichen Berliner Nachlasses bekommen können, den sie zu diesem Zeitpunkt als ihr ganz persönliches Eigentum empfand.⁴ Nach seinem Zeugnis berichtete sie ihm lediglich von einem Autodafé; immerhin dokumentiert schon dies, welch ein Anreiz zu neuer Produktion

² KKA, Nachgelassene Schriften und Fragmente II, ed. Jost Schillemeit, S. 545–649, u. Apparatband S. 133–157; KKA, Drucke zu Lebzeiten, ed. Wolf Kittler/Hans-Gerd Koch/Gerhard Neumann, S. 315–377, und Apparatband S. 386–493.

³ Drucke: Apparat (wie Anm. 2) S. 391–394; Joachim Unseld, Kafka. Ein Schriftstellerleben. Die Geschichte seiner Veröffentlichungen, München/Wien 1982, S. 226.

⁴ Vgl. u. a. Max Brod, Der Prager Kreis, Stuttgart et al. 1966, S. 112f.

sofort von der Übersiedlung nach Berlin ausgegangen sein muß, denn »an 20 dicke Hefte«, ⁵ darunter »eine Erzählung [...], die den Odessaer Ritualmordprozeß gegen Beilis zum Gegenstand hatte, ferner auch ein Drama unbekannten Inhalts«, ⁶ habe Dora auf Kafkas Verlangen verbrennen müssen. Diese meist nur am Rande beachteten Feststellungen beweisen – und beides wäre anders kaum erkennbar – außer der zurückgewonnenen »grenzenlosen Lust am Hervorbringen«, ⁷ daß Kafkas Schreiben jetzt wieder durch ein unüberhörbares Ja zur literarischen Öffentlichkeit bestimmt ist. ⁸ Und sobald wahrgenommen wird, was die Überlieferungs-, Entstehungs- und Druckgeschichte des Sammelbandes »Ein Hungerkünstler« eigentlich aussagt, ⁹ daß Kafka zum Verlag Die Schmiede persönlichere und wirksamere Verbindung gehabt haben muß, als die meist isolierten Betrachtungen der spärlichen Zeugnisse bisher vorgaben, bekommt überdies eine der Mitteilungen Doras deutliche Kontur und nicht zu vernachlässigenden Aussagewert: ihr Hinweis auf eine vernichtete »Erzählung« über Beilis. ¹⁰

⁵ Martin Buber, Briefwechsel, ed. Grete Schaeder, Heidelberg 1973, Bd. 2, S. 278 (Brod an Buber, 25. 1. 27).

⁶ Max Brod, Über Kafka, Frankfurt a. M./Hamburg 1966, S. 177.

⁷ Nach Goethes Wort, das Kafka laut Brod (Streitbares Leben. Autobiographie, München 1960, S. 170) »öfters« zitiert habe und während seiner Lektüre von »Dichtung und Wahrheit« auch in tagebuchartigen Aufzeichnungen unter dem 8. Februar 1912 notiert.

⁸ Unseld (wie Anm. 3) S. 203–205, spricht dagegen für »1922–1924« von der »Privatisierung der Schriftstellerexistenz« und einem »Nein zur literarischen Öffentlichkeit«.

⁹ Vgl. dazu meine Darstellungen: Kafkas letzte Publikation, Probleme des Sammelbands »Ein Hungerkünstler«, Philobiblon 18 (1974), S. 119–128; Kafka, Veröffentlichungen zu seinen Lebzeiten [...], Heidelberg 1982, S. 125–130; Kafka, erw. Aufl. Stuttgart 1990, S. 118–122; sowie: Unseld (wie Anm. 3) S. 209–232; Drucke: Apparat (wie Anm. 2), S. 388–394; Arnold J. Band, Kafka and the Beiliss Affair, in: Comparative Literature 32 (1980), S. 168–183 (Band fragt nach dem Grund für Kafkas »overwhelming obsession with trials«, findet ihn im Prozeß Beilis' und verfolgt dessen Spur vor allem in dem zwischen 1911 und 1915 Geschriebenen).

¹⁰ Mein Hinweis (Kafka 1990 [wie Anm. 9] S. 119), dies scheine eine Fall-»Erzählung« zu sein, »durch den Verlag angeregt oder in Auftrag gegeben«, wurde bisher nirgends aufgegriffen, weder um ihn zu widerlegen noch um ihn zu begründen und die daraus sich ergebende Bedeutung für Kafkas letztes Jahr zu bedenken. Das soll deshalb hier geschehen.

2 Der Prozeß Beilis

Der letzte der großen, Europa erschütternden Ritualmord-Prozesse vor dem Ersten Weltkrieg ist der gegen Beilis. Obwohl alles auf andere Täter hingewiesen hatte, war in Kiew¹¹ wegen Mordes an einem 13jährigen Russen im März 1911 der Jude Menachem Mendel Beilis inhaftiert worden. Sein ständig verschleppter Prozeß zeigte, daß die Ritualmord-Beschuldigung mithilfe höchster staatlicher Stellen inszeniert worden war,¹² weil sie sich, wie schon bisher, »als ein unvergleichliches Mittel der antisemitischen Agitation« erwies. Der erste dieser solchermaßen »modernen« Prozesse – welche die alte, oft genug widerlegte Lüge wieder aufgriffen, Juden brauchten Christenblut für ihr Passah-Fest – war der von Tisza-Eszlar in Ungarn 1882 gewesen,¹³ den Ismar Elbogen – dessen Vorlesung über jüdische Geschichte Kafka in der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums möglicherweise gehört hat¹⁴ – deshalb einmal als »das Vorbild für alle späteren Ritualprozesse« bezeichnet hat;¹⁵ der bis zum Fall Beilis hin auffälligste ist der von 1899 gegen Hilsner in Polna an der böhmisch-mährischen Grenze. Von ihm sagt schon 1905 eine Analyse Arthur Nußbaums:¹⁶

¹¹ Nicht in Odessa, wie Brod möglicherweise deshalb formuliert, weil er den Fall ganz als Ausläufer der »Stürme im Süden« genannten Pogrome sieht, die 1871 eben in Odessa begannen und sich wiederholt im Süden des Ansiedlungsrayons so verheerend entwickelt hatten. Odessa war mit 35 % die Großstadt Europas mit dem höchsten Anteil an Juden, Kiew – als »heilige Stadt« ihnen weitgehend verschlossen – hatte dagegen nur 1 % Juden; vgl. Arthur Ruppin, *Soziologie der Juden*, 1. Bd. Berlin 1930, S. 114f.

¹² Vgl. u. a. Ismar Elbogen, *Ein Jahrhundert jüdischen Lebens. Die Geschichte des neuzeitlichen Judentums*, Frankfurt a. M. 1967, S. 373–375, S. 673; Shmuel Ettinger, *Geschichte des jüdischen Volkes*, ed. Haim-Hillel Ben-Sasson, 3. Bd., München 1980, S. 203f.; Maurice Samuel, *Blood Accusation. The Strange History of the Beiliss Case*, London 1967; Albert S. Lindemann, *The Jew Accused. Three Anti-Semitic Affairs (Dreyfus, Beilis, Frank) 1894–1915*, Cambridge 1991, S. 174–193.

¹³ Siehe u. a.: Elbogen (wie Anm. 12) S. 164–168; Lindemann (wie Anm. 12) S. 40–46.

¹⁴ Siehe Teil 7 mit Anm. 107.

¹⁵ Elbogen (wie Anm. 12) S. 167.

¹⁶ Arthur Nussbaum: *Der Polnaer Ritualmordprozeß. Eine kriminalpsychologische Untersuchung auf aktenmäßiger Grundlage, mit einem Vorwort von Franz v. Liszt*, 2. Aufl. Berlin 1906, S. 7 [1. Aufl. 1905].

In Ritualmordprozessen nun erreicht die Erregung und damit die Suggestibilität ihren höchsten Grad, die Leidenschaften werden aufgepeitscht wie wohl sonst nie in ruhigen Zeitläuften. Die Suggestion äußerte sich deshalb hier in besonders weitreichenden und gefährlichen Symptomen. Gleichzeitig drückt die Eigenart der Blutbeschuldigung und der in Frage kommenden psychologischen Bedingungen jenen Prozessen einen ganz bestimmten Typus auf, der sich bis in die seltsamsten Einzelheiten hinein geltend macht. Wir können deshalb die Ritualmordprozesse als eine besondere kriminalpsychologische Gattung betrachten.

Doch keiner dieser Prozesse hat die Öffentlichkeit mit Für und Wider mehr erregt als die Anklage gegen Beilis, weder in Rußland noch im Ausland. Überall in der westlichen Welt protestierten Intellektuelle;¹⁷ das erste Manifest erschien hier in Deutschland, u. a. unterzeichnet von Gerhart Hauptmann und Thomas Mann und selbst von dem Antisemiten Werner Sombart.¹⁸ In Rußland wurde der Fall sofort als Parallele zur Dreyfus-Affäre empfunden. Wladimir Korolenko stellte fest:¹⁹

Never has there been a case in Russia which attracted to so great a degree the attention of the broad masses. [...] The Beiliss case has pushed aside all other internal and all foreign affairs. [...] The eyes of everyone unfolding a newspaper seek not the items about the latest demands or the new note of Austria, not the latest news of a railroad catastrophe, but first of all news about the Beiliss case.

Die von höchsten zaristischen Stellen organisierte Anklage verstand die damit bezweckte antisemitische Propaganda als Instrument im Kampf gegen die gefürchtete revolutionäre Bewegung, endete jedoch nach 26 Monaten mit dem Freispruch Beilis' und galt als die schwerste Niederlage Rußlands seit dem russisch-japanischen Krieg; sie wurde deshalb auch als »zweites Tsushima« bezeichnet, d. h. in ihrer Innen- und Außenwirkung mit der vollständigen Vernichtung der letzten russischen Flotte 1905 verglichen.²⁰

Außer der von Nußbaum festgestellten gattungsmäßigen Besonderheit ist 1923 der erst 10 Jahre zurückliegende Fall Beilis längst auch ein

¹⁷ Lindemann (wie Anm. 12) S. 183; Samuel (wie Anm. 12) S. 231–245: World and Domestic Reaction.

¹⁸ Samuel (wie Anm. 12) S. 232f.

¹⁹ Zitiert nach Samuel (wie Anm. 12) S. 243.

²⁰ Lindemann (wie Anm. 12) S. 191; Samuel (wie Anm. 12) S. 252.

Erkenntnis-Modell gegenwärtiger aktuellster Ereignisse: vor allem der in den östlichen Kleinstaaten und in Rußland seit 1918 prekären, oft aussichtslosen Lage der Juden.²¹ Im Einzelschicksal scheint das Schicksal vieler Einzelner und das Schicksal der Ostjuden überhaupt auf. Im

²¹ Die antisemitische Agitation beabsichtigt und erreicht – wie im Fall Beilis – in den ersten Nachkriegsjahren die Aufhetzung von Gruppierungen, Verbänden, Parteien oder ganzer Volksschichten mit latent judenfeindlicher Haltung, wobei die nationalistische Einstellung staatlicher Organe und Institutionen (Armee, Polizei, Justiz) eine oft führende Rolle spielt. Die erlogenen Verbrechen mit ihren Folgen bis zum Pogrom und die Prozesse gegen die behaupteten oder tatsächlichen Täter zeigen dabei durchweg dasselbe (präfaschistische) Muster. Die Blutbeschuldigung wird dabei geradezu nach Bedarf verwendet, kombiniert oder ersetzt mit der Behauptung, der Jude sei antipatriotisch, linksradikal, bolschewistisch, rassisch fremd, parasitär, minderwertig, abartig etc. –

So läuft z.B. seit 1915 in Deutschland die nicht endende Kampagne völkischer Kreise, die Juden drückten sich landesverräterisch vor der Pflicht zur Verteidigung, was nach dem Krieg Ludendorff und sein Umfeld im Zusammenhang der sogenannten Dolchstoßlegende wiederholen; zu den Ergebnissen des vergifteten Klimas gehören dann zahlreiche von der Justiz nicht oder kaum geahndete Morde (wie etwa die durch Reichswehr-Angehörige oder Rechtsradikale an Eisner, Rosa Luxemburg, Landauer, Rathenau. Dazu u. a.: Horst-Helmuth Knütter, Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1971; Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 4, München 2003, S. 128–134, 495–506.) –

So leben z. B. in Polen, das gerade wieder zu nationaler Selbständigkeit gefunden hat, die Juden in ständiger Lebensgefahr, weil die Propaganda sie als dem Nationalstaat feindliche (den Deutschen oder den Russen hörige) Fremdkörper hinstellt; oder es werden 1919 von der nationalistischen Ukrainischen Demokratischen Republik, die für kurze Zeit aus dem zerfallenen Zarenreich gegen das judentolerante rote Rußland erstanden ist, die schlimmsten Greuel gebilligt (mit über 70 000 Ermordeten und mehreren 100 000 Ausgeraubten, Verletzten, Vergewaltigten). (Dazu u. a. Ettinger [wie Anm. 12] S. 204f., 278–289; Elbogen [wie Anm. 12] S. 444–458.) Kein Jude, auch wenn er nur am Rande der gegenwärtigen Geschichte des Judentums lebte, konnte von solchen Ereignissen und Folgen (von denen überall berichtet wird) nichts wissen und von ihnen unberührt bleiben. –

Eine Ausnahme unter den Staaten im Osten ist die Tschechoslowakei; sie gestand den Juden Gleichberechtigung und Gleichstellung mit anderen Minderheiten zu, wenn auch weniger aus Judenfreundlichkeit, als um sie von den Deutschen zu trennen, denen sie überwiegend zugehörten, damit durch sie nicht die als gefährlich stark empfundene deutsche Minderheit vergrößert würde. Ausschreitungen wurden in der CSR verhindert oder rasch eingedämmt. Um die furchtbare Not der Ostjuden in ihrer bisherigen Heimat und auf der Flucht zu mildern, konnte denn auch hier die Gründung der »Jüdischen Welthilfskonferenz« 1920 in Karlsbad stattfinden, die 1921 zum internationalen »Vereinigten Komitee für jüdische Auswanderung« führt. –

Kafka selbst hatte in Prag Mitte November 1920 Ausschreitungen gegen deutsch-jüdische Einwohner und Einrichtungen mitbekommen: »Die ganzen Nachmittage bin ich jetzt auf den Gassen und bade im Judenhaß. ›Prasivé plemen‹ [Räudige Rasse] habe ich jetzt einmal

Fall Beilis – auch mit dem von der Weltöffentlichkeit erzwungenen positiven Ausgang des Prozesses sowie darin, daß Beilis auswandern mußte²² – spiegeln sich Geschichte und Gegenwart des Judentums, wie sie sich für Kafka und seine Zeitgenossen zeigten.

Wenn Kafka eine Darstellung des Falles beschäftigte, weil er ihm als nicht vergangen erscheinen mußte, befand er sich in völligem Gleichklang mit dem jungen Berliner Verlag Die Schmiede. Überall dort, wo sie mit eingeschränkten Rechten lebten – und das war außer in den Vereinigten Staaten lediglich in den west- und mitteleuropäischen Staaten nicht mehr der Fall –, und dies auch noch entgegen den völkerrechtlichen Bestimmungen in den meisten der seit 1918 neu entstandenen Staaten im Osten, waren die Juden »Außenseiter der Gesellschaft«. Aber selbst in den west- und mitteleuropäischen Staaten wurden sie trotz Emanzipation und Assimilation von der neuen nationalistisch-rassistischen Bewegung des Antisemitismus als »Außenseiter« behandelt. Die Art und Weise, auf die man ihnen negative Verhaltensweisen nachsagte, hatte auch hier Tradition. Wider jedes bessere Wissen, über das man längst verfügte, noch immer zu verbreiten, die Juden brauchten für das Passah-Ritual das Blut christlicher Kinder, war ein »Verbrechen der Gegenwart« an den jüdischen Mitbürgern – ein Paradigma all der Lügen, die seit dem Mittelalter zur Begründung von Verfolgungen gedient hatten und dann unter den Nazis zum größten Verbrechen des 20. Jahrhunderts führten.

Daß der Fall Beilis seine Aktualität behält, nicht zuletzt wegen der nach dem Krieg im Gebiet des ehemaligen Zarenreichs wieder wütenden Pogrome, bezeugt u. a. die Veröffentlichung von Mendel Beilis' Bericht zunächst auf jiddisch (1925), dann englisch (New York 1926): »The Story of My Sufferings«. Durch seine Merkmale – Fall-Geschichte, Staats-Affäre, kriminalpsychologische Besonderheit, Modell-Charakter, Aktualität – zeigt das von Dora überlieferte Thema Kafkas mehr als bloße Nähe zu einem zentralen Programm des Verlags Die Schmiede: Es fügt sich ihm nahtlos ein.

die Juden nennen hören. [...] Gerade habe ich aus dem Fenster geschaut: berittene Polizei, zum Bajonettangriff bereite Gendarmerie, schreiende auseinanderlaufende Menge und hier oben im Fenster die widerliche Schande, immerfort unter Schutz zu leben« (Briefe an Milena [Gesammelte Werke], ed. Jürgen Born/Michael Müller, Frankfurt a. M. 1983, S. 288).

²² Beilis war wegen zahlreicher Drohungen 1914 nach Palästina und, als er da keine Lebensbasis fand, 1922 in die USA emigriert.

3 Der Verlag Die Schmiede; Programme und Autoren

Der erst Ende 1921 gegründete, seit Mitte 1922 öffentlich arbeitende Verlag Die Schmiede²³ publizierte einen größeren Teil seiner Produktion in Reihen. Eine dieser Reihen, »Romane des XX. Jahrhunderts«, mußte sich mit einigem Geschick und brauchbaren Verbindungen des Verlags fast von selber fortsetzen, zumal sie unter ihrem Titel erzählende Dichtung verschiedenster Art begreifen wollte und damit Publikationen vom umfangreicheren Roman (wie es 1925 Kafkas »Prozeß« mit etwas über 400 Seiten sein wird) bis zur Vereinigung weniger Geschichten (wie etwa der 1924 unter dem Titel »Ein Hungerkünstler« gesammelten mit knapp 90 Seiten) aufnehmen konnte.²⁴

Ganz andere waren die Voraussetzungen für ein nicht offenes, sondern thematisch und formal geschlossenes Unterfangen, das man als Sachbuch-Reihe bezeichnen kann. Sie verlangte vom Verlag im Einzelnen und Ganzen gezielte Vorarbeit, schon allein, weil Sachkenntnis und schriftstellerisches Vermögen oft nicht zusammengehen. Sollte eine solche Reihe nicht in den Anfängen stecken bleiben, mußte schon geraume Zeit vorher die bindende Zusage nicht weniger Autoren vorliegen, deren Name und wohl auch doppelte Qualifikation ein baldiges Gelingen garantierte. Es ist die Rede von dem Projekt der Schmiede, das 1924 mit Alfred Döblins Studie über den Berliner Fall »Klein/Mable«²⁵ und drei weiteren Bänden eröffnet wurde: Egon Erwin Kischs »Der Fall des Generalstabschefs Redl«, Eduard Trautners »Der Mord am Polizeiagenten Blau« und Ernst Weiß' Bericht über den sensationellen »Fall Vukobrancovics«, eine Giftmischerin, die in Wien im Dezember 1923 verurteilt wurde. Die Darstellung Aufsehen erregender, die Zeitgeschichte bezeichnender Ereignisse hatten z. B. auch Arnolt Bronnen, Willy Haas, Kurt Kesten (»Der Hitler-Ludendorff-Prozeß«), Leo Lania (»Der Moskauer Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre 1922«), Karl Otten, Joseph Roth und René Schickele zugesagt. Die Reihe erschien

²³ Siehe: Frank Hermann/Heinke Schmitz, Der Verlag Die Schmiede 1921–1929. Eine kommentierte Bibliographie, Morsum 1996.

²⁴ Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) S. 35 f., S. 56.

²⁵ Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord; nachweislich eine Auftragsarbeit des Verlags, siehe Döblin, Briefe [I] (Ausgewählte Werke) ed. Heinz Graber, Olten 1970, S. 126.

unter dem Doppeltitel »Außenseiter der Gesellschaft. Die Verbrechen der Gegenwart«.²⁶

Rudolf Leonhard, Ende 1922 als Lektor verpflichtet und umgehend der eigentliche literarische Leiter des Verlags, hatte erkannt, daß die große Zeit des Expressionismus vorbei war und wie schwer sich die Verlage mit dessen Literatur taten, und suchte deshalb nach neuen Wegen. Sein Unterfangen wurde damit ein wesentlicher Beitrag zur Überwindung des Expressionismus und Wegbereiter neorealistischer Tendenzen, der Neuen Sachlichkeit in der Literatur, und wurde denn auch von Zeitgenossen verstanden als

der erste Schritt zur Einführung der *grande reportage* [...] in großem Maßstabe in Deutschland [...]. Die Reihe, in der Deutschlands beste Journalisten [...] vertreten sind, hat heute schon merkliche Wirkung auf deutsche Intellektuelle geübt.²⁷

Ihre rasche Durchführung in den Jahren 1924 und 1925 mit 14 Bänden lassen auf eine zeitige Vorplanung spätestens seit Sommer 1923 schließen – Döblins Manuskript lag im April 1924 druckreif vor.²⁸ Leonhard selbst zeichnete als Herausgeber der Reihe; und seine Pläne mit ihr gingen sichtlich weit über die dann publizierten Bände hinaus. Für kein anderes Unterfangen des Verlags ist eine auch nur annähernd ähnlich umfangreiche Planung und ihre Präsentation durch Werbung nachweisbar: Verlagsanzeigen der Jahre 1924 und 1925 kündigten für diese Reihe weitere 22 Titel von 19 verschiedenen Autoren an.²⁹ Sie muß also ein Kernstück des Verlags gewesen sein, ein Beispiel dessen, was Leonhard durch ihn gestalten wollte. In einem Brief an Alfons Paquet, den er gerne als Autor gesehen hätte, sagt er, diese »Sammlung von Darstellungen von Kriminalfällen, in der Art Pitavals,« unterscheide sich

von sämtlichen früheren Sammlungen dieser Art dadurch [...], daß je ein Autor für einen Fall ein ganzes Bändchen erhält, und daß die besten Autoren

²⁶ Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) S. 33, S. 101–104.

²⁷ Rudolf Förster, *Deutschland im Spiegel seiner Verleger. Die Schmiede AG. Die Neue Bücherschau*, Berlin 1927, S. 173f.; zitiert nach: Frank Hermann/Heinke Schmitz, *Avantgarde und Kommerz. Der Verlag Die Schmiede [...]*, Börsenbl. f. d. Dt. Buchhandel, Nr. 94/1991, S. B/135.

²⁸ Vgl. Döblin, Briefe (wie Anm. 25) S. 125.

²⁹ Insgesamt 30 nicht erschienene, in Verlagsanzeigen angekündigte Reportagen; vgl. Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) S. 101–104.

der Gegenwart auf Grund des Materials, das die juristischen und sonstigen Sachverständigen übergeben, die Bearbeitung übernehmen

und spricht von den »Möglichkeiten«, dem »Wert« und der »Bedeutung eines solchen Unternehmens«. ³⁰

Zwar war die Reihe dann weniger erfolgreich als kalkuliert und wurde nach 1925 nicht weitergeführt (fand allerdings 1927 noch eine Art Fortsetzung in den »Berichten aus der Wirklichkeit«), ³¹ 1923 stand sie jedoch zweifellos im Zentrum der verlegerischen inhaltlichen Absicht, werbenden Bemühung und finanziellen Erwartung. Hier Kafka gewinnen zu können, einen Autor und Juristen mit langjähriger Berufserfahrung, mußte Leonhard hochwillkommen sein. Deshalb ist es völlig unwahrscheinlich, daß während Kafkas Besuch im Juli 1923 nicht gerade darüber gesprochen und verhandelt worden ist – vielleicht hatte damals »Leonhard während des Diktierens ein Glas Pschorr vor sich stehn« ³² –, mit dem Ergebnis des ersten (inhaltlich nicht bekannten) Vertrags. Wenn die Reihe als eine Art »neuer Pitaval« geplant war, als was sie auch Tucholsky gewiß aus nächstem Kontakt mit Leonhard begrüßte, ³³ dann mußte der Verlag Wert darauf legen, in ihr auch den Ritualmord-Prozeß in seiner neuen Ausprägung und als jüngste Gattung des Kriminalprozesses zu berücksichtigen, deshalb Kafkas Interesse am Fall Beilis wie daran, »aus seiner juristischen Vorbildung etwas für sich herauszuschlagen« ³⁴ sofort aufgreifen.

³⁰ Vom 2. August 1924, teilveröffentlicht in Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) S. 11f.

³¹ Wohl schon von Leonhard, der Ende 1926 die Schmiede verließ, auf den Weg gebracht, jetzt ediert von Eduard Trautner, erschienen kurz vor dem Ende des Verlags noch 6 Bände, beginnend mit Kischs »Kriminalistischem Reisebuch«; außer von Trautner und Leo Lania, die wie Kisch auch schon zu den »Außenseitern der Gesellschaft« beigetragen hatten, »Berichte« von P. M. Orlan (mit Vorwort von Lania), Joseph Roth und Hans Siemsen.

³² So wird sich Kafka auf einem »Gesprächsblatt« seiner letzten Tage an den Verhandlungspartner von 1923 und 1924 erinnern; Brod (wie Anm. 6) S. 180.

³³ Vgl. Kurt Tucholsky, Gesammelte Werke in 10 Bänden, ed. Mary Gerold-Tucholsky/Fritz J. Raddatz, Reinbek 1975, Bd. 4, S. 59. Außer Beiträgen in der 1926 übernommenen Zeitschrift »Das Stachelschwein« erschien 1927 in der Schmiede auch sein »Pyrenäenbuch«.

³⁴ Vgl. das als Motto vorangestellte Zitat aus dem Tagebuch von 1914.

4 Persönlich aneinander gebundenes Streben

»Das ist ein großer Namen unter den neuen deutschen Romanschriftstellern« soll Kafka über Alfred Döblin gesagt haben.³⁵ Jedenfalls erscheint dessen Studie zu einem Berliner Prozeß vom März 1923 als erster Band der Reihe »Außenseiter« noch 1924: »Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord«. Und eben jetzt hatte Döblin seine vorher ablehnende Haltung gegenüber dem Judentum mit seinen zionistischen Zielen aufgrund des latenten Antisemitismus revidiert, der in Berlin wiederholt zu Ausschreitungen geführt hatte und nun zu Beginn des November 1923 in pogromartigen Vorfällen in jüdischen Wohnvierteln gipfelte.³⁶ »Damals«, erinnert sich Döblin,³⁷ »luden Vertreter des Berliner Zionismus eine Anzahl Männer jüdischer Herkunft zu Zusammenkünften ein, in denen über jene Vorgänge, ihren Hintergrund und über Ziele des Zionismus gesprochen wurde«; auch wenn er die vorgeschlagene »Fahrt nach Palästina« als »ihm fremd« ablehnte, fühlte er sich gedrängt, »eigentliche« Juden kennen zu lernen, und fand sie auf seiner Reise ins Ostjudentum vom September bis November 1924. Keine Frage, das hier entstandene Buch »Reise in Polen« hätte ebenso gut in der Schmiede erscheinen können. Nicht von ungefähr wird Joseph Roth – von dem in der Schmiede vor den Essays »Juden auf der Wanderschaft« (1927) schon 1924 zwei Romane erschienen waren (»Hotel Savoy« und »Die Rebellion«) – diese sehr private Entdeckung Döblins einmal im Gegensatz zu anderen Kritikern als »Reise zu den Juden« rückhaltlos loben.³⁸

Das Beispiel Döblins mit der Planung und Entstehung von zwei »Sachbüchern«, die ihren Grund in Berliner Ereignissen haben, sowie die Kontakte zwischen einer Reihe Kafka z. T. sogar nahe befreundeter Beiträger der Schmiede machen entsprechende Wirkungen wahrscheinlich; seine Apostrophierung Berlins als »wilder« Stadt³⁹ mag auch in solchen Erfahrungen begründet sein. In der Tat sind die meisten Mit-

³⁵ Gustav Janouch, Gespräche mit Kafka, Frankfurt a. M. 1968, S. 130.

³⁶ Vgl. Alfred Döblin, Schicksalsreise (Ausgew. Werke), ed. Anthony W. Riley, Olten 1993, S. 428.

³⁷ Schicksalsreise (wie Anm. 36) S. 132.

³⁸ Vgl. Alfred Döblin, Reise in Polen (Ausgew. Werke), ed. Walter Muschg / Heinz Graber, Olten 1968, S. 367 f.

³⁹ Kafka Br, S. 470.

arbeiter der Schmiede jüdischer Herkunft und ist jedem die marxistische Denkweise vertraut. Kafka – mit sozialistischen Vorstellungen, kritisch gegenüber dem assimilierten Westjudentum, positiv eingestellt zu einem aus ostjüdischem Leben sich erneuernden Judentum – mußte sich über die Schmiede eingebunden fühlen in einen Kreis ähnlich Denkender und nach Gleichem Strebender. Es soll damit nicht behauptet sein, er habe etwa Döblins Entwicklung und Selbsterfahrung als Jude durch das Ostjudentum oder die Publikationen von Freunden und Bekannten oder die umfänglichen Planungen der Schmiede trotz der darüber außer Frage stehenden Orientierungen durch Leonhard zur Gänze wahrgenommen, wohl aber: daß es auch ihm bei aller Zurückgezogenheit seines Daseins nicht möglich gewesen sei, von dieser Gegenwart unberührt zu bleiben.⁴⁰ Er konnte sich diesem Geschehen und solchen Einwirkungen ebenso wenig entziehen wie der Instabilität der deutschen Mark.

Anläßlich einer Bitte um Beiträge hatte Kafka einmal gegenüber Max Brod festgestellt:⁴¹

Wenn mir eine Zeitschrift längere Zeit hindurch verlockend schien [...], [so] deshalb weil sie mir [...] aus einem Feuer einer gewissen persönlichen Verbundenheit hervorzugehen schien. Zeichen eines persönlich aneinander gebundenen Strebens, mehr kann vielleicht eine Zeitschrift nicht sein.

Zweifellos gilt dies für Kafkas Haltung seit jeher und gegenüber jedem Publikationsforum, trifft zu für seine Mitarbeit am »Hyperion« Franz Bleis wie an der »Arkadia« der Prager und ihrer Freunde, wie am Verlag Kurt Wolff und seinen Organen, dem »Juden« Martin Bubers oder der zionistischen »Selbstwehr« – und jetzt auch für seine Einstellung zu Leonhards Verlag Die Schmiede. Unter dessen Autoren befanden sich ebenso alte Prager Freunde und Bekannte wie zahlreiche Autoren des Verlags Kurt Wolff, der inzwischen den Elan seiner frühen Jahre völlig verloren zu haben schien, und die jetzt in einem jungen, fähigen und allem nach finanzstarken Verlag ihre Zukunft sahen, wie er sich ihnen hier

⁴⁰ Z. B. äußert sich Döblin seit 1920 zu jüdischen Themen, so in der »Neuen Rundschau« und im »Prager Tagblatt« (Dezember 1921: »Deutsches und Jüdisches Theater«, Januar 1922: »Theater«), und Kafka hat es (wie weitere Beiträge Döblins in dieser Zeitung) wahrscheinlich gelesen.

⁴¹ Kafka Br, S. 196.

repräsentierte. Leonhard verstand es, namhafte, politisch engagierte, gesellschaftskritische, linksorientierte und sozialistische Schriftsteller, viele jüdischer Herkunft, zu gewinnen. Der Verlag und seine Autoren werden denn auch der Kern der sich noch 1924 begründenden »Gruppe 1925«, in welcher sich, von Leonhard inspiriert, die linksdemokratische literarische Kultur der deutschen Metropole in ihrer großen Zeit sammelte.⁴²

In solcher Umgebung, die sich 1923 für Kafka in den von der Schmiede mit bisherigen Veröffentlichungen übernommenen Autoren (wie etwa des Roland-Verlags mit einem halben Dutzend früheren Beiträgern des »Jüngsten Tages«) und neu veröffentlichten Autoren darstellte (Karel Čapek, Otto Flake, Willy Haas, Walter Hasenclever, Georg Kaiser, Rudolf Kayser, Heinrich Mann, Ernst Weiß, Alfred Wolfenstein) und nicht zuletzt auch jenen, mit denen sie allem nach schon Verträge abgeschlossen hatte, wovon ihm Leonhard erzählt haben wird (Döblin, Iwan Goll, Arthur Holitscher, Egon Erwin Kisch, Karl Otten, Joseph Roth, René Schickele, Carl Sternheim), konnte sich Kafka wohlfühlen. Das moderne und sozialistische Programm kam offensichtlich aus dem »Feuer einer gewissen persönlichen Verbundenheit« ihrer Mitarbeiter; ja schon die Verbindung zur Schmiede ist daraus zustande gekommen. Nicht wenige der Genannten, wie auch Leonhard selbst, waren Beiträger von Kurt Wolffs »Jüngstem Tag« und den kriegskritischen »Weißen Blättern« unter Schickeles Herausgeberschaft. Von Rudolf Kayser – dem Redakteur der »Neuen Rundschau«, der vor einem Jahr den »Hungerkünstler« veröffentlichte – hatte die Schmiede für 1923 die Essays »Zeit ohne Mythos« im Programm. Ebenso noch 1923 erschienen von Willy Haas »Prosaschriften«: »Das Spiel mit dem Feuer«, die Kafka kannte,⁴³ überdies sollte Haas für die »Außenseiter« den »Fall Groß« bearbeiten. Von Weiß erschienen hier 1923 die erste Fassung der »Feuerprobe« und die Tragikomödie »Olympia« und dann 1924 neben der Reportage in den »Außenseitern der Gesellschaft« auch die Erzählung »Daniel«. Haas und Weiß, beide seit längerem in Berlin installiert, hatten vieljährige, meist freundschaftliche Beziehungen zu Kafka. Sehr deutlich ist jetzt

⁴² Vgl. Klaus Petersen: Die »Gruppe 1925«. Geschichte und Soziologie einer Schriftstellervereinigung, Heidelberg 1981.

⁴³ Jürgen Born, Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis, Frankfurt a. M. 1990, S. 207.

gerade der Kontakt zu Weiß und sein Einfluß; dieser besucht ihn schon kurz nach der Übersiedlung⁴⁴ und schenkt ihm ein Exemplar seines ersten Buchs in der Schmiede, einen Luxusdruck der Erzählung »Die Feuerprobe«, ⁴⁵ die Kafka »prachtvoll« finden wird.⁴⁶

5 Berlin – Palästina

Die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches war seit der Entstehung Groß-Berlins der Traum jedes »modernen« Künstlers und »fortschrittlichen« Menschen im deutschsprachigen Raum und Gegenbild zu Wien geworden. Karl Kraus' Vergleich war schon 1908 zugunsten Berlins ausgefallen als einer Stadt, die den Menschen schneller zu sich selbst führt. »Auf das »Fahr mer Euer Gnaden?« gibt's nur mehr die Antwort: Nach Berlin!«, ironisierte er in der 246. Fackel.

Und in den Jahren nach dem Weltkrieg war zu erkennen, daß das neue Deutsche Reich, die sogenannte Weimarer Republik – wobei allein schon das Attribut »Weimar« für Kafka besten Klang hatte – trotz aller Morde und Ausschreitungen als Staat judenfreundlich und der jüdische Anteil in führenden Positionen quantitativ und qualitativ außerordentlich hoch war. Keinem nicht-reichsdeutschen Juden, dessen Blick als der eines deutschsprachigen Schriftstellers automatisch auf den großen Nachbarstaat gerichtet war, konnte dies, wie er sich u. a. in Namen wie Eisner, Haase, Landauer, Liebknecht, Luxemburg, Preuß, Rathenau zeigte, verborgen bleiben. In der Tat hatten jetzt die Juden in Deutschland die absolute Gleichberechtigung erhalten, eben über das preußische Edikt von 1812 hinaus auch den selbstverständlichen Zugang zu obrigkeitlichen Ämtern, die ihnen noch ein Bismarck und Wilhelm II. vorenthalten hatten.

Freilich ist Kafka nichts ferner als Franz Werfels Einschätzung Berlins als der »wüste Geltungstraum eines weltfremden überspitzen Juden von

⁴⁴ Kafka Br, S. 449.

⁴⁵ Erster Druck der Officina Fabri (675 numerierte Exemplare mit 5 Original-Radierungen Ludwig Meidners). Daraus entsteht der 1929 im Propyläen-Verlag erschienene Roman gleichen Titels.

⁴⁶ Kafka Br, S. 474.

dem, was er für modern und radikal hält: im Wirtschaftlichen und in der Kunst!«⁴⁷ Kafkas Blick nach Berlin ist spätestens seit 1912 immer voll der Hoffnung, mit Berlin ganz zu sich selbst zu kommen, nur bei sich zu sein, auszubrechen aus dem selbstverschuldeten Gefängnis Prags, des Berufs, der elterlichen Familie und jetzt auch der Krankheit; inzwischen freilich nur noch gleichsam im Flug: ikaridisch, denn »in die Fläche«, wie er Robert Klopstock gegenüber formuliert,⁴⁸ sah er keine Möglichkeit mehr. Die Einmauerung in eine immer kleiner werdende, bis zum Zimmer, zum Bett, auf eine einzige Körperlage sich verengende Insel schien ihm gewiß.⁴⁹ Das Bild der »Fläche«, das den Flug des Dädalus und Ikarus gerade noch erkennen läßt, enthält schon den Absturz, meint jedoch vorerst Glück und Gelingen der Flucht.

Auf Äußerungen Brods über dessen Berlin-Aufenthalt Ende 1920

»Aber Berliner sein Leben lang – das ist das Wunder«,⁵⁰ antwortete Kafka:⁵¹

Übrigens schreibst Du von einer Übersiedlung nach Berlin noch nichts. Und merkwürdig ist auch an der berliner Lockung, daß dich die Intensität dort lockt, daß Du aber zu fühlen scheinst, Dein Prager Leben ließe sich nicht berlinisch intensivieren, sondern müßte ein Berlinerisches Leben werden ganz und gar. Aber vielleicht hast Du in Berlin gar nicht den Befehl gehört, nach Berlin zu kommen, sondern nur, aus Prag fortzugehen.

Was ihm für Brod bloße »Lockung«, ist für ihn selbst das Äußerste an »Versuchung« und deshalb nur im Bild der Versuchung Jesu in der Wüste faßbar:

Glaubst Du, daß mir bei Deinem Brief *nicht* heiß wird? Und die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit würde ich zwar, wenn man mir sie anbieten würde, auch nicht bekommen, aber nicht weil ich nicht nachgeben würde, sondern weil ich vor Gier schon beim Hinunterspringen mich totschlagen würde. Hat mich denn von Berlin etwas anderes abgehalten als große Schwäche und Armut, die das »Angebot« verhinderte, aber niemals mich verhindert hatte, dem »Angebot« zu erliegen. Mit allen Fäusten wäre ich losgegangen, Du kennst meinen Ehrgeiz nicht.

⁴⁷ Briefe der Expressionisten, ed. Kasimir Edschmid, Frankfurt a. M./Berlin 1964, S. 16 (Brief an Paul Zech, 7. 10. 1926).

⁴⁸ Kafka Br, S. 394 (Mitte Juli 1922).

⁴⁹ Kafka Br, S. 386 (5. Juli 1922 an Brod).

⁵⁰ Briefe der Expressionisten (wie Anm. 47), S. 62f.

⁵¹ Kafka Br, S. 284.

Obschon sich ihm selbst seit ein paar Jahren neben Berlin wiederholt Palästina als »Lockung« gezeigt hatte und er sich sogar darauf vorbereitete wie auf eine Tatsache, auch wenn er hinter ihr »absolute Unmöglichkeit« anstehen mußte,⁵² gab es jetzt schon vor der endgültigen Fahrt im September 1923 keinerlei Zweifel mehr: »Angesichts der Berliner Möglichkeiten wäre es [Palästina] aber nicht einmal dringend«.⁵³ Berlin ist keineswegs eine »Ersatzlösung«.⁵⁴ Die so weit im Osten liegende deutsche Hauptstadt – und ebenso die österreichische (die Kafka einmal als möglichen späteren Aufenthaltsort erwähnt⁵⁵) – zählte in diesen Jahren mehr als doppelt so viel jüdische Einwohner und Einwanderer als Palästina; hier befand sich die größte jüdische Bevölkerungskonzentration des Reiches. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gehörte Berlin mit etwa 150 Tausend Juden unter die sechs europäischen Städte mit der stärksten jüdischen Bevölkerung; jetzt zählte es um 170 Tausend Juden, wozu schon 1919 noch etwa 50 bis 60 Tausend Ostjuden kamen; 1925 liegt es bei 15 Städten auf der ganzen Welt mit über 100 Tausend Juden an neunter Stelle.⁵⁶ Kafka war sich dessen bewußt: Berlin, das vermochte tief ins Judentum zu führen. So ruft er Ende Juli 1923 nach einer Evokation der Müritzer Kolonie des Jüdischen Volksheims Berlin mit ostjüdischen Kindern – »Die Kolonie, die Kolonie dieser jungen Menschen!« – dem Freund Klopstock zu: »Anders muß man leben, als wir dort [in Prag] [...], fortgehn z. B. in die schmutzigen Berliner Judengassen«,⁵⁷ und fragt kurz darauf: »Hätten Sie Lust nach Berlin zu übersiedeln? Näher, ganz nahe den Juden?«⁵⁸

Beide Äußerungen zeigen, daß sein eigener Entschluß für Berlin, wenn auch noch ohne Termin, schon gereift ist.

⁵² Kafka Br, S. 438 (an Else Bergmann, Juli 1923).

⁵³ Kafka Br, S. 445 (an Robert Klopstock, 13. Sept. 1923).

⁵⁴ So Hartmut Binder, Kafkas Hebräisch-Studien. Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 11 (1967), S. 549.

⁵⁵ Kafka Br, S. 459.

⁵⁶ Ruppín (wie Anm. 11) nennt (S. 115–118) für 1910 144 Tausend, für 1925 173 Tausend Berliner Juden; Prag zählt zur gleichen Zeit 32 Tausend Juden. Über die zugewanderten Ostjuden und ihre unsichere Anzahl siehe Knütter (wie Anm. 15), S. 80f. 1922 lebten in Palästina 83 Tausend Juden (Elbogen [wie Anm. 12] S. 538).

⁵⁷ Kafka Br, S. 438.

⁵⁸ Kafka Br, S. 441 f.

Die Bereitschaft, sich vom ostjüdischen Geist erfassen und entzünden zu lassen, der schon einmal und wohl der mächtigste Impuls der seit 1910 sichtbar werdenden Entwicklung gewesen war mit weiterhin in die Tiefe wirkendem Antrieb und seitdem gespeist aus vielerlei Begegnungen und Ereignissen – auch das hatte ihn diesem Thema wieder genähert. Palästina als nationale Heimstätte war die zionistische Folgerung und Forderung aus der gesamteuropäischen Erscheinung des alten und des neuen Antisemitismus.⁵⁹

Nahe liegt anzunehmen, der Ritualmord-Prozeß Beilis und sein Wissen um die Lage der Juden im Osten hätten sich Kafka eben durch die Begegnung mit Dora erneut und bedrängend vergegenwärtigt. Dora stammte aus einer orthodox-chassidischen Familie aus der Nähe Warschaus und war, wie schon nach Beginn des Weltkriegs so viele Ostjuden, wegen des russischen und polnischen Terrors nach Westen geflüchtet, wo man sich vor Verfolgungen sicher wähnte. Neben den Erfahrungen Doras werden auch die jüngsten antisemitischen Ereignisse in Berlin Kafkas Aufmerksamkeit auf die ihn schon früher erschütternden Sachverhalte gelenkt haben. Selbst in Böhmen hatten ja noch vor wenigen Jahren Pogromgefahren bestanden,⁶⁰ als sich der tschechische Nationalismus gegen die für deutschfreundlich gehaltenen Juden wandte; nur die energische Haltung Masaryks – dessen Einstellung seit seiner zeitweilig verbotenen Schrift zur Wiederaufnahme des Polnaer Prozesses bekannt war – und der Regierung der neuen Republik erstickten schon im Keim Ausschreitungen, wie sie in den östlichen Nachbarländern mit Billigung der staatlichen Stellen fast üblich wurden.⁶¹

Schon 1916 hatte ein zeitgenössisches Drama Kafka aufs tiefste erregt:⁶²

Letzthin habe ich ›Ritualmord in Ungarn‹, eine [jüdische] Tragödie [in 5 Aufzügen, Berlin 1914, von Arnold Zweig] gelesen; sie ist in den überirdischen Szenen [dem von Zweig Hinzuerfundenen] so angestrengt und schwächlich, wie ich es nach dem, was ich von Zweig kannte, erwartet habe. Die irdischen

⁵⁹ Zu Literatur über Kafkas Judentum siehe meine Zusammenfassungen in: Kafka 1990 (wie Anm. 9), u. a. S. 28, 106–109, 121, 152–154.

⁶⁰ Brod, Autobiographie (wie Anm. 7) S. 223f.; Briefe an Milena (wie Anm. 15) S. 288.

⁶¹ Siehe dazu Teil 2, Anm. 21 (3.–5. Abschnitt).

⁶² Kafka F, S. 735f.

Szenen dagegen haben bezwingendes Leben, es stammt wohl zum großen Teil aus den großartigen Akten des Processes. Immerhin, sondern läßt [es sich] bis ins Einzelne kaum, er hat sich mit dem Proceß verbunden und steht jetzt in seinem Zauberkreis.

Nicht die Gestaltung oder der Autor, einzig das Thema hat ihn also angezogen; und die Energie des lebendigen Geschehens kommt ihm aus den »Akten des Processes« derart unmittelbar entgegen, daß eine poetische Gestaltung es so wenig zu potenzieren vermochte wie die minderrangige es verringern konnte. Ja, der »Zauberkreis« des reinen Geschehens ist so stark, daß Kafka nun sogar den vermittelnden Autor »anders als früher« sieht. Die Frage der Darstellung erledigt sich, die Macht und Magie des Faktischen zielen auf seine bloße Wiedergabe, auf den Bericht, in dem sie am mächtigsten bleiben. Schließlich zeigen noch zwei weitere Sätze, wie Kafka tatsächlich selbst in den »Zauberkreis« hineingezogen wurde und sich nun völlig mit den Verfolgten identifiziert:

Bei einer Stelle mußte ich zu lesen aufhören und mich auf das Kanapee setzen und laut weinen. Ich habe schon seit Jahren nicht geweint.⁶³

Wenn sich Kafka in Berlin aus persönlichem Betroffensein mit dem Fall Beilis beschäftigte, war das implizite Ergebnis natürlicherweise nationaljüdisch; sein Berlin-Aufenthalt war insofern – wie auch die Ostjüdin Dora als Lebensgefährtin – Teil seines ganz privaten »Palästina«.

6 Mit der vorläufigen Pension in Berlin

Jetzt, wo ernsthaft von Palästina nicht mehr die Rede sein durfte, kann Kafkas Intention, einmal nicht mehr völlig auf seine Pension angewiesen zu sein, ja auf sie ganz verzichten zu können,⁶⁴ nur meinen, daß er als deutscher Schriftsteller in Berlin seinen Lebensunterhalt zu verdienen hoffte, und das heißt vom Augenblick her gesehen: durch seine Arbeit für die Schmiede, mit der er schon im Juli einen Vertrag verabredet hatte.

⁶³ Übrigens erschien seit 1918 in Kafkas damaligem Verlag Kurt Wolff eine neue Ausgabe von Zweigs Tragödie unter dem Titel »Die Sendung Semaels« (1920 im 14.–19. Tsd.).

⁶⁴ Kafka O, S. 146 (vom 4. Okt. 1923).

Wenn er die »fürchterliche Angst« vor »jeder Veränderung«⁶⁵ – wie er 1922 anlässlich einer schon zugesagten Reise nach Georgental schreibt, die ihm »ein neues Stück Welt«, »zum ersten Mal seit acht Jahren wieder Deutschland«⁶⁶ bedeutete und deren Absage »eine schreckliche Steigerung«; daß er »aus Böhmen nicht mehr hinausfahren« dürfe – jetzt derart überwindet, ist dies neben Ottla⁶⁷ vor allem Dora zu danken, ebenso vielleicht schon der Entschluß zu einem Besuch der Schmiede.

Kafka übersiedelt freilich zum ungünstigsten Zeitpunkt nach Berlin: während der als Folge des sogenannten Ruhrkampfs immer maßloser sich steigernden Inflation, wie weltweit noch nie dagewesen und deshalb selbst für Ausländer mit einer stabilen Währung – wie es z. B. die tschechische Krone ist – äußerst schwierig zu bewältigen.⁶⁸ »Schlimm, schlimm. Es liegt aber Gerechtigkeit darin, mit dem Schicksal Deutschlands zusammenzuhängen, wie Du und ich«, stellte er Brod gegenüber fest, den enormen Anstieg der monatlichen Miete berichtend.⁶⁹

Zu dem »mit letzter Kraft erhaschten«⁷⁰ Entschluß, die »Berliner Möglichkeiten«⁷¹ zu ergreifen, hat schon im Vorfeld zweifellos Ernst Weiß beigetragen; Kafka wußte früh von dessen Verbindung mit dem trotz immer neuer Inflationsschübe offenbar zahlungsfähigen jungen

⁶⁵ Kafka Br, S. 382 (an Baum, 4. 7. 1922).

⁶⁶ Kafka Br, S. 383 (an Brod, 5. 7. 1922).

⁶⁷ Über Kafkas nahes Verhältnis zu Ottla siehe Hartmut Binder, Kafka und seine Schwester Ottla, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 12 (1968), S. 403–456. – Man darf annehmen, daß Ottla während der gemeinsamen Wochen in Schelesen (von Mitte August bis 21. September 1923), eingeweiht in den Verlagsvertrag und die Chance eines Lebens in Berlin mit Dora, den Bruder in seinen Plänen durchweg bestärkte, wenn nicht bedrängte, sie durchzuführen. Als Kafka, ohne »sich richtig zu verabschieden« nach Berlin gegangen ist, rät sie ihm auch ab, einen Abschied nachzuholen (Kafka O, S. 137–139, 210), gewiß in Sorge, bei einer wenn auch bloß als Besuch gedachten Rückkehr könne Prag ihn wieder festhalten.

⁶⁸ Wenn im Folgenden von Währungen, Werten, Löhnen u. dgl. die Rede ist, beziehe ich mich stets auf die ergiebigste und detailreichste Quelle, die vom Statistischen Reichsamt in Berlin herausgegebenen zweimal im Monat erschienenen Blätter »Wirtschaft und Statistik«, Jahrgänge 1922 bis 1924. – Einen Überblick zur Inflation gibt Bernd Sprenger, Das Geld der Deutschen. Geldgeschichte Deutschlands [...], 3. aktualisierte u. erw. Aufl. Paderborn 2002, S. 202–215.

⁶⁹ Kafka Br, S. 448f.; s. auch: O, S. 134. Vgl. Anm. 81.

⁷⁰ Kafka O, S. 137.

⁷¹ Kafka Br, S. 445.

Verlag⁷² und ließ sich von ihm auch über die Lebensumstände in Berlin orientieren.⁷³ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Kafkas Besuch bei der Schmiede weder auf Haas noch Brod, vielmehr auf Weiß' Berichte, seine Vermittlung oder gar sein Drängen hin erfolgte, hatte er ihn doch schon wiederholt bei Befreiungsversuchen, auch im Kampf um Felice, unterstützt und bestätigt noch nach Jahren,⁷⁴ er habe »niemals aufgehört, ihn Prag abspenstig zu machen«.

Schon immer war Berlin als Ziel identisch mit einem neuen Leben, mit der Beendigung der Arbeit als Beamter und mit dem Willen, sich dort seinen Lebensunterhalt als Schreibender zu verdienen. So wollte er sich im März 1914 aus »seinem gegenwärtigen Leben herausreißen«, wenn nicht durch Heirat, dann »durch Kündigung und Abreise« und »nach Berlin« gehen, »nicht wegen F. sondern wegen Berlin und seiner vielen Möglichkeiten [...] und Journalist oder sonst etwas ähnliches« werden, wenn nötig »sich im untersten Journalismus festhalten«.⁷⁵ Er fühlte sich in »Bureau« und Prag »verzweifelt wie eine eingesperrte Ratte«.⁷⁶ Dabei

⁷² Die Schmiede hatte Weiß für den kurzen Roman »Die Feuerprobe«, der als Luxusdruck in kleiner Auflage erscheinen würde, wohl noch im August 1922 »70–80 000 Mark« angeboten; siehe Kurt Wolff, Briefwechsel [...], ed. Bernhard Zeller/Ellen Otten, Frankfurt a. M. 1966, S. 381f. »Großzügig« jedoch (so Unseld [wie Anm. 3], S. 213, und Drucke: Apparat [wie Anm. 2] S. 389) ist dieses Angebot nicht und die Summe keineswegs (so Hermann/Schmitz [wie Anm. 23] S. 23) »erstaunlich«, lautet sie doch über die inflationäre, völlig instabile Mark (nicht wie bald üblich über die fiktive Größe »Goldmark«, der Reichsmark von 1913 entsprechend: 1 US-Dollar = 4,20 Goldmark/RM) und bedeutete deshalb nur für einen in derzeitigen Wirtschaftsfragen Unbewanderten einen höheren Wert. Die Schulden aus den Forderungen des Versailler Vertrags trieben die Staatsverschuldung schon bisher in die Höhe und damit auch Geld und Preise, und die Reichsregierung zeigte noch kein Interesse an einer Stabilisierung. Das Angebot verhiß deshalb zwar Ende August – im Übergang von der schleichenden zur galoppierenden Inflation – einen vielleicht für 8 Monate gerade noch hinreichenden Lebensunterhalt, gemessen am augenblicklichen Monatslohn eines Facharbeiters, dessen Wert auf rund 60 % des Lohns von 1913 gesunken war. Zum Datum des Briefs an Wolff (11. September) reichte diese Summe indessen kaum noch für 7, im Oktober gerade noch für 3 bis 4 Monate; und ein neuer Geldschein im Nennwert von 50 000 Mark hatte am Ausgabetag 19. November 1922 den Wert von lediglich 30 Goldmark. Nicht von ungefähr wirkte die Mitteilung dieses Angebots auf Wolff nicht als Druckmittel, wie Weiß gehofft hatte.

⁷³ Kafka Br, S. 418.

⁷⁴ Brod, Prager Kreis (wie Anm. 4) S. 114 (Brief an Brod vom 14. 9. 1937).

⁷⁵ Aus Briefen an Felice und Grete Bloch, F S. 535 und 551. Kafka wiederholt und variiert (den Adressaten angepaßt) damit das im Tagebuch schon Vorgesagte (vgl. das Motto).

⁷⁶ Kafka F, S. 649.

sei seine »stärkste Hoffnung« das »Aufgeben des Postens«.⁷⁷ Für diesen Fall und Heirat und Wegzug von Prag hatte er 1917 Kurt Wolffs Zusage »einer fortlaufenden materiellen Förderung« erhalten.⁷⁸ Sein Vertrauen in den Verlag Kurt Wolff war jedoch seit Kriegsende völlig erschüttert, wie das nicht weniger anderer Autoren auch, die deshalb schon zu konkurrierenden Verlagen gewechselt hatten.

Obwohl die Hyperinflation und die zusätzliche Teuerung die Preise inzwischen geradezu explodieren ließ, war Kafkas und Doras Unterhalt – bei sehr bescheiden-ärmlicher Lebensführung – relativ gesichert durch die vorläufige Pension von monatlich 1044 stabilen tschechischen Kronen,⁷⁹ unter der Bedingung freilich, daß sie möglichst geschickt und ad hoc in Mark transferiert wurden.⁸⁰ Und nachdem ab 15. November 1923 die neue Mark, die Rentenmark, sich schnell etabliert und stabilisiert und auf den Wert von rund 1 Goldmark eingestellt hatte (so daß sie schon bald durch die goldgedeckte Reichsmark abgelöst werden konnte), entsprach die Pension seit Ende Januar 1924 zunächst 120 bis 130 Rentenmark und damit etwa dem Monatslohn eines verheirateten Facharbeiters mit 2 Kindern.⁸¹

⁷⁷ BW, Wolff (wie Anm. 72), S. 43.

⁷⁸ Ebd., S. 44.

⁷⁹ Ab 1. Juli 1922 10 608 Kronen und ein jährlicher Teuerungszuschlag von 1920 Kronen; Kafka, *Amtliche Schriften*, ed. Klaus Hermsdorf/Winfried Poßner/Jaromir Louzil, Berlin 1984, S. 408.

⁸⁰ Die Schreiben nach Prag zeigen, daß nach anfänglichen Schwierigkeiten – er war mit wenig Bargeld (in Kronen) abgereist – Kafka schnell als günstigstes Verfahren erkannt hatte, Kronen durch Vertrauenspersonen nach Berlin bringen zu lassen, um sie hier nach Bedarf umzutauschen oder mit ihnen direkt zu bezahlen. Vgl. u a. Kafka O, S. 140f.; Kafka E, S. 35f., 59, 63; *Amtliche Schriften* (wie Anm. 79) S. 317–321.

⁸¹ Die Facharbeiterlöhne hatten wieder (vgl. Anm. 72) den Vorkriegsstand erreicht. – Bald nach der Währungsreform, seit Ende November 1923, dem Höhepunkt der Teuerung, begannen die Preise stark zurückzugehen (z. B. Lebensmittel um 39 %, Heizmaterial um 15,7 %). Nur die Mieten stiegen dort, wo sie bis November vom Staat usw. künstlich niedrig gehalten waren, um 600 % (die private Vermietung hatte dies meist, sobald sich Gelegenheit dazu bot, vorweggenommen; vgl. Kafka Br, S. 448, Kafka O, S. 134, Kafka E, S. 41); die Lebenshaltung insgesamt hatte sich noch vor Ende Januar 1924 um 29,4 % verbilligt. – Kafkas »Vermögen« war also jetzt wieder größer geworden; vgl. seine Aussage (Kafka E, S. 41) über die Pension: »damals [25. Sept. 1923] ein großes, heute [Anfang Nov.] ein viel kleineres Vermögen«. Und »das Wunder des Auskommens mit 1000 K[ronen]« im Dezember (Kafka O, S. 153) dürfte sich wiederholt haben.

Allerdings waren damals Pensionen für den Verbrauch im Inland bestimmt und wurden bei längerem Verbleib im Ausland gekürzt oder ausgesetzt, weshalb Kafka einen entsprechenden Antrag stellen mußte, mit der Begründung, daß es sich bei seinem Aufenthalt um eine sinnvolle Kur handle⁸² – eine Fiktion, die bei seiner Absicht, in Berlin zu bleiben, auf Dauer nicht aufrecht zu erhalten war. In diesem Sinn ist wohl die Frage des Vaters zu verstehen, ob er in Berlin »für später eine Zukunft habe«; er wehrt sie ab als »sehr heikel« und zieht sich auf einen Hinweis nahe der dann der Anstalt gegebenen Behauptung zurück, er »behandle sich wie einen Kranken im Sanatorium«.⁸³ Vor Ottla ist er dagegen völlig offen und spricht – im Singular! – von der »Berliner Möglichkeit« und »seiner Berliner Beschäftigung«, verbunden mit dem »Ziel [...], einmal die Pension ganz entbehren zu können«, was alles »ein gefährliches Kapitel« sei, »da es beinhaltet, daß ich nicht mehr zurückkomme«, und gegenüber der Anstalt »nur im Fluge zu berühren«, besser aber noch ganz »davon [zu] schweigen ist«.⁸⁴ Gemeint sein kann damit nur, daß diese »Beschäftigung« allzu nah an dem lag, was als seine Qualität in der Anstalt früh erkannt und hervorgehoben worden war und sich z. B. in seinen Referaten erwiesen hatte: eine »vorzügliche Konzeptskraft« zu sein,⁸⁵ und was dann auch zu einer entsprechenden Verwendung in der Versicherungsanstalt und bis hin zum »Vorstand« eines 1919 eingerichteten »Konzeptsreferats« führte.⁸⁶ Das heißt, es war besser, nichts verlauten zu lassen von einem Verlagsvertrag über ein Buch zum Prozeß Beilis, mit dem Ziel von Pension und Böhmen unabhängig zu werden. Wenn nämlich die Auswertung der Fähigkeit zu nicht-fiktionalem Schreiben die »Berliner Beschäftigung« war, konnte das als Widerspruch zu seiner vorläufigen Pensionierung verstanden und möglicherweise gefragt werden, ob sie dann wegen offensichtlicher Arbeitsfähigkeit auf diesem Gebiet nicht rückgängig zu machen sei.

⁸² Siehe u. a. Kafka O, S. 145 f.; Kafka E, S. 63, S. 65 f.; Amtliche Schriften (wie Anm. 79) S. 319–321.

⁸³ Kafka E, S. 57.

⁸⁴ Kafka O, S. 146–148.

⁸⁵ Amtliche Schriften (wie Anm. 79), Abb. 2 nach S. 256.

⁸⁶ Amtliche Schriften (wie Anm. 79), S. 435.

7 Der erste Vertrag mit der Schmiede

Der Vertrag vom August 1923 ist nicht überliefert; lediglich seine Aufhebung und seine Abschlußdaten – Ausfertigung durch den Verlag am 1., Unterschrift Kafkas am 28. August – sind durch den zweiten Vertrag bekannt.⁸⁷ Daß im März 1924 ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde, verweist darauf, daß sich die Vertragsgegenstände deutlich unterscheiden; denn Kafka hatte Mitte Juli 1923 nichts außer den vor kurzem gedruckten »Erstes Leid« und »Ein Hungerkünstler«. Um eine bloß geringfügigere Änderung wie etwa die Erhöhung der Anzahl von Erzählungen kann es sich nicht gehandelt haben, da der zweite Vertrag in dieser Hinsicht ja bald darauf unbürokratisch modifiziert werden konnte, was sonst auch beim ersten Vertrag möglich gewesen wäre. Ebenso wenig kann es die Änderung der finanziellen Absprache gewesen sein, da seit 1923 Verträge grundsätzlich, wie auch noch 1924, in Goldmark ausgestellt wurden und ein Honorarsatz von 15 % bei der Schmiede die Regel war. Es muß also der Inhalt des ersten Vertrags insgesamt anders gelaute haben, sowohl was bestimmte Bedingungen (etwa die Beschaffung von Material durch den Verlag) wie – und dies vor allem – das Thema anging: den Prozeß Beilis, d. h. eine nicht-fiktionale Arbeit. Tatsächlich war es Kafka im Juli/August 1923 nur möglich, einen Vertrag über ein erst geplantes »journalistisches« Werk abzuschließen, weil er nur hier über das Schreiben jederzeit verfügte und das Ergebnis kalkulierbar war, wie er von seiner Versicherungsschriftstellerei her wußte, jedoch völlig unmöglich über ein Ergebnis seines eigentlichen (»inspirierten«) Schreibens. Aus diesem Grund kann er für ein Angebot Carl Seeligs in diesen Wochen ja auch nur danken:⁸⁸

Leider kann ich mich jetzt an der Bücherfolge nicht beteiligen. Was aus früherer Zeit an Geschriebenem vorliegt, ist gänzlich unbrauchbar, ich kann es niemandem zeigen; in letzter Zeit aber bin ich weit abseits von Schreiben getrieben worden. Lassen Sie mir aber die Möglichkeit, später einmal mich zu melden.

»Weit abseits von Schreiben« meint selbstverständlich Kafkas eigentliches Schreiben, über das er, im Gegensatz zum nicht-fiktionalen Schreiben,

⁸⁷ Zu den Verträgen siehe Drucke: Apparat (wie Anm. 2) S. 388–399.

⁸⁸ Kafka Br, S. 444 und 517f. (aus Schelesen, September 1923).

willentlich nicht verfügte. Zweifellos hätte er Seeligs verlockendes Angebot angenommen, da es ihn für ein halbes Jahr unabhängig von seiner Pension gemacht hätte, wenn er in diesem Zeitraum Fertiges gehabt hätte: Für ein noch unveröffentlichtes Werk in 1000 nummerierten Exemplaren wurden 1000 Schweizer Franken geboten.⁸⁹ Und so hat Kafka auch nichts für die Zeitschriften »Vers und Prosa« und »Das Zelt«.⁹⁰ Das »Leider« und »Jetzt« gegenüber Carl Seelig ist mehr als eine Floskel, es trifft Kafkas eigne Situation und unterstreicht den im letzten Satz des Zitats ausgedrückten Willen, Geld zu verdienen durch Publikationen seines eigentlichen Schreibens, das sich zu seinem Leidwesen noch nicht wieder eingestellt hatte.

Mit dem Vertrag vom Juli/August 1923 war Kafka inzwischen allerdings schon ein wesentlicher Schritt in die so lange von ihm selbst bestimmte Richtung gelungen: einmal auf die Pension verzichten und in Berlin leben zu können, indem er sich »im Journalismus festhielt« – und das nun nicht im »untersten Journalismus«, sondern in einem Kreis »bester Journalisten«.⁹¹

In jeder Hinsicht muß dieser Vertrag Kafka sehr entgegen gekommen sein:

– Es ging um eine Darstellungsart, über die er jederzeit verfügte und die er beherrschte. Seiner juristischen und schriftstellerischen Kompetenz war er sich hier seit langem selbstbewußt sicher;⁹² nicht von ungefähr hatte er schon 1909 an Franz Blei, den bedeutenden Übersetzer, Entdecker und Förderer so vieler Dichter, als Beispiel seiner Einsichten in allermodernstes Leben sein Referat über den »Umfang der Versiche-

⁸⁹ Die fast allgemeine Instabilität der europäischen Währungen brachte es mit sich, daß selbst der Franken international unter seinen tatsächlichen Wert von 1 Goldmark fiel, im September 1923 auf 0,75 Goldmark. 1000 Franken oder 750 Goldmark hätten den Unterhalt – bei schlichtester Lebensführung, s. o. – zu diesem Zeitpunkt für 6 bis 7 Monate garantiert.

⁹⁰ Gewiß haben ihn diese Zeitschriften nicht bloß um die Namen geeigneter Mitarbeiter gebeten, sondern vor allem um eigene Beiträge: Kafka Br, S. 446; Kafkas letzter Freund [...]. Mit teils ungedruckten Briefen Kafkas, ed. Christopher Frey/Martin Peche, Wien 2003, S. 56f.

⁹¹ Siehe die vorne mit Anm. 27 u. 30 nachgewiesenen Zitate.

⁹² Vgl. Klaus Hermsdorf, Arbeit und Amt als Erfahrung und Gestaltung, in: Amtliche Schriften (wie Anm. 79), besonders S. 53–55.

rungspflicht der Baugewerbe« geschickt⁹³ – wie die anderen Referate für die Anstalt ein Zeugnis großer sachlich-schriftstellerischer Fähigkeiten.

– Das Thema der Ritualmord-Anklage, insbesondere der Fall Beilis, war ihm vertraut, ja so nahe, wie außerhalb seiner Person Liegendes ihm überhaupt nahe sein konnte, so daß es sich zeitweise schon mit seinem innersten traumhaften Leben verbunden und tiefe Spuren in seinem eigentlichen Schreiben hinterlassen hatte.⁹⁴ Zugleich konnte eine solche Darstellung ein Bekenntnis zum Zionismus und Ausdruck seines ganz persönlichen ›Palästina‹ sein.

– Mit dieser Reportage in diesem Verlag mußte er sich einem Kreis ähnlich fühlender und denkender Schriftsteller zugehörig wissen; ein »persönlich aneinander gebundenes Streben« war dadurch erreicht.⁹⁵

– Die äußeren Bedingungen waren die besten: Der Verlag würde Material durch »die juristischen und sonstigen Sachverständigen übergeben«,⁹⁶ und das Honorar (in Goldmark) war großzügig bemessen: Wie bei anderen Bänden der Reihe war wohl eine Startauflage von 5000 Exemplaren vorgesehen, wobei ein Honorar von 15 % vom Preis des broschierten Exemplars anfiel.⁹⁷ Überdies erwartete der Verlag auf Grund der Neuartigkeit der Reihe und des Werbeaufwands weitere Auflagen.⁹⁸ Das Ergebnis für einen Autor konnte sich jedenfalls sehen lassen. So berichtet z. B. Döblin:⁹⁹

Der Kriminalfall [›Die zwei Freundinnen und ihr Giftmord‹] brachte mir in [1 Jahr] immerhin etwa 1200 Mark und wurde in 3000 Exemplaren verkauft.¹⁰⁰

⁹³ Vgl. Dietz, Die Veröffentlichungen (wie Anm. 9) S. 27 f.; Amtl. Schr (wie Anm. 79) S. 95–120.

⁹⁴ Siehe die Darstellung von A. J. Band (wie Anm. 9).

⁹⁵ Fast alle Mitarbeiter der Schmiede (Schriftsteller und Künstler) werden schon bald nach dem Ende des Verlags erneut eine Art Gemeinschaft bilden: indem sie von den Nazis als Juden, politische Gegner und »Entartete« verfolgt (verboten, inhaftiert, exiliert, ermordet, in den Selbstmord getrieben) werden. Kafkas Nachleben wird eben durch dieses gemeinsame Schicksal gesichert, sein Werk repatriert und zum Weltruhm geführt.

⁹⁶ Siehe den in Teil 3 zitierten Brief an Alfons Paquet (mit Anm. 30).

⁹⁷ Erschließbar aus Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) und Verträgen mit anderen Autoren.

⁹⁸ Die einzige – nachgewiesene – zweite Auflage (nochmals 5000 Ex.) erzielte Kisch mit dem Fall »Redl«; Hermann/Schmitz (wie Anm. 23) S. 59.

⁹⁹ Schriften zu Leben u. Werk (Ausgewählte Werke), ed. Erich Kleinschmidt, Olten 1986 S. 77 f., S. 555 f.

¹⁰⁰ Döblins Entwurf einer Glosse »Ökonomisches aus der Literatur« will einen »getreuen

Der Absatz einer ganzen Startauflage versprach demnach rund 2000 Mark, bei Erfüllung des Vertrags die Hoffnung auf ein von der Pension unabhängiges Leben in Berlin für wenigstens ein ganzes Jahr.¹⁰¹ Die genaue Verwirklichung des Konzepts, das er auf die zweimalige Frage »Was willst du tun?« für ein »Weggehen von Prag« und ein Aufgeben des »Postens« im März 1914 entworfen hatte, schien greifbar nah.¹⁰²

Daß Kafka den Fall Beilis nicht »erzählen« wollte – wie Dora das ihr aus Entwürfen Mitgeteilte verstanden haben mag und vielleicht zugleich als »Drama«¹⁰³ (wenn es sich gelegentlich um eine dialogische Darstellung, wie etwa Gerichtsszenen, handeln mochte¹⁰⁴) –, vielmehr eine Reportage beabsichtigte, führt zur Frage nach seinen Quellen. Kafkas »Weltgang« zur Hochschule für die Wissenschaft des Judentums¹⁰⁵ erhält dadurch einen etwa Hartmut Binders Zusammenfassung übersteigenden Sinn, der meint,¹⁰⁶ »zu Kafkas geistiger Tätigkeit in diesem Herbst« habe auch gehört, hier bei Harry Torczyner und Julius Guttmann Vorlesungen zu besuchen als »ein Lernen als ›formale Freude ohne Untergrund‹, aber doch unentbehrlich.« Abgesehen davon, ob mit den genannten Kollegs erfaßt ist, was er hörte,¹⁰⁷ ist Kafkas Formulierung »nur [...] for-

Bericht« seiner »literarischen Einnahmen« geben und lautet wörtlich: »[...] brachte mir in beiden Jahren zusammen 1924 und 1925 immerhin [...]«. Weil das Buch (117 S., mit mehreren Beiblättern und Tafeln) kurz vor Weihnachten 1924 erschien (vgl. Döblin, Briefe/Anm. 25 S. 126) sind die (rd) 1200 Mark (zu dieser Zeit wertgleich mit Goldmark) bei (rd) 3000 verkauften Exemplaren demnach der Ertrag aus einem Jahr.

¹⁰¹ Ende 1924 und 1925 erhielt man in Berlin für 2000 Mark rund 16 100 tschechische Kronen, die jährliche Pension hätte 1924/25 14 448 Kronen betragen.

¹⁰² Vgl. den als Motto vorangestellten Tagebucheintrag.

¹⁰³ Vgl. das vorn (mit Anm. 6) Zitierte.

¹⁰⁴ So enthält etwa Ernst Weiß' Reportage über Milica Vukobrankovics zu einem guten Drittel ihres Umfangs Dialogisches aus den Verhandlungen vor dem Geschworenengericht.

¹⁰⁵ Kafka Br, S. 470.

¹⁰⁶ Kafka-Handbuch, ed. Hartmut Binder, Stuttgart 1979, Bd. 1 S. 579.

¹⁰⁷ Kafka selbst nennt keine Namen und keine Titel von Vorlesungen oder Übungen. Binder übernimmt hier Brods Meinung (wie Anm. 6 S. 176): »Er hört in der Präparandie [...] Torczyner und [...] Guttmanns Vorträge über den Talmud. [...] Nur dieser Kurse wegen kommt er regelmäßig [...]«. Da Brods Kenntnisse über diesen Lebensabschnitt Kafkas lückenhaft und irreführend sind (er z. B. den Namen »Leonhard«, des Leiters der Schmiede, nicht zuzuordnen vermag und gleichwohl behauptet, er habe die Verbindung zur Schmiede hergestellt und dabei vom ersten Vertrag gar nichts weiß; vgl. Brod [wie Anm. 6] S. 173 u. 180), kann Kafka ebensogut andere – Brod z. Z. der Niederschrift der Biographie nicht

male Freude ohne Untergrund«¹⁰⁸ – die sich übrigens nicht, wie Binders Zusammenfassung suggeriert, auf in der Hochschule besuchte Kollegs bezieht – geradezu eine Art Kontrafaktur zu einer nicht ausgesprochenen »materialen Arbeit mit Untergrund«: Der Besuch der Hochschule wird zur Notwendigkeit, insofern eben sie in ihrer Bibliothek ihm Material bot, um diesen Prozeß wirklichkeitsgetreu aus intensivem Nacherleben darstellen zu können. So schreibt Kafka an Klopstock:¹⁰⁹

Die Hochschule für jüdische Wissenschaft ist für mich ein Friedenshort in dem wilden Berlin und in den wilden Gegenden des Innern. [...] Ein ganzes Haus schöne Hörsäle, große Bibliothek,¹¹⁰ Frieden, gut geheizt, wenig Schüler und alles umsonst.

Soviel zu erschließen ist,¹¹¹ hat Kafka die Hochschule bis etwa Ende Januar mit einer gewissen Regelmäßigkeit aufgesucht, angeblich »zweimal in der Woche«, allerdings »nur bei gutem Wetter« und nie abends.¹¹² Im Übrigen wollte ja auch der Verlag selbst seinen Autoren das Material beschaffen.

Die im Februar so sehr sich verschlimmernde Krankheit rückt die Notwendigkeit, Berlin zu einer wirklichen Kur zu verlassen, derart nahe, daß Kafka den Vertrag von 1923 annullieren läßt und einen neuen Ver-

erinnerliche – Angebote der Hochschule genutzt haben. So gab hier Ismar Elbogen, der führende Kopf des Instituts, nicht nur ebenfalls und regelmäßig ein Talmudkolleg, sondern las außerdem »über jüdische Geschichte« (Alexander Marx: Ismar Elbogen, Eine Würdigung, in: Elbogen [wie Anm. 12] S. 9). Kafkas besonderes Interesse an eben diesem Gegenstand ist u. a. durch den Tagebucheintrag vom 1. 11. 1911 belegt; auch besaß er die »Volkstümliche Geschichte der Juden« von Heinrich Graetz, deren dritter, bis in die Gegenwart führender Band gerade erst (Berlin 1923) erschienen war, und den ersten Band (Berlin 1920) von S. M. Dubnows Darstellung »Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes« (vgl. Jürgen Born [wie Anm. 43], S. 136f. und S. 168). Siehe dazu auch Teil 2, Anm. 21 (besonders die Abschnitte 3,4 und 5).

¹⁰⁸ Kafka Br, S. 472.

¹⁰⁹ Kafka Br, S. 470.

¹¹⁰ Hier waren wohl z. B. die Vorkriegs-Jahrgänge der »Selbstwehr« wie die der Weltpresse, die alle über den Prozeß Beilis berichtet hatten, greifbar und Publikationen etwa von Paul Nathan (ed., Der Fall Justchinski [Beilis], Offizielle Dokumente und Private Gutachten, Berlin 1913) oder Theodor Fritsch (Beilis-Prozeß in Kiev, Leipzig 1914).

¹¹¹ Nur die Briefe geben dazu kleinste Hinweise; sie verschweigen vieles, vor allem wenn es Kafka für richtig hält, Freunden und Verwandten keinen genaueren Einblick zu gewähren.

¹¹² Kafka Br, 466–477.

trag mit der Schmiede eingeht: das Ende einer großen Hoffnung, die mit dem ersten Vertrag verbunden war, »das eigentlich Süße aus Berlin zu saugen«.¹¹³

Die Errungenschaft Berlin, die Kafka von vornherein in seinem weitest gespannte Hoffnung und schlimmste Niederlage vereinigenden Bild des napoleonischen Rußlandzugs sehen wollte,¹¹⁴ hatte trotz aller Einschränkungen zu einem neuen kreativen Dasein geführt, ebenso schöpferischen Schreibens wie sachlichen Darstellens. Nur die fortschreitende Krankheit behinderte die für den Fall Beilis dicht an den Materialien notwendige Weiterarbeit. Die »Jagdhunde«, so ein wenig vorher gefundenes Bild,¹¹⁵ die seine Spur verloren zu haben schienen, liefen erneut auf ihr und hatten ihn, der die paradigmatische Geschichte eines Verfolgten berichtete, schon wieder selbst zum Verfolgten gemacht und eingeholt und umstellt. Komplex, wohl auch mythologisch verknäult, ist, was in diesem Bild erscheint – Justitia (so im siebten Kapitel des »Prozeß«) in Gestalt Dianas; Aktaion; Meleager; die Penthesileiade –, jedenfalls: »Die Jagd geht durch mich hindurch und zerreißt mich«¹¹⁶ – und zieht in die Vernichtung hinein, was noch nicht für sich lebensfähig, nicht fertig »geboren« ist: Kafkas Bericht über Beilis. »Nur das Geborene lebt«, lautet eine für seine Schöpfungen immer gültige Äußerung.¹¹⁷ Die Verbrennung des Manuskripts zu Beilis ist die Trennung von der Zukunft, die gerade in der Verbindung mit diesen Plänen des Verlags so greifbar geworden schien.

¹¹³ Die ganze Formulierung in dem langen Brief vom 5. bis 8. 1. 1924 (Kafka Br E, S. 75–77) lautet: »wenn man nicht instande ist, das eigentlich Süße aus Berlin zu saugen oder wenn man nicht die Hoffnung hat, es vielleicht einmal annähernd zu können, müsste man eigentlich sofort wegfahren«. Bezeichnenderweise steht dies in dem für Otla bestimmten Teil, die z. B. über seine »Beschäftigung« und die Bedeutung Berlins für ihn ganz anders Bescheid wußte als die Eltern (vgl. auch Anm. 67). Bemerkenswert ist dabei auch die Wiederholung des schon vor 10 Jahren notierten »Wissens« (siehe das Motto).

¹¹⁴ Kafka Br, S. 447.

¹¹⁵ Vgl. Kafka Br, S. 435.

¹¹⁶ Vgl. Tagebuch vom 16. 1. 1922.

¹¹⁷ Kafka ist mit dieser von Janouch (wie Anm. 35) S. 83 überlieferten Aussage wie so oft bei Goethe, der z. B. zu seinem »Urgötz« anmerkt (gegenüber Herder, Juli 1772), daß eine »radikale Wiedergeburt geschehen« müsse, wenn er »zum Leben eingehn« solle; vgl. auch den Tagebucheintrag vom 11. 2. 1913.

Der Blick auf die vernichtete und verheimlichte Berliner Produktion ist ein unbescheidner Blick durch einen winzigen Spalt eines in Verzweiflung zugezogenen Vorhangs. Anziehungs- und Antriebskräfte, Inhalte und wohin sie transzendieren, Darbietungsart und Formeigentümlichkeiten, Umfang und Umgebung eines ins Ungebornesein zurückgestoßenen Werks, das im Leben und Gesamtwerk seines Autors selbst so noch eine Sonderstellung behauptet, lassen sich im Umriß erkennen. Mit der Aufhebung des früheren Vertrags mit der Schmiede, der allen Indizien nach eine Darstellung des Falles Beilis zum Gegenstand hatte, und der Vernichtung des bis dahin über Beilis Geschriebenen lag Berlin hinter Kafka, noch ehe er es verlassen hatte.

Ein Hinweis darauf, daß die Schmiede, trotz der Annullierung des Vertrags, ihn als Mitarbeiter ihrer Reportagen-Reihe keineswegs aufgegeben hatte und ihn durch die Lieferung früher zugesagten »Materials« ermuntern wollte, sobald es ihm besser ginge, das Projekt wieder aufzunehmen, ist der Stoßseufzer Kafkas, den ein »Gesprächsblatt« aus seiner allerletzten Zeit bewahrt hat, der Hauch eines Epilogs:

Hier, jetzt, mit diesen Kräften soll ich es schreiben

Jetzt erst schicken sie mir das Material.¹¹⁸

¹¹⁸ Kafka Br, S. 487 und 520. Als »Material« pflegte Kafka Korrekturen nicht zu bezeichnen; der Ausdruck korrespondiert vielmehr mit dem erschlossenen Inhalt des ersten Vertrags, der die Lieferung von »Material« zusicherte (siehe Teil 3). So verstanden – eben nicht als Bezug auf Korrekturen des »Hungerkünstlers« (wie Kafka Br, S. 520 kommentiert), der durchaus zügig hergestellt wurde, so daß ein »jetzt erst« unangemessen erscheint – wäre aus diesen Sätzen zu schließen, daß sich Kafka zwar Mitte März 1924 außer Stande fühlte, den Vertrag über Beilis zu erfüllen, sich jedoch zugleich im Sinn des Carl Seelig vor ein paar Monaten Geschriebenen geäußert hatte (Kafka Br, S. 444: »Lassen Sie mir aber die Möglichkeit, später einmal mich zu melden«). Überdies notiert Kafka (zusammen mit der Feststellung »Leonhard während des Diktierens«, was nur heißen kann, daß dieser ihm wieder vom Fall Beilis sprach): »Wenn ich nicht ganz verfallende, wird es ganz gut sein, etwas derartiges zu machen« (zitiert nach Unseld [wie Anm. 3] S. 291). Ausdrücke wie »Material«, »Derartiges machen« hätte Kafka für sein inspiriertes Schreiben nicht verwendet.

Hofmannsthal-Bibliographie

I.9.2004 bis 31.8.2005

Zusammengestellt von G. Bärbel Schmid

Primärtexte und Briefausgaben werden entsprechend dem für das HJb zugrundegelegten Siglenverzeichnis zitiert.

Briefe und Notizen, die erstmals in der Kritischen Ausgabe abgedruckt wurden, bleiben hier unberücksichtigt. Jede bibliographische Angabe erhält eine Ordnungsnummer, ausgenommen davon sind in der Regel Rezensionen.

Einzelkritiken zu aktuellen Inszenierungen sind nur in Ausnahmefällen aufgenommen.

1. Quellen

1.1. Gesamtausgaben

[1] Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zwei Bänden. Hg. von Dieter Lamping unter Mitarbeit von Frank Zipfel. Band I: Gedichte und Prosa. Band II: Dramen und Opernlibretti. Düsseldorf und Zürich: Artemis & Winkler 2004. 896 S. – Aus dem Inhalt von Band II: Lyrische Dramen: *Gestern – Der Tod des Tizian – Der Tor und der Tod – Der Kaiser und die Hexe.* – Dramen: *Elektra – Jedermann – Der Turm* (Neue Fassung). – Opernlibretti: *Der Rosenkavalier – Ariadne auf Naxos.* – Lustspiele: *Cristinas Heimreise – Der Schwierige.* – Anhang mit Angaben zur Ausgabe, deren Textfassungen der Kritischen Ausgabe SW folgen; Anmerkungen, Nachwort, Angaben zur Forschungsliteratur und Zeittafel.

1.2. Auswahl Ausgaben, einzelne Werke

1.2.1. Drama

1.2.2. Lyrik

1.2.3. Epik

Ein Brief – Erlebnis des Marshalls von Bassompierre – Reitergeschichte

[2] Hugo von Hofmannsthal: *Reitergeschichte.* Hg. und kommentiert von Karl Hotz. In: Buchners Schulbibliothek der Moderne, H. 19. – Bamberg 2004. 72 S. – Aus dem Inhalt: *Reitergeschichte* – Erste Annäherung an den

Text [mit Auszug aus der *Soldatengeschichte*] – Lesarten – Die anderen Texte / Erzählung und Essay: *Erlebnis des Marschalls von Bassompierre*; J. W. Goethe: »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten; *Ein Brief* – Hinweise und Erläuterungen zu den Texten – Zeittafel / Werkübersicht.

Schillers Selbstcharakteristik

[3] *Schillers Selbstcharakteristik*: aus seinen Schriften. Nach einem älteren Vorbild neu herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. Mit einem Nachwort von Joachim Seng. – Frankfurt a. M., Leipzig: Insel-Verlag 2005 [=Insel-Taschenbuch; 3073]. 199 S.

Soldatengeschichte

– [2]

1.2.4. Herausgegebene Werke

Schillers Selbstcharakteristik

– [3]

1.3. Übersetzungen

1.4. Quellenmaterial zu einzelnen Werken (vollständig oder auszugsweise, zum Teil erstmals veröffentlicht)

1.4.1. Drama

1.4.2. Lyrik

1.4.3. Epik

1.5. Tagebuchaufzeichnungen, Notizen

1.6. Briefe

1.6.1. Briefsammlungen

Walther Brecht

[4] Hugo von Hofmannsthal – Walther Brecht: Briefwechsel. Mit Briefen Hugo von Hofmannsthals an Erika Brecht. Hg. von Christoph König und David Oels. – Göttingen: Wallstein Verlag 2005 [= Marbacher Wissenschaftsgeschichte, Bd. 6]. 222 S. – Aus dem Inhalt:

Briefe und Kommentar:

Hofmannsthal an Walther Brecht: 8.3.1918; 7.6.1918; 25.1.1919; 28.1.1919; 14.2.1919; 11.12.1919; 2.1.1920; 1.2.1920; 2.7.1920; 13.2.1921; 14.4.1921; 25.6.1921; 8.2.1922; 27.9.1922 (faks. Abb.); 3.10.1922; 18.10.1922; 17.11.1922; 11.1.1923; 23.3.1923; 14.10.1923;

22.11.1923; 31.1.1924; 12.4.1924; 30.4.1924; 1.7.1924; 9.8.1924; 3.9.1924; 7.1.1925; 17.3.1925; 15.5.1925; 30.6.1925; 18.8.1925; 28.10.1925; 8.1.1926; 15.1.1926; 21.1.1926; 12.2.1926; 19.2.1926; 8.3.1926; 1.7.1926; 10.7.1926; 11.12.1926; 23.2.1927; 21.4.1927; 2.10.1927; 24.11.1927; 28.11.1927; 12.1.1928; 17.1.1928; 28.8.1928; 11.10.1928; 18.10.1928; 8.1.1929; 20.1.1929; 13.3.1929; 2 Briefe o.D. Hofmannsthal an Erika Brecht: 17.6.1917; 21.7.1918; 21.12.1918; 21.4.1919; 23.6.1919; 2.7.1919; 3.7.1920; 19.5.1921; 30.3.1922; 6.4.1922; 11.4.1922; 12.4.1922; 14.4.1922; 25.8.1923; 3.10.1924; 2.8.1925; 8.1.1926; 30.7.1926; 6.9.1926; 27.9.1926; 17.12.1927; 24.3.1928; 28.10.1928; 5.11.1928; 13.12.1928; o.D.

Hofmannsthal an Erika und Walther Brecht: 24.7.1921; 18.10.1921; 13.4.1924; 14.8.1925.

Walther Brecht an Hofmannsthal: 24.1.1919 (faks. Abb.); 7.2.1926; 28./29.12.1926; 15.4.1927; 27.4.1927; 3.11.1927; 6.1.1928; 15.1.1928; 23.8.1928; 31.10.1928.

Dokumente: 1. Hugo von Hofmannsthal: Notate für einen Aufsatz über Walther Brecht; 2. Walther Brecht über Hugo von Hofmannsthal. Eine kommentierte Bibliographie; 3. Walther Brecht an Gerty von Hofmannsthal vom 7.1.1938. – Siglenverzeichnis; Zur Edition; Nachwort; Zeittafel; Register.

Rudolf Kassner

[5] Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Teil II: 1910–1929. – In: HJb 12/2004 [17]. S. 7–190. – Aus dem Inhalt:

Hofmannsthal an Kassner: <Ende 1911?>; <Ende November / Anfang Dezember 1917>; <Anfang 1920>; <Februar / März? 1921>; <13.4., fortgesetzt am> 1.5.<1922> mit faks. Abb.; <August / September 1922>; <September / Oktober 1922?>; <März 1923>; 10. 2. 1924; 1.10.<1924>; <Oktober 1927>; <Juni 1928?>; 18.11.1928; 9.12.1928; 15.12.<1928> mit faks. Abb.;

Kassner an Hofmannsthal: <August 1910>; <Ende Juni 1911>; <August 1912>; <17.12.1912>; <21.4.1913>; <Weihnachten 1913>; <Dezember 1916>; 15.12.1917; <Anfang Oktober 1919>; <Ende Juli / Anfang August? 1920>; <Ende 1920>; <Anfang Juni 1921>; <Ende März 1922>;

17.10.1922 mit faks. Abb.; <Mai 1923>; 15.10.1924; <April 1925>; <17./18.4.1927>; 27.10.1927 mit faks. Abb.; <Juni 1928>; <26.11.1928>; <Anfang Dezember 1928>; – Kassner an Gerty: 20.5.1910; 1.7.1910; 5.9.1910; 17.10.1910; <Mai 1911>; 4.7.1911; 10.8.1911; 3.9.1911; 20.9.1911; 17.10.1911; 4.10.1912; <Juli?1913>; 6.8.1913; 1.9.1913; <Anfang Dezember 1913>; <8.5.1914>; <24.6.1914>; 16.7.1914; <Ende Juli 1914>; <26. August 1914>; <19.7.1915>; 1.11.1915; <31.12.1915>; 3.2.1916; 12.4.1916; 10.9.1918; 27.1.1920; 16.3.1920; <Februar 1929>; – Kassner an Christiane: 17.7.1929; – Kassner an Marie von Thurn und Taxis: 17.7.1929;

Kassner an Lili Schalk: 18.7.1929;

Hofmannsthal über Kassner: <Juni? 1922>; 19.2. 1929 und 27.2.1929 an Max Rychner; <Ende März 1929>;

außerdem zahlreiche Ausschnitte aus bereits publizierten zeitgenössischen Zeugnissen und folgende Abbildungen: Gerty von Hofmannsthal mit den Kindern Franz, Raimund und Christiane; Rudolf Kassner; Ansichtskarte Kassners an Gerty aus Samarkand; Porträtzeichnung von Novak: Hugo von Hofmannsthal;

außerdem: Hinweise zur Edition und Korrekturen zu HJb 11/2003.

[6] Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. – Freiburg i.Br.: Rombach Verlag 2005. 337 S. mit zahlr. Abb. Aus dem Inhalt: Teil 1: 1901–1910 – Teil 2: 1910–1929 – Editorische Notiz.

Rezension von Scharffenberg, Renate. – In: Marburger Forum. Beiträge zur geistigen Situation der Gegenwart. Jg. 6. 2005. H. 4.

Karl Graf Lanckoroński

[7] Hugo von Hofmannsthal und Karl Graf Lanckoroński: Briefe und Zeugnisse. Herausgegeben und eingeleitet von Konrad Heumann. – In: HJb 12/2004 [17]. S. 191–242. – Aus dem Inhalt: I. Hoher Adel und »andersartige Abstammung«; – II. Karl Graf Lanckoroński-Brzezic (1848–1933); – III. Hofmannsthal und Lanckoroński; – Hinweise zur Edition; – Briefe Hofmannsthals an:

Karl Graf Lanckoroński: 12.7.1901; 19.10.1901; 25.11.1901; 23.4.1902; 29.4.1902; 14.5.1902; April/Mai 1902; 13.8.1902?; 5.1.1903; Mitte Januar 1903; 13.2.1903; – Christiane Gräfin Thun-Salm: 7.6.1901; 23.7.1901; 13.12.1901; 6.2.1902; 21.5.1902; 8.12.1903; 25.1.1904;

18.3.1904; 8.12.1903; 25.1.1904; 18.3.1904; – seine Eltern: 22.7.1901; – Carl J. Burckhardt: 17.7.1921; – Marie Herzfeld: 21.12.1906; – Helene von Nostitz: 26.11.1909;
 Notizen Hofmannsthals: 24.6.1901;
 Briefe an Hofmannsthal: Karl Graf Lanckoroński: 16.5.1902; – Christiane Gräfin Thun-Salm: 29.6.1901; – Otto Brahm: 13.5.1902; Briefe Karl Graf Lanckorońskis an: Carl J. Burckhardt: 19.8.1929; – Christiane Gräfin Thun-Salm: 2.11.1919; 10.11.1919; 27.2.1922; 22.9.1922; 27.6.1923; 24.7.1929;
 – Abbildungen: Lanckoroński mit seinem Hauslehrer Wilhelm Ritter von Hartel um 1863; Das Palais Lanckoroński in der Jacquingasse 13; Halle des Palais mit Galerie und Podium; Palais Lanckoroński, Freskensaal mit Durchblick in den Italienischen Saal; Palais Lanckoroński, Holländischer Saal mit zwei Gemälden Rembrandts und der Fächer-sammlung; Lanckoroński mit seinen Töchtern Karolina und Adelajda um 1906; Lanckoroński mit seinem Sohn Antoni und seinen Töchtern Adelajda und Karolina, um 1917; Einladung zum Gesellschaftsabend österreichischer Kunstfreunde am 10. Mai 1902, den Hofmannsthal mit einer Ansprache eröffnete.

1.6.2. Einzelne (vollständig oder auszugsweise erstmals veröffentlichte) Briefe Hofmannsthals an

Rudolf Pannwitz

– [90]

1.6.3. Einzelne (vollständig oder auszugsweise erstmals veröffentlichte) Briefe an Hofmannsthal von

1.7. Bilddokumente

[8] Abb. von Gerty von Hofmannsthal mit den Kindern Franz, Raimund und Christiane. – In: [5], S. 16.

[9] Abb. der Porträtzeichnung »Hugo von Hofmannsthal. Deutscher Dichter, Dramatiker, 1874« von Novak, Wien. – In: [5], S. 128.

[10] Abb. von Franz, Christiane, Gerty, Hugo, Raimund von Hofmannsthal und Richard Strauss. In: [17].

[11] Abb. von Ottonie Gräfin von Degenfeld 1906 und 1911; 2 Abb. von Hugo von Hofmannsthal 1911; Max Reinhardt 1910; Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss 1915. – In: [31].

2. Forschung

2.1. Bibliographien und Berichte

2.1.2. Berichte aus Archiven

2.1.3. Berichte über Werkausgaben

[12] Rölleke, Heinz: Zur Kritischen Ausgabe sämtlicher Werke Hugo von Hofmannsthals. – In: Jahresbericht des JbFDH 2003/04. S. 385–387.

2.1.4. Berichte zur Werkgeschichte

2.1.5. Berichte über Tagungen und Ausstellungen

2.1.6. Bibliographien, Indices

[13] Der Kanon: Die Erzählungen und ihre Autoren. Mit einer Einführung von Marcel Reich-Ranicki. – Frankfurt a.M.: Insel Verlag 2003. – Zu Hofmannsthal: S. 47.

[14] Hofmannsthal-Bibliographie 1.9.2003 bis 31.8.2004 zusammengestellt von Gisela Bärbel Schmid. – In: HJb 12/2004 [16]. S. 405–432.

[15] Bibliographie zum Fortwirken der Antike in den deutschsprachigen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts. Hg. von Michael von Albrecht, Walter Kißel, Werner Schubert. – Frankfurt a.M.: Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften 2005 [= Studien zur klassischen Philologie; Bd. 149]. – Zu Hofmannsthal: S. 93–98.

Rezensionen:

Hugo von Hofmannsthal – Briefchronik. Regest-Ausgabe. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. – Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2003 [vgl. 2.1.5.01. in HJb 12/2004, S. 413] von Mayer, Mathias: o.T. – In: Germanistik Bd. 45. 2004. H. 1/2. S. 407; von Oels, David. – In: Zeitschrift für Germanistik XIV. 3/2004; von Weinzierl, Ulrich. – In: Die Welt. 17.1.2004.

2.2. Periodica

[16] HJb – Zur europäischen Moderne 12/2004. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft hg. von Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler, Gotthart Wunberg. – Freiburg i. Br.: Rombach 2004. 464 S. mit zahlr. Abb. – Aus dem Inhalt: Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Teil II: 1910–1929 [5]. – Hugo von Hofmannsthal und Karl Graf Lanckoroński. Briefe und Zeugnisse. Hg. und eingeleitet von

Konrad Heumann [7] – Martin Stern: Verschwiegener Antisemitismus. Bemerkungen zu einem widerrufenen Brief Hofmannsthals an Rudolf Pannwitz [90]. – Armin von Ungern-Sternberg: »Das rätselhafte Leben zu einer fruchtbaren Wirklichkeit zu gestalten«. Eduard von Keyserlings Erzählungen: Scherz, Melancholie und tiefere Bedeutung. S. 255–286. – Axel Hecker: Das Loch der Zeit. Über Franz Kafkas »Ein Landarzt«. S. 287–326. – Benno Wagner: »Die Majuskel-Schrift unsres Erden-Daseins«. Kafkas Kulturversicherung. S. 327–363. – Kai-Marcel Sicks: Sollen die Dichter boxen? Brechts Ästhetik und der Sport. S. 365–404. – Hofmannsthal-Bibliographie [14]. – Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft: Mitteilungen.

Rezensionen:

Haj [Hansres Jacobi]: Hofmannsthal-Jahrbuch 2004. – In: NZZ Nr. 116. 21.5.2005. S. 48.

2.3. Darstellungen zur Biographie

[17] Groben, Joseph: Hugo und Gertrud von Hofmannsthal: »Ein großes Unglück im Rodauner Haus«. – In: Joseph Groben: Requiem für ein Kind. Trauer und Trost berühmter Eltern. – Köln: Dittrich 2002. 2. Aufl. S. 347–356 m. einer Abb.

[18] Weinzierl, Ulrich: Hofmannsthal: Skizzen zu seinem Bild. – Wien: Zsolnay 2005. 318 S. – Aus dem Inhalt: Läppischer Biographismus – Das Phantasma des jüdischen Bluts – Adel verpflichtet – Das Geheimnis von Freundschaft und Liebe.

Rezension: Osterkamp, Ernst: Geheimnisse eines hinreißend Schwierigen. Ulrich Weinzierl skizziert Hofmannsthal. In: F.A.Z. Nr. 243. 19.10.2005. S. L 12 mit einer Abb.

[19] Miller-Degenfeld, Marie-Therese: Hofmannsthals Tod. – Unveröffentlichte Beilage für die Unterlagen der Teilnehmer an der Hofmannsthal-Tagung vom 8. – 11. September 2005 in Dresden.

– [5] – [7]

2.4. Beziehungen, Vergleiche, Wechselwirkungen

Mihály Babits

[20] Lörincz, Csongor: Poetik im Ästhetizismus (Hofmannsthal und Babits). – In: Verflechtungsfiguren: Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Hg. von Hárs, Endre u. a. Frank-

furt a.M., Berlin u. a.: Lang 2003 [= Budapest Studies zur Literaturwissenschaft 3]. S. 160–185.

Victor Eftimius

[21] Thaler, Jürgen: »Das Seelenbild der eigenen Nation formen«. Hugo von Hofmannsthal über Victor Eftimius Tragödie »Prometheus«. – In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 1/2005. S.

Alfred Kolleritsch

– [99]

Friedrich Nietzsche

[22] Steinhaussen, Jan: »Aristokraten aus Not« und ihre »Philosophie der zu hoch hängenden Trauben«: Nietzsche Rezeption und literarische Produktion von Homosexuellen in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts; Thomas Mann, Stefan George, Ernst Bertram, Hugo von Hofmannsthal u. a. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2001 [= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft 326].

Rezensionen von Hess-Lüttich, Ernest W.B.: Wenn der Klöppel zur Geißel wird. – In: Kodikas, Code – Ars Semeiotica 25. 2002. N. 1/2. S. 185–190; von Gerhard Härle: o.T. – In: Germanistik 45. 2004. H. 3/4. S. 879f.

Walter Pater

[23] Schwarz, Hans-Günther: Moderne und Antike: Walter Paters »The Renaissance«. Bemerkungen zu einer englisch-deutschen Literaturbeziehung. – In: Fenster zur Welt. Deutsch als Fremdsprachenphilologie. Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag <...>. Hg. von Hans-Günther Schwarz u. a. – München: Iudicium 2004 [= Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie 1]. S. 203–215.

Max Reinhardt

– [88] – [89]

Rainer Maria Rilke

– [78] – [99]

Gerhard Roth

– [99]

Arthur Schnitzler

[24] Farese, Guiseppe: »... in den Wurzeln verbunden«: Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal: eine wunderbare, einzigartige Freundschaft. – In: [25], S. 290–304.

[25] Arthur Schnitzler im 20. Jahrhundert. Hg. von Konstanze Fliedl. – Wien: Picus-Verlag, 2003. 384 S. – Einzelne Beiträge: [24] – [26] – [92]. Rezension: Jdl. [= Paul Jandl]: Schnitzler und Schnitzlerismus. – In: NZZ Nr. 128. 5./6.6.2004. S. 38.

[26] Surowska, Barbara: Sichtbare und unsichtbare Fäden. Über das Schnitzler'sche Marionettenspiel »Zum großen Wurstel« und seine Vorlage, den »Gestiefelten Kater« Ludwig Tiecks. – In: [25], S. 330–350.

Paul Valéry

[27] Neumann, Gerhard: »Le tourbillon«. Crise de la perception et poétologie chez Hofmannsthal et Valéry. – In: »De l'Allemagne«. Textes recueillis et présentés par Alfred Blüher & Jürgen Schmidt-Radefeldt. Paris u. a.: L'Harmattan 2002 [= Bulletin des études valéryennes 30. 2002. N. 92]. S. 93–130.

2.5. Werkdarstellungen

2.5.1. Gesamtdarstellungen

[28] Sprengel, Peter: Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. – München: C. H. Beck Verlag 2004. 924 S. – Zu Hofmannsthal: passim, besonders S. 236–249, 490–497.

Rezension von Koch, Hans-Albrecht: Parallelaktionen im Quadrat. Wegweisend: Peter Sprengels Literaturgeschichte von 1900–1918. – In: F.A.Z. Nr. 29. 4.2.2005. S. 34.

Rezensionen zu:

– A companion to the works of Hugo von Hofmannsthal. Ed.: Thomas A. Kovach – Rochester, N. Y. u. a.: Camden House, 2002 [vgl. 2.7.1.01. in HJB 11/2003, S. 383] von Sokolosky, Jane: o. T. – In: German Studies Review 26. 2003. N. 2. S. 414 f.

– Hans-Albrecht Koch: Hugo von Hofmannsthal. – München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2004 [vgl. 2.7.1.01. in HJB 12/2004, S. 418] von Jdl. [= Paul Jandl]: Hoffnungslos österreichisch. – In: NZZ Nr. 152. 3./4.7.2004. S. 36.

2.5.2. Darstellungen zum Drama

Allgemeines

[29] Matussek, Peter: Tod und Transzendenz im geistigen Raum. Das Gedächtnistheater des jungen Hofmannsthal. In: Wissen in Literatur

im 19. Jahrhundert. Hg. von Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt. – Tübingen: Niemeyer 2002. S. 313–337.

[30] Nicolaus, Ute: Souverän und Märtyrer: Hugo von Hofmannsthal's späte Trauerspieldichtung vor dem Hintergrund seiner politischen und ästhetischen Reflexionen. – Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004 [= Epistemata; Würzburger Wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 506]. 282 S. – Aus dem Inhalt:

1. Teil: Die politischen Reflexionen Hugo von Hofmannsthal's

I. Hofmannsthal und der Forte-Kreis – II. Von der ›österreichischen Idee‹ zur ›Idee Europa‹ – III. Carl Schmitts Souveränitätslehre und *Der Turm* – IV. Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation

2. Teil: Ästhetische Reflexionen und Trauerspiel

I. ›Opfer‹ als ästhetisches Prinzip in Hofmannsthal's Werk – II. Zeitgenössische Opfertheorien – III. Hofmannsthal und Florens Christian Rang's Opferbegriff und Tragödien-theorie – IV. Mythos und Geschichte. Hofmannsthal's Bachofen-Rezeption – V. Die Gattung Trauerspiel

3. Teil: Hofmannsthal's späte Trauerspieldichtung I. *Die beiden Götter*, *Der Turm* und *Kaiser Phokas*

Das *Semiramis*-Fragment – II. *Der Turm* – Sigismund als Souverän und Märtyrer – III. *Kaiser Phokas*.

Zu einzelnen dramatischen Werken:

Ariadne auf Naxos

[31] Seng, Joachim: »... es ist doch ein Wesen besonderer Art«. Hugo von Hofmannsthal's *Ariadne auf Naxos* und Stuttgart. In: Spuren 72. Deutsche Schillergesellschaft Marbach a. Neckar: August 2005. 16 S. mit zahlr. Abb. [11]; als Beilage ein Leporello mit der von Ernst Stern gezeichneten Bühnendekoration sowie einigen seiner Figuren.

Der Bürger als Edelmann

[32] Janès Nadal, Alfonsina: Ein umgebauter Gartenpavillon: Hofmannsthal's »Bürger als Edelmann«. – In: Konzeptionen der Medienwissenschaften. Hg. von Ralf Schnell. Stuttgart u. a.: Metzler. Bd. 1: Kulturwissenschaft, Film- und Fernseh-wirtschaft. 2003. S. 264–278.

Cristinas Heimreise

[33] Scheiner, Barbara: »Aber hier in Europa ist es mit vielen Vorschriften.« Zur exotischen Herkunft der Dienergestalt Pedro in Hofmannsthal's Komödie *Cristinas Heimreise*. – In: Fenster zur Welt. Deutsch als Fremdsprachenphilologie. Festschrift für Friedrich Strack zum 65. Geburtstag

von Freunden und Kollegen. Hg. von Hans-Günther Schwarz u.a. – München: Iudicium 2004 [= Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie 1]. S. 281–306.

Elektra

[34] Ahn, Jin-Tae: Die Rezeption der griechischen Tragödie »Elektra« in der Literatur. – In: Dogilmunhak 41. 2000. H.4. S. 219–247 (in korean. Sprache, dt. Zusammenfassung S. 246–247).

[35] Choi, Moon-Gyoo: Identitätszerstörung als ein ästhetisches Phänomen. Hugo von Hofmannsthals *Elektra*. – In: Dogilmunhak 42. 2001. H.2. S. 211–236.

[36] Kundry & Elektra und ihre leidenden Schwestern. Schizophrenie und Hysterie. Frauenfiguren im Musik-Theater (Salzburger Ostersymposium 2002). Hg. von Silvia Kronberger und Ulrich Müller. – Anif / Salzburg: Verlag Mueller-Speiser 2003. 215 S. m. Abb. – Aus dem Inhalt: [37].

[37] Kronberger, Silvia: Elektra: stark – allein – hysterisch. In: [36], S. 121–128.

[38] Gründig, Claudia: Elektra durch die Jahrhunderte. Ein antiker Mythos in Dramen der Moderne. – München: Martin Meidenbauer 2004. 177 S. – Zu Hofmannsthal: S. 46–64.

[39] Günther, Timo: Vom Tod der Tragödie zur Geburt des Tragischen. Hugo von Hofmannsthals *Elektra*. – In: DVjs 1/2005. 79. Jg. S. 96–130.

Der Rosenkavalier

[40] Malkani, Fabrice: »Die Zeit, die ist ein sonderbar' Ding.« Temps et progrès dans *Le Chevalier à la Rose* de Hofmannsthal et Strauss. – In: CÉGerm. 46. 2004,1. S. 163–179.

Der Tod des Tizian

[41] Foucart, Claude: »La mort du Titien«. Hugo von Hofmannsthal, »l'écriture magique des images.« – In: Ecrire la peinture entre XVIII^e et XIX^e siècle: actes du colloque du Centre de Recherches Révolutionnaires et Romantiques. Université Blaise Pascal (Clermont-Ferrand, 24.–26.10.2001). Études réunies par Pascale Auraix-Jonchière. – Clermont-Ferrand: Presses Universitaires. Blaise Pascal, Maison de la Recherche 2003 [= Révolutions et Romantismes 4]. S. 475–485.

[42] Gaál-Baróti, Márta: Hofmannsthals *Der Tod des Tizian* als intermedial orientiertes Netzwerk. – In: Verflechtungsfiguren. Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Hg. von Endre Hárs

u. a. – Frankfurt a. M., Berlin u. a.: Lang 2003 [= Budapest Studies zur Literaturwissenschaft 3]. S. 149–159.

[43] Japp, Uwe: Das deutsche Künstlerdrama: Von der Aufklärung bis zur Gegenwart. – Berlin, N. Y.: Walter de Gruyter 2004. 290 S. – Aus dem Inhalt: Vollendung der Schönheit. Hofmannsthal: *Der Tod des Tizian*. S. 183–196.

Der Tor und der Tod

[44] Han, Bok Hie: Ästhetik des Todes. Der Ästhetizismus und seine Überwindung in Hugo von Hofmannsthals *Der Tor und der Tod* (1893). – In: Dogilmunhak 40. 1999. N. 3. S. 198–227.

Der Turm

[45] Hebekus, Uwe: »Woher – so viel Gewalt?« Hofmannsthals Poetologie des Politischen in der ersten Fassung des *Turm*. – In: Dazwischen. Zum transitorischen Denken in Literatur- und Kulturwissenschaft. Festschrift für Johannes Anderegg zum 65. Geburtstag. Hg. von Andreas Härter u. a. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2003. S. 139–156. – [30]

Rezensionen zu:

– Twellmann, Marcus: Das Drama der Souveränität: Hugo von Hofmannsthal und Carl Schmitt. München: Wilhelm Fink Verlag 2004 [vgl. 2.7.2.1.19. in HJb 12/2004 S. 421]. Rezensionen von: Clemens Pornschlegel: o. T. – In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 124. 2005. H. 2. S. 296–299; – von: Wolfgang Schuller: Hofmannsthal im Drama mit Carl Schmitt. – In: F. A. Z. Nr. 233. 6. 10. 2004. S. L 33.

Der weiße Fächer

[46] Lee, Song Hoon: Das Problem der Ehe in *Der weiße Fächer* Hugo von Hofmannsthals. – In: Dogilmunhak 44. 2003. N. 1. S. 281–302 (In korean. Sprache mit dt. Zusammenfassung S. 301f.)

Rezensionen:

– Beniston, Judith: Welttheater. Hofmannsthal, Richard von Kralik and the Revival of Catholic Drama in Austria, 1890–1934. – Leeds: Maney Son Ltd., 1998 [vgl. 2.6.2.1.01. in HJb 8/2000, S. 373] von Lamb-Faffelberger, Margarete: o. T. – In: Monatshefte 94. 2002. S. 97–115.

2.5.3. Darstellungen zur Lyrik

Allgemeines

[47] Lee, Yeon-Hee: Das Problem der »Prä-Existenz« in den frühen Gedichten von Hofmannsthal. – In: *Dogilmunhak* 40. 1999. N.3. S. 167–197 (in korean. Sprache mit dt. Zusammenfassung S. 194–197).

[48] Bosse, Anke: »Dichter steht gegen Dichter und Epoche gegen Epoche«: Hofmannsthal zwischen »Goethe« und Moderne. – In: *Goethezeit – Zeit für Goethe. Auf den Spuren deutscher Lyriküberlieferung in die Moderne. Festschrift für Christoph Perels zum 65. Geburtstag*. Hg. von Konrad Feilchenfeldt u. a. Tübingen: Niemeyer Verlag 2003 [vgl. 2.7.2.1.13. in *HJb* 11/2003, S. 386]. S. 391–403.

Die Ballade des äußeren Lebens

[49] Schneider, Wolfgang: Ein »Dennoch« von gehobener Trauer. – In: *Frankfurter Anthologie: Gedichte und Interpretationen*. Hg. von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel-Verlag 26, 2003 (zuvor in *F.A.Z.*). S. 83–85.

Dein Antlitz

[50] Weinzierl, Ulrich: Von unfruchtbarer Schönheit. – In: *Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen*. Hg. von Marcel Reich-Ranicki. – *F.A.Z.* Nr. 100. 30.4.2005. S. 44.

Lebenslied

[51] Polheim, Edda: »Ein lebend Glied im grossen Lebensringe!« Zu Hofmannsthals *Lebenslied*. – In: *ZfdPh* 123. 2004,4. S. 481–503.

Prolog zu dem Buch Anatol

[52] Behrmann, Alfred: Rokoko im fin de siècle. Hofmannsthals *Prolog zu dem Buch Anatol*. – In: Alfred Behrmann: *Wörterwelten. Kleine Schriften zur Sprache und Literatur*. Berlin: Weidler 2002 (zuerst 1999). S. 309–319.

Ein Traum von großer Magie

[53] Hildebrand, Olaf: Dichtung als intertextuelle Zauberei. Zu Hofmannsthals *Traum von großer Magie*. – In: *Poetologische Lyrik von Klopstock bis Grünbein: Gedichte und Interpretationen*. Hg. von Olaf Hildebrand. Köln u. a.: Böhlau 2003. S. 164–185.

Vorfrühling

[54] Langer, Tanja: Der Wind, die Liebe und der Dichter. – In: *Frankfurter Anthologie: Gedichte und Interpretationen*. Hg. von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel-Verlag 26, 2003. S. 77–79.

2.5.4. Darstellungen zur Epik

Allgemeines

[55] Matala de Mazza, Ethel: Gaukler, Puppen, Epigonen. Figuren der Mimesis im Essay Hugo von Hofmannsthals. – In: *Inszenierte Welt: Theatralität als Argument literarischer Texte*. Hg. von Ethel Matala de Mazza und Clemens Pornschlegel. – Freiburg i.Br.: Rombach 2003 [= Rombach Wissenschaften: Reihe Litterae; 106]. S. 79–101.

Andreas

[56] Antoku, Makiko: Das Leben und die Ewigkeit in Hofmannsthals *Andreas*. – In: *Kyuushu Doitsu Bungaku*, 17. 2003. S. 21–85 (In japan. Sprache mit dt. Zusammenfassung).

Augenblicke in Griechenland

[57] Schings, Hans-Jürgen: Hier oder nirgends. Hofmannsthals *Augenblicke in Griechenland*. – In: »... auf klassischem Boden begeistert«. *Antike-Rezeptionen in der deutschen Literatur*. Festschrift für Jochen Schmidt zum 65. Geburtstag. Hg. von Olaf Hildebrand und Thomas Pittrof. – Freiburg i.Br.: Rombach 2004 [= Rombach Wissenschaften: Reihe Paradeigmata; 1]. S. 365–388.

[58] Kambas, Chryssoula: Literarische Geographie zweier europäischer Dörfer: Ascona, Delphi. In: *Unruhe und Engagement. Blicköffnungen für das Andere*. Festschrift für Walter Fähnders zum 60. Geburtstag. Hg. von Wolfgang Asholt u.a. – Bielefeld: Aisthesis Verlag 2004. S. 93–121 mit Abb.

Ein Brief

[59] Bolterauer, Alice: Chandos-Krisen: Sprachkrise als Schreib- und Erkenntniskrise bei Musil, Hofmannsthal und Rilke. Hugo von Hofmannsthal: *Ein Brief des Philipp Lord Chandos an Francis Bacon*. – In: *Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt: Konferenz 25.–26. Oktober 2001*. Hg. von Mária Barota u. a. Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur der Hochschule »Berzsenyi Dániel« 2002 [Acta germanistica savariensis 7].

[60] Cercignani, Fausto: Hugo von Hofmannsthal e la crisi esistenziale di Lord Chandos. – In: *Studia austriaca X*. Ed.: F.C. Milano: CUEM, Coop. Univ. Ed. Milanese 2002 [= Germanistica critica letteraria]. S. 91–105.

[61] Fromm, Waldemar: Der ästhetische Maßstab. Leopold Andrians »Garten der Erkenntnis« und Hugo von Hofmannsthals *Ein Brief*. – In:

Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für George Gutu. Hg. von Anton Schwob u.a. – München: IKGS Verlag 2004 [=Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südeuropas; Bd. 101], S. 161–177.

[62] Huré, Pierre-Antoine: Savons-nous lire Hofmannsthal? La lettre de Lord Chandos cent ans après. – Langres: Klincksieck 2004. [= Germanistique 7]. 116 S. – Aus dem Inhalt: Première partie: Critique de la réception d'une lettre et reconstitution du contexte : I. Mise en ordre de la littérature secondaire – II. Les questions en suspens et leurs solutions: 1. Quand eut lieu la rupture dans la création poétique de Hofmannsthal? – 2. Que faut-il entendre par »crise du langage«? – 3. De l'affirmation du narcissisme à la condamnation de l'esthétisme – 4. De la revendication éthique à sa prédominance effective – 5. Y eut-il »désertion par la poésie« ou renoncement? – 6. La nature de la crise traversée par Hofmannsthal entre 1900 et 1902 – 7. Le modèle Goethéen: maturité, limitation et renoncement – 8. Une grande oubliée: la configuration symbolique de 1900 – 9. Les revirements dans la vie de Hofmannsthal en 1901 – 10. Les modifications dans la pensée de Hofmannsthal entre 1900 et 1902 – Deuxième partie: Retour au texte: la lettre prise en elle-même: III. Relire: Approche »musicale« de la Lettre – IV. Comprendre: L'attraction de Plotin – V. Interpréter: L'envoi secret à Shakespeare.

[63] Lăzărescu, Marana Virginia: Lieber Lord Chandos – Ein Unterrichtsprojekt an der Bukarester Germanistikfakultät. – In: Thesenband: XIII. Internationale Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer. Graz / Österreich, 1.–6. August 2005. Hg. im Auftrag des Internationalen Deutschlehrerverbandes und der Tagungsorganisation der XIII. IDT 2005 von Brigitte Sorger. Wien: Khil, Graz. S. 100f.

– [83]

Marschall von Bassompierre

[64] Lee, Song Hoon: Der ambivalente Sinn in *Das Erlebnis des Marschalls von Bassompierre* Hugo von Hofmannsthals. – In: Dogilmunhak 42. 2001. H. 1. S. 50–71 (in korean. Sprache mit dt. Zusammenfassung S. 70f.).

Das Märchen der 672. Nacht

[65] Meyer, Imke: Erzählte Körper, verkörpertes Erzählen. Überlegungen zum Körper als Kunstobjekt in Hugo von Hofmannsthals *Das Märchen der 672. Nacht*. – In: Körper – Diskurse – Praktiken. Zur Semiotik und Lektüre von Körpern in der Moderne. Hg. von Brigitte Prutti und

Sabine Wilke. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren 2003. S. 191–220.

– [75]

2.5.5. Darstellungen zum Film

[66] Sekine, Yuko: Hofmannsthals Engagement für den Film. – In: Medien und Rhetorik. Grenzgänge der Literaturwissenschaft. Beiträge der Tateshina-Symposien 2000 und 2001. Hg. im Auftr. der Japanischen Gesellschaft für Germanistik von Tetsuro Kaji u. a. – München: Iudicium 2003. S. 55–64. – Zu Hofmannsthals *Das fremde Mädchen* – *Der Ersatz für die Träume* – *Rosenkavalier*.

2.5.6. Darstellungen zur Herausgebertätigkeit

[67] Le Rider, Jacques: Les projets éditoriaux de Hugo von Hofmannsthal durant la Première Guerre mondiale: de la *Bibliothèque autrichienne* à la *Bibliothèque tchèque*. – In: Est – Ouest: Transferts et réceptions dans le monde du livre en Europe (XVII^e–XX^e siècles) [= L'Europe en réseaux. Contributions à l'histoire de la culture écrite 1650–1918 / Vernetztes Europa. Beiträge zur Kulturgeschichte des Buchwesens. 1650–1918]. Edité par Frédéric Barbier. Leipziger Universitätsverlag 2005. S. 283–292.

– [3]

2.6. Thematische Schwerpunkte

2.6.1. Epochen – Kulturräume

[68] Pulvirenti, Grazia: Oltre la scrittura: frammento e totalità nella letteratura austriaca moderna. Pref. di Giorgio Cusatelli. – Pisan di Prato: Campanotto 2002. 209 S., illustriert.

Rezension von Agazzi, Elena: o. T. In: Osservatorio critico della germanistica 5. 2002. N. 15. S. 10–12.

[69] Verflechtungsfiguren, Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Hg. von Hárs, Endre u. a. – Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2003 [= Budapest Studies zur Literaturwissenschaft 3]. Einzelne Beiträge: [20] – [96].

[70] Brücken schlagen. Studien zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für George Gutu. Hg. von Anton Schwob u. a. – München: IKGS-Verlag 2004. [= Veröffentlichungen des Instituts für

Deutsche Kultur und Geschichte Südeuropas (IKGS): Wissenschaftliche Reihe; 101: Literatur- und Sprachgeschichte]. 490 S. – Einzelne Beiträge: [61] – [97]

[71] Strathausen, Carsten: The look of things. Poetry and vision around 1900. – Chapel Hill, London: The Univ. of North Carolina Press 2003 [University of North Carolina studies in the Germanic languages and literatures; 126]. XI, 321 S. Zu Hofmannsthal: Hofmannsthal and the Voice of Language. S. 146–189.

Rezension von Erika A. Metzger: o.T. In: Germanistik Bd. 45. 2004. H. 3/4. S. 895.

[72] Syndram, Karl Ulrich: Austria in Europe: Some remarks on literary imagining identities. – In: Austria and Austrians: images in world literature. Hg. von Wolfgang Götschacher, Holger Klein. Tübingen: Stauffenburg Verlag 2003. S. 9–19.

Rezensionen zu

– Bolterauer, Alice: Selbstvorstellung. Die literarische Selbstreflexion der Wiener Moderne. – Freiburg i.Br.: Rombach, 2003 [vgl. 2.8.1.02. in HJb 12/2004, S. 426], von Arlaud, Sylvie: o.T. In: Germanistik Bd. 45. 2004. H. 3/4. S. 891.

2.6.2. Geschichte – Politik – Kultur

[73] Demmelbauer, Josef: Fontane, Hofmannsthal und Broch als politische Dichter. – In: Recht, Staat und Politik im Bild der Dichtung. Hg. von Hermann Weber. – Berlin: BWV, Berliner Wissenschafts-Verlag 2003 [=Recht, Literatur und Kunst in der Neuen Juristischen Wochenschrift; 4 – Juristische Zeitgeschichte: Abt. 6, Recht in der Kunst; 13]. S. 69–84.

[74] Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft. Hg. von Barbara Schlieben u. a. – Göttingen: Wallstein Verlag 2004. – Zu Hofmannsthal: S. 140, 237, 368. – Rezension: NZZ Nr. 206. 4./5.9. 2004.

2.6.3. Philosophie – Religion – Ethik

2.6.4. Psychologie

[75] Martens, Lorna: Ich-Verdoppelung und Allmachtsphantasien in Texten des frühen Hofmannsthal: *Erlebnis, Das Bergwerk zu Falun, Reitergeschichte*. – In: Sprachkunst 33. 2002. H.2. S. 215–238.

[76] Steinlein, Rüdiger: Ästhetizismus und Männlichkeitskrise. Hugo von Hofmannsthal und die Wiener Moderne. – In: *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. von Claudia Benthien und Inge Stephan. Köln u. a.: Böhlau 2003 [= *Literatur, Kultur, Geschlecht*, 18]. S. 154–177.

[77] Robertson, Ritchie: Gender anxiety and the shaping of the self in some modernist writers: Musil, Hesse, Hofmannsthal, Jahn. – In: *The Cambridge companion to the modern German novel*. Ed. by Graham Bartram. Cambridge u. a.: Cambridge University Press 2004. S. 46–61. – Zu Hofmannsthal außerdem: S. 4, 5, 9, 232, 242.

– [94]

Rezension zu:

– Grundmann, Heike: »Mein Leben zu erleben wie ein Buch«. Hermeneutik des Erinnerns bei Hugo von Hofmannsthal. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2003 [vgl. 2.8.7.02. in HJb 12/2004. S. 430] von Marie Luise Wandruszka. o.T. In: *Germanistik* 45. 2004. H. 3/4. S. 923f.

2.6.5. Ästhetik – Poetik – Sprache

[78] Büssgen, Antje: Vom Wort zur Farbe: Über den Zusammenhang von Sprachskepsis und Sprachenthusiasmus bei Hofmannsthal und Rilke. – In: *JÖBSP (Jahrbuch der Österreich-Bibliothek in St. Petersburg)* 5. 2001/02. S. 155–180.

[79] Zelle, Carsten: Konstellationen der Moderne. Verstummen – Medienwechsel – literarische Phänomenologie. – In: *Musil-Forum. Studien zur Literatur der klassischen Moderne*. Bd. 27. 2001/2002. S. 88–102.

[80] Pulvirenti, Grazia: *Oltre la scrittura: frammento e totalità nella letteratura austriaca moderna*. Pref. di Giorgio Culatelli. – Pisan di Prato: Campanotto 2002. 209 S., ill.

Rezension: Agazzi, Elena: o.T. – In: *Osservatorio critico della germanistica* 5. 2002. N.15. S. 10–12.

[81] Renato, Cristin: Dichtung und Anschauung. Narrative Identität und phänomenologische Beschreibung. – In: *Möglichkeiten und Grenzen der Narration* [= *Otterthaler Gespräche*. Hg. Österr. Gesellschaft für Philosophische Ost-West-Dialoge. Hg. von Jürgen Trinks]. Wien: Turia & Kant 2002. S. 197–216.

[82] Riedel, Wolfgang: *Arara = Bororo oder die metaphorische Synthe-*

sis. – In: *Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder*. Hg. von Rüdiger Zymner, Manfred Engel. – Paderborn 2004. S. 220–241.

[83] Wieser, Wolfgang: »Mit dem Herzen zu denken«. Eine Frage der semantischen Kompetenz? – In: *Brenner-Archiv (Innsbruck): Mitteilungen* 21. 2002. S. 31–37.

[84] Kerschbaumer, Sandra: Romantische Literaturkritik bei Heine, Hofmannsthal, Kerr und einigen Kritikern der Gegenwart. – In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 47. 2003. S. 240–265.

[85] Schulz, Gerhard: Noch-Nicht und Nicht-Mehr: Zum »Fragment« bei Hofmannsthal und Novalis. – In: *Goethezeit – Zeit für Goethe. Auf den Spuren deutscher Lyriküberlieferung in die Moderne*. Festschrift für Christoph Perels. Hg. von Konrad Feilchenfeldt u. a. Tübingen: Niemeyer Verlag 2003 [vgl. 2.7.2.1.13. in HJb 11/2003, S. 386]. S. 377–389.

[86] Baader, Emil: Versuch der Entwicklung einer allgemeinen (ideativen) Symboltheorie. Allegorisch – attributive Symbolik im Gesamtgefüge der analogen Verdichtungen. Eine Studie. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. VIII. 223 S. – Zu Hofmannsthal:

Rezensionen:

– König, Christoph: Hofmannsthal. Ein moderner Dichter unter den Philologen. – Göttingen: Wallstein Verlag 2001 [vgl. 2.8.2.05. in HJb 9/2001, S. 315], von Ascarelli, Roberta: o.T. – In: *Cultura tedesca* 2003. N.22. S. 218–220; von Jirku, Brigitte E.: o.T. – In: *Monatshefte* 95. 2003. N2. S. 358–359; Oels, David: o.T. – In: *ZG* 13. 2003. H.2. S. 439–442.

– Bartl, Gerald: Spuren und Narben. Die Fleischwerdung der Literatur im zwanzigsten Jahrhundert. – Würzburg: Königshausen Neumann 2002 [vgl. 2.8.2.05. in HJb 11/2003, S. 390], von Rainer Kolk: o.T. – In: *Germanistik* 45. 2004. H.3/4. S. 885.

2.6.6. Bildende Künste

2.6.7. Musik – Tanz – Gebärde

[87] Sekine, Yuko: Hofmannsthal und die europäische Körpersprache. – In: *Beiträge zur österreichischen Literatur* 17. Tokio 2001. S. 26–33.

Rezensionen zu:

– Salvan-Renucci, Françoise: »Ein Ganzes von Text und Musik«. Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss. – Tutzing: Schneider 2001 [vgl.

2.8.4.04. in HJb 9/2001, S. 317] von Borchmeyer, Dieter: o.T. – In: Die Musikforschung 56. 2003. H. 4. S. 447f.

2.6.8. Theater – Film

Max Reinhardt

[88] Huesmann, Heinrich: Welttheater Reinhardt: Bauten – Spielstätten – Inszenierungen. Mit einem Beitrag von Leonhard M. Fiedler: Max Reinhardts amerikanische Spielpläne. – München: Prestel Verlag 1983 [= Materialien zur Kunst des 19. Jahrhunderts, Bd. 27]. 616 S. mit zahlr. Abb. und umfangreichem Registerteil (Inszenierungen, Titel, Ur- u. Erstaufführungen, Autoren, Bearbeiter, Übersetzer, Komponisten, Regisseure, Bühnenbildner, Kostümbildner, Dirigenten, Choreographen, Darsteller).

[89] Ambivalenzen: Max Reinhardt und Österreich. Ausgew., zusammengestellt u. hg. von Edda Fuhrich, Ulrike Dembski, Angela Eder. Mit einem Beitrag von Peter Roessler und einem Exkurs von Achim Benning. – Wien: Christian Brandstätter Verlagsgesellschaft 2004. 192 S. m. zahlr. Abb. – Zu Hofmannsthal: S. 59–96.

2.7. Einzelaspekte

Antisemitismus

[90] Stern, Martin: Verschwiegener Antisemitismus. Bemerkungen zu einem widerrufenen Brief Hofmannsthals an Rudolf Pannwitz. – In: HJb 12/2004 [16]. S. 243–253. Aus dem Inhalt: Briefe von Hofmannsthal an Pannwitz vom 2.9.1917; 3.9.1917; an Richard Strauss vom 31.1.1914; 4.9.1917 und von Pannwitz an Hofmannsthal vom 3.9.1917.

Ästhetizismus

[91] Dvorák, Johann: Zur Rezeption des englischen Ästhetizismus bei Hugo von Hofmannsthal. – In: Radikalismus, demokratische Strömungen und die Moderne in der österreichischen Literatur. Hg. von Johann Dvorák – Frankfurt a.M., Berlin u. a.: Peter Lang 2003 [= Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte 43]. S. 221–236.

Casanova

[92] Scheible, Hartmut: Hofmannsthal, Schnitzler und der Mythos Casanova. – In: [25], S. 305–329.

Das Fest

[93] Haller, Miriam: Das Fest der Zeichen. Schreibweisen des Festes im modernen drama. Köln u. a.: Böhlau, 2002. [Kölner germanistische Studien; N. F., Bd. 3]. 344 S. – Zu Hofmannsthal: »Wie ihr da seid hereingelaufen, so könnte ich euch alle kaufen«. Hugo von Hofmannsthals *Jedermann*. S. 247–253.

Rezension von Wilke, Sabine: o. T. – In: Germanistik 45. 2004. H. 1/2. S. 465.

Geschlechterrollen

[94] Heldhuser, Urte: Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900. – Köln u. a.: Böhlau Verlag 2005 [= Studien zur Literatur und Kulturgeschichte – Große Reihe, Bd. 34]. – Zu Hofmannsthal: passim, besonders Kapitel 8: Moderne als Feminisierung? – Die Wiener Moderne. S. 257–325.

– [76]

Homosexualität

– [22]

Identität / Entfremdung

[95] Schipper, Gerold: Identität und Entfremdung. Zum Konzept des Dichterischen bei Keats und Hofmannsthal. – Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2004 [= Analysen und Dokumente; 47]. 141 S.

Intertextualität

[96] Orosz, Magdolna: »Das Gedächtnis des Textes ist seine Intertextualität« – Intertextualität in der Literatur der Jahrhundertwende. – In: [69], S. 49–66.

Künstlerdrama

– [43]

Landschaft

[97] Schmidt-Dengler, Wendelin: Das weite Land der Seele. Landschaft in der Literatur der Jahrhundertwende. – In: Brücken schlagen. Festschrift für George Gutu. Hg. von Anton Schwob u. a. – München: IKGS-Verl. 2004 [= Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Kultur und Geschichte Südeuropas (IKGS): Wissenschaftliche Reihe (Literatur- und Sprachgeschichte); 101]. S. 147–160.

Männlichkeit

– [76]

Mimesis

– [55]

Praeexistenz

– [46]

Mythos

Rezensionen zu:

– Ward, Philip: Hofmannsthal and Greek Myth. Expression and Performance. – Oxford, Bern u. a.: Lang 2002 [vgl. 2.9.0.2. in HJb 10/2002, S. 415] von Birkin, Kenneth: o.T. – In: Richard-Strauss-Blätter, N.F. 2003, H. 49. S. 107–109.

– Uhlig, Kristin: Hofmannsthals Anverwandlung antiker Stoffe. Freiburg i. Br.: Rombach Verlag 2003 [vgl. 2.9.05. in HJb 11/2003, S. 393] von Kuttner, Hemma-Maria. – In: Germanistik 45. 2004. H. 3/4. S. 925.

Orient / Osten

[98] Rovagnati, Gabriella: Alla ricerca di nuovi segni: Hofmannsthal e i linguaggi non verbali d'Oriente. – In: Studia austriaca. Ed.: Fausto Cercignani. Milano: Ed. dell'Arco. Bd. 11. S. 29–47.

Venedig

[99] Pizer, John: Venice as mediator between province and Viennese metropolis: themes in Rilke, Hofmannsthal, Gerhard Roth, and Kollektsch. – In: Literature in Vienna at the turn of the centuries. Continuities and discontinuities around 1900 and 2000. Ed. by Ernst Grabovski and James Hardin. – Rochester, New York u. a.: Camden House 2003 [= Studies in German literature, linguistics, and culture]. S. 117–131.

Verführung

Rezension zu:

– Lhote, Marie-Josèphe: Figures du Héros et Seduction (Le Séducteur vue par Hugo von Hofmannsthal ...). – Paris: Edition l'Harmattan, 2001 [vgl. 2.5.06. in HJb 9/2001, S. 303] von Boschian-Campaner, Cathérine: o.T. – In: Romantisme 33. 2003. N. 119. S. 109f.

Zeit

[100] Taschner, Rudolf: Hofmannsthal: Zahl und Zeit. In: R. T.: Der Zahlen gigantischer Schatten. Mathematik im Zeichen der Zeit. – Wiesbaden: Vieweg & Sohn Verlag 2004. S. 44–63 m. 1 Abb.

3. Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte

3.1 Rezeption in verschiedenen Kulturräumen

[101] Simonek, Stefan: Zur widersprüchlichen Rezeption Hugo von Hofmannsthals in der tschechischen Literatur um 1900. – In: Sprache(n) und Literatur(en) im Kontakt: Konferenz 25.–26. Oktober 2001. Hg. von Mária Barota u. a. Szombethely: Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur der Hochschule »Berzsenyi Dániel«, 2002 [= Acta germanistica savariensia, 7]. S. 341–350.

3.2. Theateraufführungen und Rezensionen

Elektra

[102] Sandner, Wolfgang: Im Delirium. Peter Konwitschny inszeniert in Dänemark *Elektra*. – In: F.A.Z. Nr. 49. 28.2.2005. S. 36 m. Abb.

Jedermann

[103] Seip, Jörg: Das wiederentdeckte Welttheater: Christian Stückls Neuinszenierung des Salzburger *Jedermann*. – In: Stimmen der Zeit Jg. 128. Bd. 221. 2003. H.8. S. 561–570.

3.3. Filmaufführungen, DVDs und Rezensionen

Der Rosenkavalier

[104] Richard Strauss: *Der Rosenkavalier*. Nina Stemme, Vesselina Kasarova, Malin Hartelius, Alfred Muff, Rolf Haunstein, Boiko Zvetanov, Liuba Chuchrova u. a. Chor und Orchester der Oper Zürich. Franz Welser-Möst, Sven-Eric Bechtolf. 2 DVDs (EMI/5442589).

Rezension von Mösch, Stephan: Pereiras Fabrik. Zürichs Opernhaus produziert für DVD-Produzenten mit. – In: F.A.Z. Nr. 141. 21.6.2005. S. 42.

3.4. Tonträger und Rezensionen

Der Abenteurer und die Sängerin

[105] Paula Wessely spricht Hofmannsthal und Schnitzler. 2004. 1 CD (dt., Aufn. 1967, Wien).

4. Hofmannsthal-Forscher

[106] Seng, Joachim: Aufrichtiges Gespräch. Zum Briefwechsel zwischen Ernst Beutler und Richard Alewyn. – In: Goethezeit – Zeit für Goethe. Auf den Spuren deutscher Lyriküberlieferung in die Moderne. Festschrift für Christoph Perels zum 65. Geburtstag. Hg. von Konrad Feilchenfeldt u. a. Tübingen: Niemeyer 2003 [vgl. 2.7.2.1.13. in: HJb 11/2003, S. 386]. S. 263–277.

5. Nachtrag

[107] Richard Strauss und das Musiktheater. Bericht über die Internationale Fachkonferenz Bochum, 14. bis 17. November 2001. Hg. von Julia Liebscher. – Berlin: Henschel Verlag 2005. – Aus dem Inhalt: Reinhold Schlötterer: Dramaturgie des Sprechtheaters und Dramaturgie des Musiktheaters bei *Elektra* von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss – Jürgen May: Hugo von Hofmannsthals und Richard Strauss' Festspiel *Die Ruinen von Athen* nach Ludwig van Beethoven – mehr als ein Kuriosum? – Rebekka Fritz: »– nun sind wir überm Berg, das zu Zarte wird kräftig, das zu Schlaaffe spannt sich, und was immer gut war, die Struktur, gewinnt, statt zu verlieren.« Zur Dramaturgie des ersten Aktes *Arabella* – Albert Gier: *Der Rosenkavalier* und *Ariadne auf Naxos* als Theater über Theater – Joachim Herz: *Die Frau ohne Schatten* oder Werktreue – was ist das bitte? – Mathias Spohr: Marktmacht eines neuen Mediums. Richard Strauss und die Verfilmung des *Rosenkavalier* (1926) – Robert Braunmüller: Resistent gegen Regietheater? *Ariadne auf Naxos* in der Inszenierung von Jossi Wieler und Sergio Morabito – Bernd Edelmann: Das Lever im I. Akt des *Rosenkavalier*. Szene und Musik.

Mitteilungen

Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld
(14. Januar 1908 – 16. Februar 2005)

Ansprache bei der Trauerfeier für die Verstorbene

»Wir haben ... so unermesslich viel verloren, was soll man da sagen? Auch denken hilft nicht. Da sind Tränen besser als Gedanken.« Der Dichter Hugo von Hofmannsthal schrieb diese Worte an die Mutter der Verstorbenen im Mai 1918, nach dem überraschenden Tod des gemeinsamen Freundes Eberhard von Bodenhausen, und ich möchte sie heute wiederholen, weil viele von uns sicher ähnlich empfinden.

Daß ich mit Hofmannsthal beginne, hat auch damit zu tun, daß ich heute hier zu Ihnen für die Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft spreche. Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld war seit 1997 Präsidentin des Ehrenrates der Gesellschaft, und sie hat diese Aufgabe bis zuletzt mit großer Leidenschaft und der ihr eigenen Tatkraft betrieben. Die Gesellschaft, der sie über viele Jahrzehnte hin und in der Nachfolge ihrer Mutter als Mitglied des Ehrenrates angehörte, schuldet ihr großen Dank. Die Tagung in diesem September in Dresden, wo es um Hofmannsthal als Operndichter gehen soll, wollte Sie – wie Sie mir sagte – so gerne noch besuchen, und mit ihr hofften ich und alle Mitglieder der Gesellschaft, sie dort wieder zu sehen. Eine Hofmannsthal-Tagung ohne die Gespräche mit ihr und die lebendigen Berichte über den Dichter selbst, ist für Viele kaum vorstellbar.

Der Abschied von ihr ist nicht nur für die Hofmannsthal-Gesellschaft, sondern für alle Freunde der Dichtungen Hofmannsthals besonders schmerzlich. Denn mit ihr ist uns nicht nur ein verehrter, lieber Mensch und eine tatkräftige Helferin, mit ihr ist eine ganze Welt versunken.

Sie war für uns alle die letzte lebendige Verbindung zur Welt des Dichters. An sie dachte man, wenn man Hofmannsthals ersten Eindruck über ihre Mutter, die Gräfin Ottonie Degenfeld las: »Ottonie ist unglaublich nett! so etwas liebes gutes und Freudenmachendes«. Marie Therese Mil-

ler Gräfin Degenfeld verkörperte diese mitreißende, freudebringende Lebenslust ihrer Mutter auf einzigartige Weise.

Lassen sie mich aber an diesem Tag und an diesem Ort noch ein wenig bei den Briefen von Ottonie und Hofmannsthal verweilen, die der Verstorbenen so viel bedeuteten. Ich stehe heute auch als Vertreter des Hofmannsthal-Archivs des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt am Main vor ihnen, das sich in Goethes Elternhaus befindet. Bei uns ist nicht nur ein Gedenkraum für den Dichter zu besichtigen, sondern bei uns finden sie auch die Bibliothek des Dichters und einen Großteil seines dichterischen Nachlasses – darunter auch ein Stück Neubeuern, nämlich die Briefe von Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal. Diesen Briefen verdanke ich überhaupt erst die Bekanntschaft mit Frau Miller Gräfin Degenfeld, denn gemeinsam suchten wir für die englischsprachige Ausgabe des Briefwechsels, die in der deutschen Ausgabe fehlenden Briefe und Briefstellen heraus. Die amerikanische Ausgabe für Ihre Kinder und Kindeskinde lag ihr besonders am Herzen und sollte vollständig sein.

Als ich jetzt, für den heutigen Tag, den Briefwechsel noch einmal durchsah, wurde mir erst bewußt, wie sehr diese Briefe auch *ihre* Briefe waren. Denn Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld, die bis zuletzt für ihre Freunde die »Baby« blieb – und unter diesem Namen im Lustspiel »Der Unbestechliche« auch in die Weltliteratur eingegangen ist – ist in gewisser Weise auch eine Hauptperson dieser einzigartigen Korrespondenz.

Sie war – nach dem tragischen Schicksal, das ihrer Mutter durch den plötzlichen Tod ihres Mannes, des Grafen Christoph Martin Degenfeld-Schonburg, widerfuhr – das lebendige Bekenntnis ihrer Mutter zum Leben. Hofmannsthal, der die kranke Gräfin fürs Leben zurückgewinnen wollte, wußte das und schrieb schon im März 1911:

»Sie sollen nicht dem Kind nachgehen sondern das Kind soll später Ihnen nachgehen, und wird es auch, wird Ihnen nachgezogen werden von der größten reinsten Gewalt, und diese Gewalt brauchen Sie in sich nicht eigens auszubilden – es wird keine andere sein als die Gewalt des Lebens – denn indem Sie gewählt haben zwischen Tod und Leben, haben Sie sich dies auferlegt, auch rein und treu die innere Möglichkeit des Lebens in sich wieder aufzubauen – keine zwischen zwei Welten halblebende Larve zu sein sondern eine lebende unendliche Natur, und

wie sollte das Kind, wenn es allmählich ein Mensch wird, diesem Zauber widerstehen?»

Frau Miller Gräfin Degenfeld hat diesen Zauber gespürt und selbst weitergegeben, und wenn ihre Mutter die »Muse des Dichters« war, dann war sie die »Musentochter«. Sie war eine der wenigen, denen der nicht immer einfache Dichter in einem Brief folgendes Angebot machte: »Bitte schreib mir nur immer aufrichtig was Du Dir denkst, so will ich es auch tun, und da werden wir einmal gute Freunde werden«.

Im Juli 1919 ließ der »Freund Hofmannsthal« der 11-jährigen Marie Thérèse ein Buch zukommen und schrieb an ihre Mutter:

»An wen ich oft denke, das raten Sie vielleicht nicht: es ist Ihre Tochter. Ich glaube ich werde ihr später ein guter Freund sein. Neulich kam mir hier ein Buch in die Hand das ich sonderbarer Weise nicht kannte: Oliver Twist von Dickens, es ist die berühmte Geschichte von dem Buben, der unter die Diebe und Mörder fällt, gleich fiel mir ein ob das nicht ein Buch wäre für Marie Therese, die guten Menschen darin sind so reizend und liebenswert, freilich die Bösen mit einer furchtbaren Kraft und Anschaulichkeit gezeichnet – wenn Sie ihrs geben, so überlesen Sies doch vorher, ob das Gräßliche darin nicht gar zu stark und wirklich ist.«

Die Antwort Ottonies aus Hinterhör enthält, wie ich finde, eine wunderbare Charakterisierung der Tochter durch die Mutter:

»Oliver Twist lasen wir ein bißel den Kindern vor, so gegen Weihnachten und Baby hat es so ergriffen, daß sie nächtelang nicht schlafen konnte. Sie ist eigentlich ein ganz einfacher Mensch mit lauter Interessen fürs praktische Leben, begeistert von ihren Tieren, kleinen Hühnern, Katzen etc., sie sind ihr Lebensgenuß, aber so empfindlich, gegen alles Traurige sich wehrend. [...] Wissen Sie Hugo, unser Leben hier ist reizend, jeder hat seine Arbeit und die Kinder leben ein entzückendes Kinderleben.«

Die Freude, die sie aus diesem »entzückenden Kinderleben« hier in Neubeuern zog, hat Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld ihr Leben lang begleitet. Ebenso wie ihr Interesse fürs »praktische Leben«. Ich erinnere nur daran, wie sie in einem Interview auf die Frage, warum sie für einen amerikanischen Diplomaten auf ihre beiden Schlösser verzichtet habe, antwortete:

»Dieser Amerikaner, in den ich mich sofort verliebt habe und der sich auch sofort in mich verliebt hatte, sagte allerdings schon gleich am

Anfang: ›Von diesem Kasten will ich nichts wissen, nein danke. Ich will nur dich.‹ Ja, und deswegen sage ich auch immer, daß ich wirklich ein glücklicher Mensch bin, denn der liebe Gott hat mir zwei Schlösser in die Wiege gelegt – Eybach und Neubeuern –, und trotzdem darf ich in einem Haus wohnen.«

Ich sah die Verstorbene allerdings erstmals hier in Neubeuern, auf diesem wunderbaren Schloß über uns, anläßlich der Feier zu ihrem 90. Geburtstag. Ich fuhr mit klopfendem Herzen zu *der* Gräfin Degenfeld, die mit Hofmannsthal zusammen den »Rosenkavalier« in Wien gesehen hatte, und mit deren Zöpfen einst der berühmte Schauspieler Alexander Moissi in Salzburg spielte. Sehr klein und unbedeutend kam ich mir vor, als ich die Terrasse des Schlosses betrat. Sie, die Gefeierte, kam mir vor der Steintreppe gleich entgegen, und sie begrüßte mich mit einer Herzlichkeit und Wärme, die mich gleich spüren ließ, einem besonderen Menschen begegnet zu sein.

Vielen, die Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld begegnen durften, ist es ähnlich ergangen. Man ging immer von ihr »mit einem seligen glücklichen Gefühl, das immer um einen herumleibt, einem Gefühl wie vom Vorhof des Himmels«, wie es Hofmannsthal einmal so schön über ihre Mutter formulierte.

In ihrem Neujahrsgruß, der mich wenige Tage nach ihrem letzten Geburtstag im Januar 2005 erreichte, schrieb sie: »I am looking back to a very blessed life with fond memories of all of you«. Diese bewundernswerte Dankbarkeit und Lebenszufriedenheit ließ mich heute, vor dieser Kulisse in Neubeuern und unweit von Salzburg, an den »Jedermann« denken. Vor allem an die letzten Worte aus Hofmannsthals wohl bekanntestem Stück. Wie die allegorische Figur des ›Glaubens‹ dürfen wir sagen:

Nun hat sie vollendet das Menschenlos,
Tritt vor den Richter nackt und bloß
Und ihre Werke allein,
Die werden ihr Beistand und Fürsprech sein.

Wir bleiben traurig zurück und nehmen uns an ihrem Leben und ihren guten Taten ein Beispiel.

Marie Therese Miller Gräfin Degenfeld wird mir, sie wird uns allen fehlen.

Joachim Seng

Neue Mitglieder
(Dezember 2004 bis Oktober 2005)

Claudia Bamberg, Kelkheim

Bernd Frommelt, Hofheim am Taunus

Hessischer Literaturrat e.V., Frankfurt a. M.

Katja Kaluga, Frankfurt a. M.

Stefan Kleie, Tübingen

Norman Rinkenberger, Marburg/Lahn

Katrin Scheffer, Marburg/Lahn

Catherine Schlaud, Frankfurt a. M.

Christian Urack, Berlin

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

SW Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstalter vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Rudolf Hirsch (†), Clemens Köttelwesch (†), Christoph Perels, Edward Reichel, Heinz Rölleke, Ernst Zinn (†), Frankfurt a. M.

<i>SW I Gedichte 1</i>	Hg. von Eugene Weber. 1984.
<i>SW II Gedichte 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
<i>SW III Dramen 1</i>	Kleine Dramen. Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.
<i>SW IV Dramen 2</i>	Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.
<i>SW V Dramen 3</i>	Die Hochzeit der Sobeide/Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.
<i>SW VI Dramen 4</i>	Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.
<i>SW VII Dramen 5</i>	Alkestis/Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.
<i>SW VIII Dramen 6</i>	Ödipus und die Sphinx/König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.
<i>SW IX Dramen 7</i>	Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.
<i>SW X Dramen 8</i>	Das Salzburger Große Welttheater/Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.
<i>SW XI Dramen 9</i>	Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.
<i>SW XII Dramen 10</i>	Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.
<i>SW XIII Dramen 11</i>	Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.
<i>SW XIV Dramen 12</i>	Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.
<i>SW XV Dramen 13</i>	Das Leben ein Traum/Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.
<i>SW XVI.1 Dramen 14.1</i>	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.

<i>SW XVI.2 Dramen 14.2</i>	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000.
<i>SW XVII Dramen 15</i>	Die Heirat wider Willen/Die Lästigen. Hg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert. 2006.
<i>SW XVIII Dramen 16</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
<i>SW XIX Dramen 17</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
<i>SW XX Dramen 18</i>	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
<i>SW XXI Dramen 19</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
<i>SW XXII Dramen 20</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
<i>SW XXIII Operndichtungen 1</i>	Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
<i>SW XXIV Operndichtungen 2</i>	Ariadne auf Naxos/Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
<i>SW XXV.1 Operndichtungen 3.1</i>	Die Frau ohne Schatten/Danae oder die Vernunft- heirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch und Ingeborg Beyer-Ahlert. 1998.
<i>SW XXV.2 Operndichtungen 3.1</i>	Die ägyptische Helena/Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001
<i>SW XXVI Operndichtungen 4</i>	Arabella/Lucidor/Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
<i>SW XXVIII Erzählungen 1</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1975.
<i>SW XXIX Erzählungen 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
<i>SW XXX Roman</i>	Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
<i>SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1991.

GW Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979f.

<i>GW GD I</i>	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
<i>GW D II</i>	Dramen II: 1892–1905
<i>GW D III</i>	Dramen III: 1893–1927
<i>GW D IV</i>	Dramen IV: Lustspiele
<i>GW D V</i>	Dramen V: Operndichtungen
<i>GW D VI</i>	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
<i>GWE</i>	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
<i>GW RA I</i>	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
<i>GW RA II</i>	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
<i>GW RA III</i>	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1945ff. (bei späterer abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr)

<i>PI (1950)</i>	Prosa I. 1. Aufl. 1950
<i>PI</i>	Prosa I. 1956
<i>PII (1951)</i>	Prosa II. 1. Aufl. 1951
<i>PII</i>	Prosa II. 1959
<i>PIII</i>	Prosa III. 1952
<i>PIV</i>	Prosa IV. 1955
<i>A</i>	Aufzeichnungen. 1959
<i>E</i>	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949. 3. Aufl. 1953
<i>GLD</i>	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946. 2. Aufl. 1952
<i>DI</i>	Dramen I. 1953
<i>DI</i>	Dramen II. 1954

<i>D III</i>	Dramen III. 1957
<i>D IV</i>	Dramen IV. 1958
<i>L I (1947)</i>	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
<i>L I</i>	Lustspiele. 1959
<i>L II (1948)</i>	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
<i>L II</i>	Lustspiele II. 1954
<i>L III</i>	Lustspiele III. 1956
<i>L IV</i>	Lustspiele IV. 1956
<i>B I</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
<i>B II</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
<i>BW Andrian</i>	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andrian: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frankfurt 1968.
<i>BW Auernheimer</i>	The Correspondence of Hugo von Hofmannsthal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau, in: Modern Austrian Literature. Vol. 7. Numbers 3&4. 1974, S. 209–307.
<i>BW Beer-Hofmann</i>	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hofmann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt 1972.
<i>BW Bodenhäusen</i>	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Bodenhäusen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhäusen. Düsseldorf 1953.
<i>BW Borchardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt 1954.
<i>BW Borchardt (1994)</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schuster. München 1994.
<i>BW Burckhardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt 1956.

- BW Burckhardt (1957)* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt 1957 (Erw. Ausgabe).
- BW Burckhardt (1991)* Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz-Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt 1991.
- BW Degenfeld* Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühlh. Frankfurt 1974.
- BW Degenfeld (1986)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühlh. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt 1986.
- BW Clemens Franckenstein* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5/1997, S. 7–146.
- BW Clemens Franckenstein (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg 1998.
- BW George* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
- BW George (1953)* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Auflage. Hg. von Robert Boehringer. München, Düsseldorf 1953.
- BW Gomperz* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg 2001.
- BW Haas* Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rudolf Italiaander. Berlin 1968.
- BW Harden* Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: HJb 6/1998 S. 7–115.
- BW Hellmann* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der

- deutschen Schillergesellschaft 11. Stuttgart 1967. S. 170–224.
- BW Herzfeld* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
- BW Heymel I* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: HJb 1, 1993, S. 19–98.
- BW Heymel II* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: HJb 3, 1995, S. 19–167.
- BW Heymel (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke †. Freiburg 1998. (= BW Heymel I und II)
- BW Insel* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt 1985.
- BW Karg Bebenburg* Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt 1966.
- BW Kassner I* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 11/2003, S. 7–136.
- BW Kassner II* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 12/2004, S. 7–190.
- BW Kassner (2005)* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg 2005. (= BW Kassner I und II)
- BW Kessler* Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt 1968.

- BW Lichnowsky* Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrodt und Ursula Renner. In: HJb 5, 1997, S. 147–198.
- BW Lieben* Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: HJb 4/1996, S. 31–66.
- BW Meier-Graefe* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg, 1998. In: HJb 4, 1996, S. 67–168.
- BW Meier-Graefe (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg 1998.
- BW Mell* Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
- BW Michel* Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Concetti. In: HJb 13/2005, S. 11–167.
- BW Nostitz* Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswalt von Nostitz. Frankfurt 1965.
- BW Oppenheimer I* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 7/1999, S. 7–99.
- BW Oppenheimer II* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 8/2000, S. 7–155.
- BW Pannwitz* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaekle. Frankfurt 1994.
- BW Redlich* Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt 1971.
- BW Rilke* Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt 1978.

- BW Schmujlow-Claassen* Ria Schmujlow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a. N. 1982.
- BW Schnitzler* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt 1964.
- BW Schnitzler (1983)* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt 1983.
- BW Strauss* Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin, Wien, Leipzig 1926.
- BW Strauss (1952)* Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
- BW Strauss (1954)* Erw. Auflage. Zürich 1954.
- BW Strauss (1964)* Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964.
- BW Strauss (1970)* Hg. von Willi Schuh. 4., erg. Aufl. Zürich 1970.
- BW Strauss (1978)* 5., erg. Aufl. Zürich, Freiburg i. Br. 1978.
- BW Thun-Salm* Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a. M. 1999.
- BW Wiegand* Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. JbDSG VII, 1963, S. 44–190.
- BW Wildgans* Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Bradish. Zürich, München, Paris 1935.
- BW Wildgans (1971)* Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
- BW Zifferer* Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien (1983).
- B Christiane* Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1955.

<i>TB Christiane</i>	Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt 1991.
<i>TB Christiane</i> (² 1991)	2. überarb. Aufl. Frankfurt 1991.
<i>Hirsch</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthal. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt 1995.
<i>Hirsch</i> (1998)	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthal. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt 1998.
<i>HB</i>	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Heidelberg 1971 ff.
<i>HF</i>	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Basel u. a. 1971 ff.
<i>Hjb</i>	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler, Gotthart Wunberg. Freiburg 1993 ff.
<i>Weber</i>	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vertonungen. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin/ New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (»Eppelsheimer/Köttelwesch«).

Anschriften der Mitarbeiter

Dr. Peter Michael Braunwarth

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Sonnenfelsgasse 19/8, A-1010 Wien

Dr. Riccardo Concetti

Via Cipresso 36
I-06083 Bastia Umbra (PG)

Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pelloquin

Deutsches Seminar der Universität Basel
Nadelberg 4, Engelhof, CH-4051 Basel

Dr. Ludwig Dietz

Südring 49
D-72160 Horb

Dr. Konrad Heumann

Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23-25, D-60311 Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Mathias Mayer

Lehrstuhl für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10, D-86135 Augsburg

Prof. Dr. Gerhard Neumann

Institut für Deutsche Philologie, Universität München
Schellingstraße 3, D-80799 München

Prof. Dr. Ursula Renner-Henke

Universität Duisburg-Essen,
Fachbereich 3, Geisteswissenschaften
Universitätsstraße 12, D-45117 Essen

Dr. G. Bärbel Schmid

Frankenweg 8, D-79085 Freiburg i. Br.

Prof. Dr. Günter Schnitzler

Deutsches Seminar II, Universität Freiburg

Werthmannplatz, D-79085 Freiburg i. Br.

Dr. Joachim Seng

Freies Deutsches Hochstift

Großer Hirschgraben 23-25, D-60311 Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Ernst Schulin

Burgunderstraße 30

D-79104 Freiburg

Prof. Dr. Gotthart Wunberg

Hartmeyerstraße 42

D-72076 Tübingen

Register

- Aeschylus 250
Agazzi, Elena 346, 348
Ahn, Jin-Tae 341
Albrecht, Michael von 336
Alewyn, Richard 354
Altenberg, Peter 170, 172–177
Anderegg, Johannes 342
Andrian, Ferdinand von 66
Andrian, Leopold von 11, 14–17,
19, 26, 32–34, 39–42, 44f., 48–50,
52, 54, 60, 62, 65–67, 69, 72–74,
78–80, 84, 89, 95, 98, 101, 104, 114f.,
117–119, 121, 124–127, 130f., 134f.,
137, 142, 145, 149, 152, 157–159, 166,
179, 344
Anthes, Otto 269
Antoine, André 74
Antoku, Makiko 344
Anzengruber, Ludwig 27
Arlaud, Sylvie 347
Arnold, Robert Franz 21
Arnold, Viktor 191, 196, 202–204,
210, 214, 221, 236, 240, 261, 268
Arslanagić, Ibro 28
Ascarelli, Roberta 349
Asholt, Wolfgang 344
August II. der Starke 140
August Wilhelm Prinz von Preußen
200
August Wilhelm Prinzessin von Preu-
ßen 181, 197, 202, 246
Aurnhammer, Achim 296
Baader, Emil 349
Bab, Julius 67
Babits, Mihály 337
Bahr, Hermann 14f., 67, 73, 96, 99,
177, 207, 221, 236, 251
Balzac, Honoré de 18, 252
Bamberg, Claudia 359
Band, Arnold J. 303, 325
Bang, Herman 77
Barbier, Frédéric 346
Barbolani, Josef 83
Barota, Mária 344, 353
Bartl, Gerald 349
Bartram, Graham 348
Bartsch, Rudolf Hans 110
Bauer, Ernest 26
Bechtolf, Sven-Eric 353
Beer-Hofmann, Paula 49
Beer-Hofmann, Richard 14, 43, 49,
51, 56–58, 174, 224
Beethoven, Ludwig van 354
Behn, Fritz 103
Behrens, Peter 205
Behrmann, Alfred 343
Beilis, Menachem Mendel 301–329
Benedikt, Moritz 104, 108
Beniston, Judith 342
Benning, Achim 350
Ben-Sassin, Haim Hillel 304
Benthien, Claudia 348
Berger, Alfred von 71
Bergmann, Else 316
Bernauer, Rudolf 91
Berndt, Rosina 252
Bernhard, Thomas 181
Bertram, Ernst 338
Bethmann Hollweg, Dietrich von 124
Beutler, Ernst 354
Bie, Oscar 40f., 71
Biegler, Ingo 292
Bierbaum, Otto Julius 36, 38–40
Binder, Hartmut 301, 316, 319, 326f.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 195, 255
Birkin, Kenneth 352

- Bisier 123f., 126f., 142
 Bismarck, Otto von 314
 Blei, Franz 40, 54, 148, 312, 324
 Blei, Sibylla 148
 Bloch, Felice 320
 Bloch, Grete 320
 Blüher, Alfred 339
 Blumenthal, Oskar 251
 Böcklin, Arnold 35, 60
 Bodenhhausen, Eberhard von 355
 Bohnenkamp, Klaus E. 333, 336
 Bolterauer, Alice 344, 347
 Borchmeyer, Dieter 350
 Born, Jürgen 301, 307, 313
 Boschian-Campaner, Cathérine 352
 Bosse, Anke 343
 Boyen, Hermann von 113, 165
 Brahm, Otto 32, 62, 70, 91, 178,
 236, 276, 280, 335
 Brandes, Georg 95, 299
 Brandstätter, Christian 350
 Brann, Paul 35
 Braun, Felix 24, 110
 Braunmüller, Robert 354
 Braunwarth, Peter Michael 5, 164,
 295–300, 369
 Brecht, Erika 332f.
 Brecht, Walther 332f.
 Broch, Hermann 347
 Brod, Max 301–304, 310, 312, 315,
 317, 320, 326
 Bronnen, Arnolt 308
 Browning, Robert 41
 Bruckmann, Hugo 60
 Brunner, Emil 299
 Buber, Martin 303, 312
 Bucherer, Max 22
 Burckhardt, Carl Jakob 47, 163, 335
 Burdach, Konrad 23
 Burián-Rajecz, Stefan Graf 78, 124
 Buschbeck, Erhard 162
 Büssgen, Antje 348
 Cajus, Pater 113
 Calderón de la Barca, Pedro 41, 43,
 282
 Čapek, Karel 313
 Carl, Erzherzog 114
 Castiglioni, Camillo 157
 Cercignani, Fausto 344, 352
 Cermák, Josef 301
 Chuchrova, Liuba 353
 Choi, Moon-Gyoo 341
 Concetti, Riccardo 5, 11–167, 369
 Cop-Marlet, Mara (Marie) 21
 Craig, Edward Gordon 64
 D'Albert, Eugen 90
 D'Annunzio, Gabriele 19
 Dangel-Pelloquin, Elsbeth 369
 Danneberg, Lutz 340
 Dante Alighieri 206, 208
 Daviau, Donald G. 177
 Defoe, Daniel 221
 Degenfeld-Schonburg, Christoph
 Martin Graf von 356
 Degenfeld-Schonburg, Marie Therese
 Gräfin von 355–358, 337
 Degenfeld-Schonburg, Ottonie Gräfin
 von 103, 106, 335, 355f.
 Delle Cave, Ferruccio 12, 14, 113
 Dembski, Ulrike 350
 Denera, Liselotte 275, 277, 280
 Deutsch, Ernst 177
 Deutsch, Felix 169, 177
 Deutsch, Lili 177
 Devrient, Max 15
 Diamant, Dora 302f., 307, 317–319,
 321, 326
 Dickens, Charles 357
 Diegelmann, Wilhelm 196, 198, 200,
 204, 220, 237, 240, 261f.
 Dietrichstein, Egon 21
 Dietz, Ludwig 5, 301–329, 369
 Döblin, Alfred 308f., 311, 313, 325f.
 Donnay, Maurice 252
 Dostojevskij, Fjodor Michajlo-
 witsch 46

- Dremmelbauer, Josef 347
 Dreyfus, Alfred 304
 Dubnow, Simon 327
 Duse, Eleonora 64
 Dvorák, Johann 350f.
 Dymow, Ossip 91
 Edelmann, Bernd 354
 Eder, Angela 350
 Edschmid, Kasimir 315
 Eftimius, Victor 338
 Eger, Paul Felix 92
 Eisner, Kurt 306, 314
 Elbogen, Ismar 304, 316, 327
 Elias, Julius 240
 Eloesser, Arthur 249
 Engel, Manfred 349
 Ettinger, Shmuel 304, 306
 Ettlinger, Josef 253
 Eulenberg, Herbert 68
 Eysoldt, Peter 280
 Fähnders, Walter 344
 Faistauer, Anton 148
 Falk, Norbert 202
 Feilchenfeldt, Konrad 343, 349, 354
 Ficker, Ludwig von 14, 19
 Fiechtner, Helmut A. 11, 17, 23
 Fiedler, Corinna 170
 Fiedler, Leonhard M. 350
 Fischer, Ernst 159
 Fischer, Gerhart 107
 Fischer, Hedwig 170
 Fischer, Samuel 55, 73, 75, 79f., 83,
 92, 94f., 99, 105, 107, 115f., 131,
 170, 172, 174, 177
 Flake, Otto 313
 Flaubert, Gustave 18
 Fliedl, Konstanze 295, 339
 Flir, Alois Kasimir 113
 Fontane, Theodor 347
 Förster, Lilith 120
 Förster, Rudolf 309
 Foucart, Claude 341
 France, Anatole 19
 Franckenstein, Clemens von 46
 Franckenstein, Georg von 101, 118,
 154, 166
 Frank, Leo 304
 Frankfurter, Richard Otto 181, 196
 Franz Joseph I., Kaiser 113, 134
 Franzos, Berta 76
 Frenssen, Gustav 200
 Freund, J. Hellmut 155
 Frey, Christopher 324
 Frindt, Andrea 12, 21, 147
 Fritsch, Theodor 327
 Fritz, Rebekka 354
 Fromm, Waldemar 344
 Frommelt, Bernd 359
 Früh, Eckart 183
 Fuhrich, Edda 350
 Fulda, Ludwig 91
 Gaál-Baróti, Márta 341
 Ganghofer, Ludwig 32
 Gehlen, Arnold 180, 182, 281
 George, Stefan 11, 338, 347
 Gerold-Tucholsky, Mary 310
 Geßner, Adrienne 287, 292
 Geyer, Emil 130
 Geyer, Florian 95, 275, 279
 Gier, Albert 354
 Gilbert, Mary E. 81
 Ginszkey, Franz-Carl 115
 Glümer, Marie 296
 Goethe, Johann Wolfgang von 75,
 201, 206, 257f., 270, 303, 328, 332,
 345, 356
 Goetz, Theo 287, 291
 Gold, Alfred 89
 Goldmann, Paul 180, 182, 224
 Goldoni, Carlo 192, 208, 211
 Goll, Iwan 313
 Görtschacher, Wolfgang 347
 Goth, Ernst 115
 Gozzi, Carlo 243
 Graber, Heinz 308, 311
 Grabovski, Ernst 352

- Graetz, Heinrich 327
 Grillparzer, Franz 27, 276
 Groben, Joseph 337
 Gröbner 292
 Gronau, Ernst 287, 292
 Grossmann, Stefan 129, 261, 263
 Grünbein, Durs 343
 Gründgens, Gustaf 158, 285, 291f.
 Gründig, Claudia 341
 Grundmann, Heike 348
 Gülstorff, Max 277, 280
 Günther, Timo 341
 Guttman, Julius 326
 Gutu, George 345f., 351
 Haas, Willy 308, 313, 320
 Haase, Hugo 314
 Hagen, Grete von 212
 Hahnl, Hans Heinz 11
 Haller, Miriam 351
 Hamsun, Knut 19
 Han, Bok Hie 342
 Hardin, James 352
 Härle, Gerhard 338
 Hárs, Endre 337, 342, 346
 Hartel, Wilhelm Ritter von 335
 Hartelius, Malin 353
 Härter, Andreas 342
 Hartmann, Grete 150
 Hasenclever, Walter 313
 Haspinger, Johann Simon
 (Joachim) 113
 Haunstein, Rolf 353
 Hauptmann, Gerhart 74, 94f., 121,
 147, 169f., 172f., 176f., 181, 245,
 269, 279, 305
 Hauptmann, Margarethe 169, 173,
 176
 Hauser, Regula 336
 Haydn, Joseph 27
 Hearn, Lafcadio 76
 Hebbel, Friedrich 75, 256
 Hebekus, Uwe 342
 Hebel, Johann Peter 191, 201
 Hecker, Axel 337
 Heimann, Moritz 91, 93, 95f.
 Heiseler, Henry von 174
 Heldhuser, Urte 351
 Heller, Erich 301
 Heller, Hugo 110
 Herder, Johann Gottfried 328
 Hermann, Frank 308–310, 320, 325
 Hermsdorf, Klaus 321, 324
 Herterich, Franz 162
 Herz, Joachim 354
 Herzfeld, Marie 335
 Hesse, Hermann 164, 348
 Hess-Lüttich, Ernest W.B. 338
 Heumann, Konrad 3, 7–9, 175, 183,
 334, 337, 369
 Heyking, Elisabeth von 200
 Heymann, Moritz 92
 Heymel, Alfred Walter 36, 38, 40,
 174
 Hildebrand, Olaf 343f.
 Hirsch, Rudolf 5, 7
 Hitler, Adolf 308
 Hock, Stefan 158, 287, 291
 Hoen, Maximilian von 109, 113f.
 Höfer, Anton 119
 Hoffmann, Josef 128
 Hofmann, Ludwig von 173
 Hofmannsthal, Anna Maria Josefa
 von 61
 Hofmannsthal, Christiane von 77,
 333–335
 Hofmannsthal, Franz von 60, 67, 77,
 334f.
 Hofmannsthal, Gertrud von 30, 39,
 41, 43, 46, 49, 67, 77, 82, 85, 90, 100,
 154, 165f., 333–337
 Hofmannsthal, Hugo Augustin von
 117
 Hofmannsthal, Octavian von 13
 Hofmannsthal, Raimund von 82,
 166, 334f.
 Hofmiller, Josef 248

- Holitscher, Arthur 313
 Homolka, Oskar 291f.
 Hotz, Karl 331
 Hoyos, Alexander Graf 118
 Huesmann, Heinrich 350
 Hugo, Victor 50
 Huré, Pierre-Antoine 345
 Ibsen, Henrik 74f., 240, 245, 249, 263f.
 Iffland, August Wilhelm 195, 255
 Ihering, Herbert 180, 277
 Ilgenstein, Heinrich 221
 Jacobi, Hansres 337
 Jacobs, Monty 180, 190, 275
 Jacobsen, Jens Peter 19
 Jacobsohn, Siegfried 180, 182, 233
 Jahn, Hans Henny 348
 Jandl, Paul 339
 Janès Nadal, Alfonsina 340
 Janouch, Gustav 311
 Japp, Uwe 342
 Jarno, Joseph 71
 Jesenská, Milena 307, 317
 Jirku, Brigitte von 349
 Jób, Dániel 260
 Jonas, Clara 170, 173, 176–178
 Jonas, Paul 169
 Joseph August, Erzherzog 115
 Joyce, Douglas A. 183
 Kaemmlin, Marie 125
 Kaendler, Johann Joachim 134
 Kafka, Franz 5, 301–329, 337
 Kafka, Hermann 322
 Kafka, Ottla 301, 319, 328
 Kahane, Arthur 129
 Kahn, Bernhard 169, 175f.
 Kahn, Emma 175
 Kahn, Franz 169, 175
 Kahn, Klara 169
 Kahn, Otto H. 154, 169, 175
 Kahn, Paul 5, 169–178
 Kahn, Robert 169
 Kainz, Josef 42, 275
 Kaiser, Georg 313
 Kalthoff, Albert 221
 Kaluga, Katja 359
 Kambas, Chryssoula 344
 Kanner, Heinrich 65
 Kappus, Franz Xaver 111
 Karg von Bebenburg, Edgar 65, 176
 Karg von Bebenburg, Hannibal 39
 Karl I., Kaiser von Österreich 15
 Karl, Erzherzog 113
 Kasarova, Vesselina 353
 Kassner, Rudolf 333f., 336
 Kayser, Rudolf 313
 Kayßler, Christine 220
 Kayßler, Friedrich 220
 Keats, John 351
 Kerschbaumer, Sandra 349
 Kessler, Harry Graf 57, 90f., 94f., 178
 Kesten, Kurt 308
 Keyserling, Eduard Graf von 337
 Kienzl, Hermann 182, 215, 237
 Kippenberg, Katharina 159
 Kirschner, Cornelius 287, 291
 Kisch, Egon Erwin 308, 310, 313, 325
 Kißel, Walter 336
 Kittler, Wolf 302
 Kjellen, Rudolf
 Klaar, Alfred 193, 253
 Kleie, Stefan 359
 Klein, Holger 347
 Kleinschmidt, Erich 325
 Kleist, Heinrich von 249, 253
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 75, 343
 Klopstock, Robert 315f., 327
 Knappertsbusch, Hans 164
 Knütter, Horst-Helmut 306
 Koch, Hans-Albrecht 300, 339
 Koch, Hans-Gerd 301f.
 Kolb, Rainer 349
 Kolleritsch, Alfred 338, 352
 König, Christoph 32, 332, 349
 Konrad, Claudia 183
 Konwitschny, Peter 353

- Korolenko, Wladimir 305
 Kotzebue, August von 195, 251
 Kovach, Thomas A. 339
 Kraus, Karl 296, 314
 Kronberger, Silvia 341
 Kunz, Alfred 287
 Kuttner, Hemma-Maria 352
 Lamb-Faffelberger, Margarete 342
 Lamping, Dieter 331
 Lanckorońska, Adelajda 335
 Lanckorońska, Karolina 335
 Lanckoroński, Antoni 335
 Lanckoroński-Brezezic, Karl Graf
 334–336
 Landauer, Gustav 306, 314
 Lang, Erwin 120, 148
 Langen, Albert 71
 Langer, Tanja 343
 Lania, Leo 308, 310
 Lăzărescu, Marana Virginia 345
 Le Rider, Jacques 346
 Lee, Song Hoon 342, 345
 Lee, Yeon-Hee 343
 Lensing, Leo A. 300
 Leonhard, Rudolf 309f., 313, 326
 Lessing, Emil 172
 Lessing, Gotthold Ephraim 195, 222,
 249, 270
 Lhote, Marie-Josèphe 352
 Liebermann, Max 170
 Liebknecht, Karl 314
 Liebscher, Julia 354
 Lindemann, Albert S. 304f.
 Lindtberg, Leopold 166
 Löffler, Berthold 298
 Lörincz, Csongor 337
 Lossen, Lisa 275f., 280
 Lothar, Rudolf 180, 221
 Loti, Pierre 19, 21
 Louzil, Jaromír 321
 Ludendorff, Erich 306, 308
 Lunzer, Heinz 118, 128, 131
 Luxemburg, Rosa 306, 314
 Maeterlinck, Maurice 19
 Magris, Claudio 29
 Mahler, Gustav 266
 Maillol, Aristide 90
 Malkani, Fabrice 341
 Mann, Heinrich 313
 Mann, Thomas 155f., 305, 338
 Marcolini, Camillo Graf von 141
 Marek-Kolb, Hermine 16
 Martens, Lorna 347
 Martin-Harvey, Sir John 151
 Marx, Alexander 327
 Masaryk, Tomáš Garrigue 316
 Matala de Mazza, Ethel 344
 Matl, Josef 21
 Mattenklott, Gert 18
 Matussek, Peter 339
 Maupassant, Guy de 19
 Mautner, Isidor 157
 Mautner, Stephan 157
 May, Jürgen 354
 Mayer, Mathias 5, 179–294, 296, 336,
 369
 Meidner, Ludwig 314
 Meier-Graefe, Julius 40
 Meinhard, Carl 91
 Mell, Max 11, 24f., 141, 164
 Mendelssohn, Peter de 76
 Metzger, Erika A. 347
 Meyer, Imke 345
 Michel, Adalbert 14, 44, 97
 Michel, Eleonora 14, 16, 44, 47f., 50,
 61, 73, 79, 85, 158f., 88, 90, 158
 Michel, Helene 44
 Michel, Karoline 44
 Michel, Leopold 14
 Michel, Marie 44
 Michel, Robert 5, 11–167
 Michelangelo 206f.
 Michel-Mossetig, Agathe 14, 16, 158,
 165f.
 Mohácsi, Eugen 182, 262
 Moissi, Alexander 70, 190, 196, 198,

- 200, 204, 210, 214, 221, 237, 240,
246, 261f., 268, 274f., 277, 279, 358
- Molnár, Ferenc 115
- Morabito, Sergio 354
- Morva-Lieszko, Alfred Mierka
von 115
- Mösch, Stephan 353
- Moser, Hans 286, 291
- Mosettig, Edwin 165
- Mozart, Wolfgang Amadeus 181,
216, 244, 264
- Mrazović, Milena 21
- Muff, Alfred 353
- Mühlberger, Joseph 20
- Müller, Michael 307
- Müller, Ulrich 341
- Müller-Funk, Wolfgang 22
- Müller-Hofmann, Wilhelm 148
- Muschg, Adolf 311
- Musil, Robert 344, 348
- Mußafia, Adolf 32
- Musset, Alfred de 247f.
- Muther, Richard 95
- Napoléon I. Bonaparte 264
- Nathan, Paul 327
- Neidhart von Gneisenau, August
Wilhelm Anton Graf 113, 165
- Nestroy, Johann Nepomuk 27, 270
- Neumann, Angelo (eigentl. Am-
schel) 92
- Neumann, Gerhard 3, 302, 336, 339,
369
- Nicolaus, Ute 340
- Niedeck, Gerda 155
- Nietzsche, Friedrich 27, 338
- Nilson, Einar, 287
- Nilson, Nils 292
- Nordhausen, Richard 214
- Nostitz, Alfred von 89
- Nostitz, Helene von 89, 335
- Nowak, Karl Friedrich 112, 115
- Nussbaum, Arthur 304f.
- Oels, David 332, 336, 349
- Olbrich, Joseph Maria 206
- Orlan, Pierre Mac 310
- Orosz, Magdolna 351
- Ortner, Johanna 12
- Osterkamp, Ernst 337
- Otten, Ellen 320
- Otten, Karl 313
- Pagay, Hans 196, 214
- Pannwitz, Rudolf 148, 335, 337, 350
- Pape, Manfred 296
- Paquet, Alfons 309, 325
- Pascal, Blaise 341
- Pascal, Gabriel 147
- Paszkowsky, Wilhelm 124
- Pater, Walter 338
- Patrick-Campbell, Stella 80f.
- Paul, Bruno 205
- Pecche, Martin 324
- Péladan, Josephin 63
- Perels, Christoph 343, 349, 354
- Perlmann, Michaela 295
- Perrig, Severin 336
- Petersen, Klaus 313
- Pfäfflin, Friedrich 4
- Pflaum, Richard 155
- Pittrof, Thomas 344
- Pizer, John 352
- Plotin 345
- Polgar, Alfred 293
- Polheim, Edda 343
- Pollak, Frieda 296
- Pornschlegel, Clemens 342, 344
- Poßner, Winfried 321
- Preuß, Hugo 314
- Prutsch, Ursula 54
- Prutti, Brigitte 345
- Pulvirenti, Grazia 346, 348
- Puthon, Heinrich 166
- Raddatz, Fritz J. 310
- Rang, Florens Christian 340
- Rathenau, Walther 170, 176f., 306,
314
- Redlich, Josef 109, 118, 160

- Reich, Bernhard 275, 278
Reich-Ranicki, Marcel 336, 343
Reinecke, Peter 134
Reinhardt, Else, geb. Heims 191,
198, 200, 210, 214, 221, 237, 240,
246, 261, 268
Reinhardt, Max 60, 70f., 84, 90f.,
94, 129, 148, 154, 157, 162, 169,
172, 180, 198, 200, 202, 220, 236,
239–241, 246, 259–261, 265f., 268,
278, 287f., 292, 335, 338, 350
Rembrandt 206f.
Renard, Jules 35
Renato, Cristin 348
Renner(-Henke), Ursula 3, 296, 336,
369
Riedel, Wolfgang 349
Riley, Anthony W. 311
Rilke, Rainer Maria 338, 344, 348,
352
Rinkenberger, Norman 359
Ritter, Ellen 18, 160
Rittner, Thaddäus (Tadeusz)
110–112
Robertson, Richie 348
Robespierre, Maximilien de 60
Rodewald, Dierk 170
Roessler, Peter 350
Rölleke, Heinz 336
Roller, Alfred 148
Rosegger, Peter 27
Rosenbaum, Richard 106f.
Rote, Richard 244
Roth, Gerhard 338, 352
Roth, Joseph 310f., 313
Rovagnati, Gabriella 297, 352
Rudolf, Erzherzog 24
Ruppin, Arthur 304, 316
Rychner, Max 334
Said, Edward W. 21
Salten, Felix 33, 58, 96, 102, 283
Salvan-Renucci, Françoise 350
Salvator, Heinrich Ferdinand 56
Samuel, Maurice 304f.
Sandner, Wolfgang 353
Sauer, Oscar 275
Schaefer, Grete 303
Schalk, Franz 174
Schalk, Lili, geb. von Hopfen 334
Scharffenberg, Renate 334
Scharnhorst, Gerhard Johann David
von 113, 165
Scheffer, Katrin 359
Scheible, Hartmut 351
Scheiner, Barbara 340
Scheyer, Moriz 288
Schickele, René 313
Schildkraut, Rudolf 191, 197, 200,
202–204, 210, 214, 221, 236, 240,
246, 261f., 268
Schiller, Friedrich 75
Schings, Hans-Jürgen 344
Schipper, Gerold 351
Schlaud, Catherine 359
Schlegel, August Wilhelm von 195
Schlesinger, Franziska 125
Schlesinger, Hans 55f.
Schlieben, Barbara 347
Schlötterer, Reinhold 354
Schmid, G. Bärbel 5, 331–354, 370
Schmid, Martin E. 170, 336
Schmidt, Jochen 344
Schmidt-Dengler, Wendelin 351
Schmidt-Radefeld, Jürgen 339
Schmitt, Carl 340, 342
Schmitz, Heinke 308–310, 320, 325
Schmujlow, Wladimir 170
Schneider, Wolfgang 343
Schnell, Ralf 340
Schnitzler, Arthur 42, 46, 49, 62, 69,
72, 84, 176–178, 181, 224, 234, 249,
266, 295–300, 338f., 351
Schnitzler, Günter 3, 336, 370
Schreker, Franz 266
Schröder, Rudolf Alexander 11, 36,
38–40, 97

- Schubert, Werner 336
 Schulin, Ernst 5, 169–178, 370
 Schuller, Wolfgang 342
 Schulz, Gerhard 349
 Schuster, Gerhard 23
 Schwarz, Hans-Günther 338, 341
 Schwob, Anton 345f., 351
 Seelig, Carl 323f.
 Seip, Jörg 353
 Seipel, Ignaz 149
 Seitz, Norbert
 Sekine, Yuko 346, 350
 Sembdner, Helmut 122
 Seng, Joachim 332, 340, 354–358, 370
 Shakespeare, William 195, 206–208, 222f., 267
 Shaw, George Bernard 264
 Sicks, Kai Marcel 337
 Siemsen, Hans 310
 Simonek, Stefan 353
 Söhnstorff, Alfred (eigentl. Arthur Luzatto) 111–112
 Sokolsky, Jane 339
 Sombart, Werner 95, 305
 Sophokles 250, 264
 Sorger, Brigitte 345
 Sorma, Agnes 70
 Specht, Richard 182, 266
 Speidel, Felix 160
 Spohr, Mathias 354
 Sprengel, Peter 339
 Sprenger, Bernd 319
 St. Denis, Ruth 89
 Steiner, Erich Johannes 111
 Steinhausen, Jan 338
 Steinlein, Rüdiger 348
 Stemme, Nina 353
 Stendhal 18
 Stephan, Inge 348
 Stern, Alexander 292
 Stern, Ernst 204, 221, 340
 Stern, Malgonia 174
 Stern, Martin 24f., 27, 94, 337, 350
 Sternheim, Carl 313
 Stifter, Adalbert 27
 Strack, Friedrich 338, 341
 Strathausen, Carsten 347
 Strauss, Richard 95, 150, 152f., 266, 335, 350, 353f.
 Streckner, Karl 274
 Strindberg, August 74
 Stückl, Christian 353
 Sudermann, Hermann 91, 251
 Surowska, Barbara 339
 Svatos, Martin 301
 Symons, William 80f.
 Syndram, Karl Ulrich 347
 Tandler, Cäcilie 16, 164
 Taschner, Rudolf 352
 Tauernstorff, Johann Löbl von 109
 Terwin-Moissi, Johanna 287
 Teschner, Richard 147
 Thimig, Helene 158, 284, 291f.
 Thimig, Hugo 107, 109
 Thun-Hohenstein, Paul Graf 121
 Thun-Salm, Christiane Gräfin 334f.
 Thurn und Taxis-Hohenlohe, Fürstin Marie von 334
 Tieck, Ludwig 339
 Tolstoj, Lew 74
 Torczyner, Harry 326
 Trakl, Georg 113
 Trautner, Eduard 308, 310
 Trčka, Anton Josef 158
 Tressler, Otto 162
 Trinks, Jürgen 349
 Tucholsky, Kurt 310
 Tucić, Srđan 67
 Twellmann, Marcus 342
 Uhlig, Christin 352
 Ungern-Sternberg, Armin von 337
 Unseld, Joachim 302f.
 Urack, Christian 359
 Valéry, Paul 339
 Velde, Henry van de 206

- Volke, Werner 12, 23, 90
 Vollhardt, Friedrich 340
 Voltaire 225
 Vukobrankovics, Milica 326
 Wagenbach, Klaus 301
 Wagner, Benno 337
 Wagner, Birgit 22
 Waldau, Gustav (eigentl. Freiherr
 von Rommel) 158, 286
 Walden, Harry 200
 Walk, Cynthia 154
 Wallenstein, Albrecht Wenzel
 Eusebius von 121
 Wandruszka, Marie Luise 348
 Ward, Philipp Marshall 352
 Wassermann, Jakob 147, 178
 Wassermann, Julie 127
 Watteau, Jean-Antoine 238
 Weber, Hermann 347
 Wedekind, Frank 181, 244f.
 Wegener, Paul 200
 Wehler, Hans-Ulrich 306
 Weinberger, Jaromír 164
 Weinzierl, Ulrich 336f., 343
 Weiß, Ernst 308, 313f., 319f., 326
 Welser-Möst, Franz 353
 Welzig, Werner M. 42, 69
 Werfel, Franz 266
 Wessely, Paula 353
 Widmann, Joseph Viktor 180, 247
 Wiegler, Paul 162
 Wieler, Jossi 354
 Wiesenthal, Berta 165
 Wiesenthal, Elsa 165
 Wiesenthal, Grete 165
 Wieser, Wolfgang 349
 Wilderotter, Hans 177
 Wilhelm II., Kaiser 314
 Wilke, Sabine 346, 351
 Wimmer, Maximilian 148
 WoIWode, Lina 287, 291
 Wolfenstein, Alfred 313
 Wolff, Kurt 312f., 318, 320f.
 Wunberg, Gotthart 3, 336, 370
 Yorck von Wartenburg, Ludwig
 Graf 113, 165
 Zangerle, Ignaz 19
 Zech, Paul 314
 Zelle, Carsten 348
 Zeller, Bernhard 320
 Zeyringer, Klaus 54
 Zifferer, Paul 102, 164, 181, 183
 Zipfel, Frank 331
 Zobeltitz, Hanns von 92, 95f.
 Zoff, Otto 23
 Zola, Émile 74
 Zvetanov, Boiko 353
 Zweig, Arnold 180, 272, 317
 Zweybrück, Franz 117
 Zymner, Rüdiger 349

